BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Montjoie, Christophe Félix Louis Ventre de la Touloubre, 1746-1816

Lebensgeschichte der Gemalin Ludwigs XVI, Marie Antoinette, Königin von Frankreich Mit dem Bildnisse der Königin

Bd.: Erster Theil

Leipzig 1798

Gall.rev. 617 n-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10423127-6
VD18 90630130

Gall. rev. 617 n

Montjoye

Gall. rev. 617 n-1

<366024189900016

<366024189900016

Bayer. Staatsbibliothek

~~H. gall. 10 d~~ =

Lebensgeschichte

der

Gemalin Ludwigs XVI.

Marie Antoinette

Königin von Frankreich.

Aus dem Französischen

des

Herrn von Montjoye.

Erster Theil.

Mit dem Bildnisse der Königin.

Leipzig,

im Verlage der Dykischen Buchhandlung

1798.

La vertu malheureuse en ces jours criminels,
Annonce à ma raison les siècles éternels,
Pour la seule douleur, la vertu n'est point née,
Le ciel a fait pour elle une autre destinée.

Gresset.

BIBLIOTHECA
LUDOVICI II.
REGIS

Zueignungsschrift des Verfassers

an

Madame Royale *).

Madame,

Von der frühesten Kindheit an war es Ihre Bestimmung, der ganzen Welt als ein erhabenes Beyspiel von Unglück und Muth vor Augen gestellt zu werden. Was Ihnen entrissen ward, bleibt sowohl für Ew. Königliche Hoheit, als für ganz Frankreich, ein unersetzlicher Verlust. Nie werden hinführo der französischen Nation jene Vortheile zufliessen, welche sie unter der väterlichen Regierung eines Königs zu hoffen hatte, der so gerechtliebend, so gut war, und dessen wohlthätige Absichten seine erhabene Gemalin bey jeder Gelegenheit mit der lebhaftesten Theilnahme zu befördern suchte. Nie, Madame, wird Ihnen die Welt durch irgend etwas, wie es immer Namen

*) Die hinterlassene Tochter Ludwigs XVI.

haben möge, den Verlust jener Glückseligkeit ersetzen, welche Sie sich von der zärtlichen Sorgfalt Ihrer geliebten Eltern versprechen konnten, deren Sie gerade in dem nemlichen Zeitpunkte beraubt wurden, wo sich die Triebe der Dankbarkeit und Liebe, welche sie in so hohem Grade verdienten, erst recht in Ihrem jugendlichen Herzen zu entwickeln begannen.

Ew. Königliche Hoheit waren ihre Leidensgefährtin. Ihr unschuldsvolles Alter, die Reinigkeit Ihres Geistes, die liebenswürdige und anhaltende Bereitwilligkeit, womit Sie die Lehren derselben befolgten, die Keime der reichhaltigsten Anlagen, deren Entwickelung sie schon in der Blüthe des Lebens an Ihnen bemerkten, Ihre Wahrheitsliebe, Ihre Empfindsamkeit, dieß waren die Trostgründe, welche so oft und so viel zur Beruhigung jener unglücklichen Personen beytrugen, die von der Bosheit der Menschen alle nur erdenkliche Drangsale zu erdulden hatten. Was bleibt Ihnen übrig, Madame, als daß Sie die Standhaftigkeit dieser Heldenseelen nachahmen, daß Sie Ihr Augenmerk so oft als möglich auf jene unvergängliche Belohnung richten, die endlich

ihrer Tugend jenseits des Grabes zu Theil ward? Nur diese Betrachtung kann nach und nach den tief empfundenen Schmerz lindern, dem Sie so gern im Innersten Ihres Herzens immer neue Nahrung verschaffen. Ein Land, das mit so schweren Verbrechen besudelt ward, wo so viel Blut, so viele Thränen vergossen wurden, konnte ihnen nicht länger zum Aufenthalt dienen. Statt jener vergänglichen Krone, die ihnen hienieden die Wuth empörter Leidenschaft entriß, erlangten sie die Krone der Unsterblichkeit. Sie waren es werth, daß ihnen eine ungestörte Glückseligkeit zu Theil wurde, und genießen sie nun auf immer.

Im Schooße des Allgütigen, der Ihnen, Madame, alle Vorzüge Ihrer verklärten Eltern verlieh, sehen Sie theilnehmend auf das Schicksal Ew. Königlichen Hoheit herab. Ihre Sorgfalt für Ihr Wohl ist noch immer die nemliche, ist Ihnen immer zugegen, ob Sie dieselbe gleich nicht mehr so wahrnehmen, wie sonst.

Handeln Sie großmüthig, edel und nachsichtsvoll, wie sie! Unterlassen Sie nie, dem unglücklichen Frank-

reich alles Gute zu wünschen! Es hat zwar eine Menge der entsetzlichsten Greuelthaten abzubüssen, verdienet aber dennoch in so fern bemitleidet zu werden, als die Verbrechen einer verhältnißmäßig nur kleinen Anzahl seiner Kinder nicht als Verbrechen des ganzen Landes zu betrachten sind. Wie wäre es auch möglich, Madame, daß Sie demselben hinführo Ihre Theilnahme gänzlich versagen könnten, da Ihr Herz ganz von der nemlichen Milde durchdrungen ist, die weiland Ihre Durchlauchtigsten Eltern beseelte; da Sie mit den Tugenden derselben zugleich ihre Gesinnungen erbten; und da Sie hiernächst jene erhabene Worte Ihrer Königin Mutter „ich sah alles, ich hörte alles; ich habe aber alles wieder vergessen," sich tief ins Gedächtniß prägten?

Wenn Ewr. Königlichen Hoheit dieses Pflichtopfer, welches ich Ihnen hiermit zu widmen wage, je zu Gesicht kommen sollte, so diene es Ihnen zu einem Beweis der tiefen Ehrfurcht, welche ich für die liebenswürdigen und ausgezeichneten Eigenschaften einer Fürstin hege, die leider nur zu sehr verkannt wurde, deren Verlust aber von der französischen Nation, der endlich die Augen wieder aufgegangen sind, und bey

welcher nun nach und nach das Gefühl der natürlichen Billigkeit wieder eintritt, täglich mehr bedauert wird.

Ich habe jenen düstern Kerker, in welchem Sie so manche Thräne weinten, in Augenschein genommen. Ein heiliger Schauer überfiel mich, als ich daselbst jene Beweise der zärtlichsten Liebe wahrnahm, die Sie der besten unter allen Müttern gewidmet hatten. Sie wußten noch nichts von ihrem Geschick, als sie Ihnen bereits, so wie Ihre Prinzessin Tante, auf immer entrissen war. Da Ihnen die unbarmherzigen Gefangenwächter weder Feder noch Dinte zukommen ließen, so bedienten Sie sich einer Stecknadel, mit deren Knopfe Sie, nicht weit vom Eingange des ersten Zimmers, auf die Papiertapete, welche eine Art von vorspringendem Mauerwerk in erhabener Arbeit vorstellte, die rührenden Ausbrüche der Zärtlichkeit niederschrieben, welche Sie für eine Mutter empfanden, die deren so würdig war.

Dort las ich Folgendes: Es lebe meine gute Mutter, die ich so herzlich liebe, und von welcher ich leider gar keine Nachricht erhalten kann!

Weiterhin stand: Charlotte ist die unglücklichste Person auf der Welt; man giebt ihr

keine Nachricht von ihren Eltern, will sie durchaus nicht zu ihrer Mutter thun, ob sie gleich zu tausend Malen darum gebeten hat.

Was ich Ihnen hier vorlege, ist ein treues Gemälde dieser so innig geliebten Mutter. Dieses Gemälde wird zwar schmerzliche Rückerinnerungen in Ihrer Seele erregen; es wird Sie aber auch zugleich an grosse Tugenden erinnern, und bey dessen Betrachtung werden Sie sich vielleicht mitten in Ihren Leiden von neuer Stärke beseelt, und um so mehr ermuntert fühlen, dieselben in Geduld zu ertragen.

Allem Vermuthen nach werden Sie das Urtheil fällen, daß ich, ungeachtet meines thätigsten Bestrebens, die Vollkommenheit meines Originals zu erreichen, weit unter demselben zurückgeblieben sey. In diesem Fall werden Sie wenigstens mit meinem guten Willen vorlieb nehmen.

Ich verharre in tiefster Ehrfurcht

Madame

Ewr. Königlichen Hoheit

unterthänigster treu-gehorsamster Diener

Montjoye.

Vorrede des Verfassers.

Das Werk, welches man hier zu lesen bekömmt, ist keine Lobschrift, kein Ehrendenkmal, noch weniger aber eine Satire. Ist etwa der gute Ruf Marien-Antoinettens nicht arg genug verlästert worden? Ward je ein Herz vom Gift der Verläumdung auf eine grausamere Weise zerfleischt, als das ihrige?

Ich kenne die ganze Macht der Vorurtheile mehr als zu wohl, welche diese unglückliche Fürstin noch dermalen wider sich hat. Ich weiß, daß es sich die Anhänger des Hebert und Marat noch immer zum angelegensten Geschäft machen, ihr Andenken zu schmähen. So gab unter andern ein gewisser Herr Franzois Pages ganz neuerlich eine sogenannte geheime Geschichte der französischen Revolution heraus, worin er zwar kein Geheimniß derselben enthüllt, sich aber in Betreff der hochseligen Königin folgendergestalt ausdrückt:

„Es liegt am Tage, daß das Uebergewicht, „welches die Königin und der Graf von Artois er„langt hatten, so wie die verschwenderische Habgier „dieser beyden Personen, die eigentliche Veranlassung „waren, weswegen Turgot und Necker ihre Stel„len niederlegten *).“

Wenn dieß so deutlich am Tage liegt, so hätte der Verfasser doch wenigstens eine oder die andere Thatsache anführen sollen, worauf diese vorgebliche Meinung sich gründet. Wie gieng es denn zu, daß Fouquier-Tainville, der doch sonst eben keiner der gewissenhaftesten war, diese am Tage liegende Wahrheit, in seiner Anklageacte gegen Marien-Antoinetten, als eine offenbare Lüge unberührt ließ? Fürwahr, es gehört viel dazu, wenn man es in der Kunst, grundlose Beschuldigungen zu erdichten, sogar einem Fouquier-Tainville zuvorthut!

Weiterhin behauptet dieser nemliche Schriftsteller, was Frankreich hauptsächlich ins Unglück gestürzt habe, sey der fatale Einfluß, welchen Madame Polastron de Polignac, die, wie er sagt, den ganzen Stolz der Marschallin D'Ancre besaß, auf die Königin hatte **). Was soll man auf eine Angabe dieser Art antwor-

*) Im ersten Theil der Originalausgabe S. 59 und 60.
**) Ebendaselbst S. 72.

ten? Nichts, und zwar deswegen, weil sie sich auf keinen einzigen Beweisgrund stützt.

Endlich hat dieser Herr Franzois Pages die Frechheit, sich ohne den geringsten Anstand des schamlosen Ausdrucks zu bedienen: die Regierung Ludwigs *XVI.* habe das Zeitalter des Claudius und der Messalina von neuem in Erinnerung gebracht *). Wer in einem solchen Tone spricht, der giebt sich als Verläumder, als Pasquillant zu erkennen, und handelt offenbar gegen die Würde des historischen Schriftstellers, der seine Erzählung mit unumstößlichen Beweisen belegt.

Daß dieser Herr Pages eine so beleidigende Sprache führt, ist eben nicht sehr befremdend, da er die schlechtesten Menschen seines Zeitalters zu Gewährsmännern gewählt, und die Materialien seiner Geschichte aus den unsaubern Schmierereyen eines Hebert und Marat zusammengestoppelt hat; desto trauriger ist es hingegen, wenn selbst verständige Männer, die niemanden aufs Wort glauben sollten, noch heutiges Tages die ehrenrührigen Gerüchte wiederholen, die von den unbarmherzigen Verfolgern und Widersachern der Königin gegen diese unglückliche Person ausgesprengt wurden. Schwerlich wird jemand nachstehende Behauptung des Herrn de Fon-

*) Ebend. S. 73.

tanes in einem der schätzbarsten Journale *) durchlesen können, ohne sich zugleich von Erstaunen und Unwillen ergriffen zu fühlen. „Es ist nicht zu läugnen, sagt er, daß sich die Königin schwere Vergehungen zu schulden kommen ließ; sollten denn aber die mannichfaltigen Leiden und Mißhandlungen, welche man in ihren letzten Lebenstagen auf ihrem Haupte zusammen häufte, dem Mitleiden nicht zum Beweggrunde dienen, sie wenigstens noch im Grabe vor Beleidigungen zu sichern?“

Aus der erkünstelten Einkleidung dieser Stelle leuchtet eine gewisse Heucheley hervor, die jedes fühlende Herz empört. Wenn das Mitleid Marien-Antoinettens Grab schützen soll, warum versündigt man sich denn, so ganz ohne alle Veranlassung, an ihrer Asche? Warum sucht man denn ihr Andenken durch den Vorwurf schwere Vergehungen zu entehren, ohne nur eine einzige dieser Vergehungen namhaft zu machen? Hätten wohl ihre ärgsten Verläumder etwas Nachtheiligeres gegen sie vorbringen können?

Herr De Fontanes besitzt zu viel Rechtschaffenheit und Wahrheitsliebe, als daß er nicht über kurz oder lang wünschen sollte, diese Zeilen wieder zurück nehmen zu können, die seiner Feder, wahrscheinlich

*) Im Memorial No. 24. S. 3.

ohne vorgängige Ueberlegung, entwischten. Wenn es ihm ernstlich darum zu thun ist, sein Urtheil nach wirklich erwiesenen Thatsachen zu bestimmen, so wird er bald einsehen lernen, daß man nicht sowohl das Mitleiden, als vielmehr die Gerechtigkeit auffordern müsse, das Andenken der Königin vor unverdienter Schmach zu schützen.

Wie lange soll denn endlich jene Tollheit noch fortdauern, vermöge deren man alles Unheil, das unsere Revolution nach sich zog, nur immer den vorgeblichen Fehltritten Ludwigs *XVI* und seiner Gemalin zur Last legt? Wir müssen doch in der That noch zur Zeit sehr unerfahrne Neulinge im Fache der Staatskunst seyn, daß wir die wahre Ursache jenes Unglücks nicht da entdecken, wo sie einzig und allein zu suchen ist.

Das, wodurch in unsern Tagen alles zerrüttet und dem Untergange preis gegeben wurde, war dieß, daß die Minister nicht das geringste von allem dem vorher sahen, was sich nun wirklich ereignet hat. Daher kam es, daß sie, denen es gar nicht einfiel auf Hülfsmittel oder Rettungsanstalten bedacht zu seyn, den ausserordentlichsten Ereignissen immer nur Stolz oder Schrecken entgegenstellten; und als sie sich endlich übermannt sahen, sagten sie sehr naiv: Wer hätte dieß alles vorhersehen können?

Natürlicher Weise mußte unser Unglück desto fürchterlichere Folgen nach sich ziehen, da es wider alles Erwarten über uns hereinbrach. Wenn die Minister alle die Begebenheiten, welche sich in der Folge gegen sie hervorthaten, nur auf die entfernteste Art geahnet, wenn sie so gehandelt hätten, als wenn diese Begebenheiten wirklich eintreten müßten, dann würde die monarchische Regierung nie gestürzt worden seyn. Zur Zeit der Ruhe sollte man jene Vorkehrungen treffen, welche zur Zeit der Gefahr erforderlich sind; dann würde man nicht gleich in Furcht, in Schrecken gerathen, wenn über kurz oder lang ein Wettersturm furchtbar einherbrauset. Nachlässigkeit ist aber leider eines der Uebel, mit welchem alle Menschen ohne Ausnahme behaftet sind. Was man täglich treibt, das behandelt man endlich als eine Art von Schlendrian. Man regiert; alles scheint seinen Gang von selbst zu gehen; man bekümmert sich weiter um nichts, schläft ein, und vergißt, daß man die Zügel in der Hand hält.

Hiernächst wird aber auch jeder Billigdenkende den Satz zugeben, daß ein Regent das herrlichste Talent vom Himmel erhalten haben kann, das zur Regierung eines Reichs erforderlich ist, und daß sich demungeachtet nicht mit Gewißheit erwarten läßt, ob er auch wirklich gut regieren werde. Denn, es giebt in den politischen Ereignissen eben solche Zufälligkeiten,

wie im Spiel. Der geschickteste Spieler ist nicht immer der, welcher gewinnt. Nicht selten tritt eine oder die andere sonderbare Combination ein, die man unmöglich vorhersehen konnte, und dann macht ein plötzlicher Glückswechsel alle Klugheit zunichte.

Welche Verhaltungsregeln kann man einem Fürsten anrathen, der ohnehin noch jung ist, und sich wider alles Vermuthen in eine der sonderbarsten Revolutionen verwickelt siehet? Welche Vorwürfe können ihn treffen? Als die Unruhen in Frankreich zum Ausbruch kamen, konnte Ludwig *XVI* und der Staat nur durch ein glückliches Wagstück gerettet werden. Dadurch, daß man sich so mancherley gefallen ließ, und den Mantel immer nach dem Winde drehte, ward alles verdorben. Die Minister sahen nicht ein, daß man in der Lage, worin sich das Königreich befand, ganz ungewöhnliche Mittel zu Hülfe nehmen müsse. Diese Lage war von der Art, daß kein System, keine Ordnung, keine Grundsätze, im Allgemeinen mehr Statt finden konnte. Fehler begehen, war unter diesen Umständen tausendmal besser, als gar keine Parthey nehmen. In dringenden Gefahren giebt es nur eine Politik, eine Moral, ein Gesetz, nemlich: Rettung des Staats.

Da die Minister Ludwigen *XVI* und die Monarchie nicht mit hinlänglicher Macht ausgerüstet, son-

dern vielmehr beyde der ganzen Wuth ihrer abgesagtesten Feinde bloßgestellt hatten, so konnte es nicht anders seyn, als daß Ludwig *XVI* und die Monarchie zu Grunde gehen mußten; denn es giebt, wie schon der Abbe Mably sehr richtig bemerkt hat, in der Staatskunst eben so wie in der Arzneykunst, gewisse Uebel, gegen welche kein Hülfsmittel anschlägt.

Hier, in dieser Lage der Dinge, ist der Grund unsers Elends zu suchen, und nicht in den vorgeblichen Fehltritten der Königin. Ich für meine Person kann mit Wahrheit versichern, daß ich unter diesen zahllosen Erdichtungen, welche anfänglich von einigen unzufriedenen und übel berathenen Hofleuten im Publikum verbreitet wurden, und deren sich nachher der verabscheuungswürdige Orleans zum Behuf seiner königsmörderischen Absichten bediente, schlechterdings nichts gefunden habe, als unverbürgte Gerüchte, alberne Mährchen, und Anecdoten, die offenbar mit einander im Widerspruch stehen; mit einem Worte nichts Erwiesenes, nichts, das irgend jemand auf eine feyerliche Art erhärten wollte.

Es fällt von selbst in die Augen, daß ich, ohne mich des Verbrechens jener Betrüger theilhaftig zu machen, die Materialien zu gegenwärtiger Lebensgeschichte der Königin, unmöglich aus anonymen Schmähschriften entlehnen konnte, worin nicht eine

einzig

einzige Angabe vorkömmt, die einiges Zutrauen verdient.

Das meinige setzte ich bloß auf erwiesene Thatsachen, das heißt, auf solche, deren Wahrheit allgemein eingestanden, oder durch authentische Urkunden erwiesen, oder von solchen Augenzeugen bekräftigt worden ist, deren Name mit Achtung genannt und deren Glaubwürdigkeit von Niemanden bezweifelt wird.

Wenn diese Thatsachen dem Andenken der Königin Marie-Antoinette zur Ehre gereichen; wenn ihre eigenen Handlungen, ihre eigenen Worte, ihr eigenes Verhalten, sie loben, so wird man mir um so weniger den Vorwurf machen können, als ob ich, in der Absicht eine vortheilhafte Idee von dieser Fürstin zu verbreiten, irgend etwas erdichtet habe.

Demzufolge kann hier der Umstand gar nicht in Betrachtung kommen, zu welcher Parthey sich der Verfasser dieses Werkes bekenne. Seine Meinung in Betreff unserer revolutionären Bewegungen sey welche sie wolle, so wird man ihm dennoch, so lang er nemlich bloß solche Thatsachen vorträgt, die ihren Beweis in sich selbst enthalten, auf keinen Fall das Recht versagen dürfen, für einen glaubwürdigen Gewährsmann zu gelten *).

*) Eine Anspielung, auf eine Stelle in Rulhiere's zweytem Schreiben an die Frau Gräfin von Egmont.

Ich habe mich nach der wahren Beschaffenheit der Dinge bey Personen erkundigt, welche die Ehre hatten um die Königin zu seyn; besonders bey solchen, die ihr seit dem Ausbruch der Revolution, bis zu dem fürchterlichen Tage des zehnten August, nie von der Seite wichen. Ich habe hiernächst auch mit mehrern andern Personen gesprochen, welche während ihrer Verhaftung, im Tempel und in der Conciergerie, Zutritt bey ihr hatten. Ich habe endlich die Erlaubniß gehabt, mehrere sehr wichtige Actenstücke zu benutzen, die in einem öffentlichen Depot gleichsam vergraben lagen, und eben darum gar nicht bekannt wurden. Ihre Aechtheit ist so entschieden, daß selbst der erklärteste Revolutionär dieselbe nicht wegläugnen wird.

Kurz, ich habe weder Sorgfalt noch Mühe gespart, damit dieses Werk alles enthalte, was in dem Leben der Königin nur irgend von einiger Wichtigkeit war, und ich darf hoffen, daß Niemand dasselbe durchlesen werde, ohne sich von dem Ungrunde jener Vorurtheile zu überzeugen, welche von boshaften Menschen bloß deswegen gegen diese Fürstin verbreitet wurden, damit sie dadurch Gelegenheit gewinnen möchten ihr Vaterland in Stücken zu zerreissen.

Solchergestalt würde ich dann also eine zweyte Pflicht erfüllt haben, die meinem Herzen sehr theuer

und werth ist. Nachdem ich nemlich im Namen des vernünftigen Theils der französischen Nation den Tribut, welcher den preiswürdigen Eigenschaften Ludwigs *XVI* mit so vielem Rechte gebührt *), seinem Schatten dargebracht habe, trete ich nun auch auf, die erhabene und würdige Gattin dieses vortrefflichen Königs vor dem Richterstuhle der Nachwelt zu vertheidigen.

Ich wiederhole hier nochmals die Versicherung, daß weder Intrigue, noch Partheygeist, noch irgend eine Art von persönlichem Interesse, auf das Sühnopfer, welches ich diesen im höchsten Grad unglücklichen Personen darbringe, nicht den allergeringsten Bezug hatte. Dieß kann um so weniger einigem Zweifel unterworfen seyn, da sie nunmehr in der Nacht des Grabes ruhen, und denen, die ihnen treu blieben, keinen Vortheil gewähren. Wer sich in dem Zeitalter, worin wir dermalen leben, zum Vertheidiger der unterdrückten Unschuld aufwirft, der hat sich fürwahr keine Gunstbezeugungen zu versprechen, und um so weniger wird er darum ansuchen. Unter denen, die darauf antrugen, daß das Blut Ludwigs und Marien-Antoinettens vergossen werden solle, be-

*) Diese Stelle wird dadurch verständlich, daß dieser nemliche Verfasser ein Eloge de Louis XVI geschrieben hat.

fanden sich welche, die dermalen die oberste Staatsgewalt in Händen haben, und folglich über unser Schicksal gebieten können. Diesen und nicht den erhabenen Schlachtopfern, welche sie hinrichten ließen, würde ich meinen Weihrauch dargebracht haben, wenn ich bey meinem Unternehmen auf meine Ruhe, auf meine Sicherheit, oder auf irgend eine Art von persönlichem Interesse Rücksicht genommen hätte.

Es sey fern von mir, daß ich mir diese Uneigennützigkeit zum Verdienst anrechnen sollte; im Gegentheil führe ich diese Bemerkung bloß deswegen an, weil es mir scheint, als wenn sie dereinst meinem Zeugniß in den Augen der Nachwelt einiges Gewicht geben könne. — —

Lebensgeschichte
der
Königin Marie-Antoinette
von Frankreich.

Erstes Buch.

Das Leben eines Mannes, der als oberster Regent über ein großes Reich herrschte, gleich viel übrigens ob er den Krieg oder den Frieden liebte, bietet schon deswegen, weil alles auf seinen Kopf ankam, schon deswegen, weil das Wohl oder Wehe mehrerer Millionen Menschen auf seinen Einsichten oder Irrthümern beruhte, dem Grabstichel der Geschichtmuse sehr reichhaltigen Stoff zu großen Gemälden dar. Da findet der Schriftsteller ein weites Feld vor sich, Schlachten zu beschreiben, Kabinetsgeheimnisse zu ergründen, die Mysterien der Politik zu entschleyern, hervorstechende Handlungen zu würdigen, und tausenderley andere Dinge in seine Erzählung zu verweben, wodurch dieselbe eben so sehr an Mannichfaltigkeit als an Interesse gewinnt.

Dieses Vortheils habe ich mich nicht zu erfreuen. Die unglückliche Fürstin, deren Eigenschaften und traurige Schicksale ich in gegenwärtigem Versuche zu schildern wage, saß zwar auf einem der vornehmsten Thronen Europens, war aber nichts weniger als souverain. Sie genoß zwar die ganze Hochachtung, das ganze Vertrauen des Monarchen, der diesen Thron mit ihr theilte, spielte aber nur die subalterne Rolle seiner Gattin, seiner Lebensgefährtin, hatte nicht einmal Antheil an seiner Machtvollkommenheit, und wurde nie zu den Berathschlagungen gezogen, welche Staatssachen betrafen. Ihr Rang umgab sie zwar mit aller Pracht und Majestät, die einer Königin gebührt, gewährte ihr aber, so erhaben er immer war, keinen andern Vorzug, als daß er sie vor allen andern Unterthanen auszeichnete, und ihr die einzige Verbindlichkeit auferlegte, denselben in ihrer Person ein Beyspiel des Gehorsames vor Augen zu stellen. Kurz, sie hatte weder das Recht Gesetze zu geben, noch Tractaten zu schließen, noch Gesandschaften zu verschikken, noch Kriegsheere zu befehligen, noch Minister zu ernennen und dieselben mit den erforderlichen Instructionen zu versehen.

Es ist daher leicht zu erachten, daß in der Lebensbeschreibung dieser Fürstin keine von jenen imponirenden Scenen vorkommen werde, welche der Welt diejenigen darstellen, die den Gang der Staatsangelegenheiten ohne fremde Beyhülfe leiten, und sich dadurch auf

einen Standpunkt emporschwingen, wo man sie selbst dann nicht ohne Wohlgefallen anschauet und beobachtet, wenn es ihnen auch wirklich an Kenntnissen mangelt, um gut regieren zu können. Hingegen stützt sich meine Geschichtserzählung auf ein Interesse ganz anderer Art, das dieselbe gewiß nicht fallen lassen wird.

Obgleich die Königin, welche den Gegenstand derselben ausmacht, sowohl von den Rechten als von den Verpflichtungen der königlichen Gewalt ausgeschlossen war, so ward sie dennoch, vermöge ihres Geschmacks, ihrer Sitten und Verbindungen, ihres Genie's und ihres vertrauten Umgangs mit dem Monarchen, in alle öffentliche Vorfälle auf eine ganz sonderbare Weise verwickelt. Anders konnte es auch unmöglich in jenem Zeitalter seyn, wo ein allgemein verbreiteter Geist der Unruhe, wo die Neuerungswuth und die Schmähsucht in der Nähe des Throns immer neue Nahrung und neuen Vorwand zu Beschönigung ihres strafbaren Vorhabens suchten.

Wiewohl diese Königin noch nicht über die Jugendjahre hinaus und von einem uralten Kaisergeschlecht entsprossen war, so machte sie doch die Vorzüge ihrer hohen Geburt und des Diadems, welches sie trug, nie anders als nur mit Mäßigung gelten. Ob sie gleich immer von Fallstricken umgeben, immer den Dolchstichen der Verläumdung bloßgestellt war, so gestattete sie doch

nie dem Gefühl des Hasses, sich ihres Herzens zu bemeistern. Ob sie gleich in ihren besten Lebensjahren von dem Gipfel irdischer Hoheit in den tiefsten Abgrund des Elends herabgeschleudert ward, so ertrug sie dennoch diesen fürchterlichen Glückswechsel mit standhaftem Muthe. Als es ihr wohlgieng, fand sie ihr größtes Vergnügen darin, den Menschen Gutes zu thun; kannte sie keinen andern Stolz als nur den, ihrem Gemahl Ehre zu machen; keine reinere Wonne als die, den Verdruß zu mildern, welchen ihm der Undank seiner Unterthanen verursachte. Als man ihr alles entrissen hatte, kränkte sie sich nur über die Leiden, die den erhabenen Schlachtopfern zugefügt wurden, welche mit in ihr Unglück verflochten waren. Ungeachtet ihrer unverbrüchlichen Anhänglichkeit an die Pflichten, welche sie als Gattin zu beobachten hatte, ungeachtet der rührenden und unermüdeten Sorgfalt, welche sie auf die Wohlfahrt ihrer Kinder verwendete, war sie noch überdieß eine treue, eine zärtliche, eine standhafte Freundin.

Dieß ist die Skizze der Schilderey, deren Ausführung ich übernahm; dieß der Charakter der Fürstin, deren getreues Portrait der Nachwelt zu überliefern, ich mir zur Pflicht mache. Möchte es mir gelingen, die Vollkommenheiten des Originals zu erreichen! Doch hier verdient nicht sowohl das Talent, als vielmehr die Glaubwürdigkeit des Schriftstellers, in Betrachtung gezogen zu

werden. Gründet sich mein Zeugniß auf Thatsachen, gegen die schlechterdings keine Einwendung Statt finden kann, so muß man mir glauben. Ergeben sich daraus Wahrheiten, die dem Schlachtopfer zur Ehre, den Mördern zum Schrecken, den Unglücklichen zum Troste, und sowohl den Sitten als dem Benehmen ganzer Länder und Reiche zum Nutzen gereichen, so habe ich einigen Anspruch auf Beyfall zu machen.

Marie Antoinette Josephe Johanne von Lothringen, Erzherzogin von Oesterreich, ward am zweyten November 1755 zu Wien im Pallast ihrer Voreltern geboren. Sie war eine Tochter des Kaisers Franz Stephan von Lothringen, und der Königin von Ungarn und Böhmen, Maria Theresia, der Stammerbin Kaiser Karls des Sechsten.

Franz war ein Sohn Leopolds von Lothringen, der ganz unstreitig unter allen souveränen Fürsten neuerer Zeit die gerechtesten Ansprüche darauf hatte, mit dem Kaiser Titus verglichen zu werden; denn er gab denen, welche sich darüber wunderten, wo er die großen Geldsummen hernähme, die er täglich unter seine Unterthanen ausspendete, zur Antwort: Wenn ich nicht Gutes thun könnte, so wollte ich lieber morgen des Tages meiner Souveränität entsagen. Der Hof dieses Fürsten war wegen der großen Menge von Fremden, wel-

che sich daselbst einzufinden pflegten, einer der glänzendsten in ganz Europa; ja er machte sogar in dieser Rücksicht dem zu Versailles den Vorzug streitig. Nach Versailles begab man sich in der Absicht, die Prachtliebe eines Monarchen zu bewundern, dessen Thron von einem wahrhaft asiatischen Luxus und dem Hub einer Nation umgeben war, die durch ihre Urbanität, ihre Kenntnisse, ihren Kunstfleiß, ihre öffentlichen Anstalten, und ihre Meisterwerke, es allen andern Völkern der Erde zuvorthat. Zu Luneville hingegen ergötzte man sich an dem interessanten Schauspiel, einen Fürsten zu sehen, der durch seine Neigung zum Wohlthun, so wie durch sein herablassendes und leutseliges Betragen, sich dergestalt auszeichnete, daß man ihn nicht sowohl als einen Volksherrscher, sondern vielmehr als den Vater seiner Unterthanen betrachtete; den bloß die Liebe seines Volks in Stand setzte, auf eine uneingeschränktere Art zu regieren, als irgend ein Monarch auf der Welt; dem, wo er sich nur hinwendete, die rührendsten Segenswünsche, die zärtlichsten Beweise der Dankbarkeit so zu sagen von fußauf folgten. Dieß war es, was man zu Luneville so gern in Augenschein nahm! Nur dort fand man die Abbildung menschlicher Glückseligkeit auf eine anschauliche Art dargestellt. In der That war wohl nie ein Fürst glücklicher als Leopold; so wie es auf der andern Seite notorisch ist, daß sich Lothringen nie in einem beglücktern Zustande befand, als unter seiner Regierung. Ich

selbst habe noch einige Greise dieses Landes gesprochen, die, als ich ihnen den Namen ihres herzensguten Leopold nannte, sich dergestalt von Wehmuth ergriffen fühlten, daß sie die bittersten Thränen weinten. Marie Antoinette war eine von den Töchtern seines Sohnes. Schon um deswillen hätte sie einem Volke theuer und werth seyn sollen, dem er so außerordentliche Wohlthaten erwiesen hatte. Die Nachwelt wird dereinst zu wissen begehren, was die ehemaligen Lothringer, als nunmehrige Franzosen, für diese Prinzessin gethan haben. Mit strenger Unpartheilichkeit wird sie untersuchen, in wiefern sie es sich angelegen seyn ließen, die Verbindlichkeiten zu erfüllen, welche sie dem Andenken ihres tugendhaften und wohlthätigen Großvaters schuldig waren.

Leopold hatte den Herzog Karl zum Vater, der unter die größten Feldherren seines Zeitalters gehört. Franz Stephan hatte die ganze Herzensgüte, die ganze Leutseligkeit Leopolds geerbt, und bey mehr als einer Gelegenheit gab er zu erkennen, daß er hiernächst auch Karls persönlichen Muth und Geschicklichkeit besitze.

Eine weitere Fortsetzung dieser genealogischen Nachrichten würde meines Erachtens sehr überflüssig seyn. Es ist allgemein bekannt, daß das herzogliche Haus Lothringen keinem andern fürstlichen Hause in ganz Europa weder an Rang noch an Alterthum etwas nachgab.

Jedermann kennt dessen Entstehung. Es gehört zu der kleinen Anzahl derjenigen, deren Angehörige keinen andern Namen führten, als den, welcher ihnen in der Taufe beygelegt wurde, und keinen andern Zunamen, als den, ihrer souveränen Besitzungen.

Von Seiten ihres Vaters, des Kaisers, hatte Marie-Antoinette sechs und zwanzig Herzoge von Lothringen als Ahnen aufzuweisen. Von Seiten ihrer Mutter, der Kaiserin, stammte sie aus dem mächtigen Hause Oesterreich, das dem abendländischen Reiche dreyzehn Kaiser gab, und über dessen wahren Ursprung die Meinungen der Gelehrten, nach den mühsamsten und sorgfältigsten Nachforschungen, noch dermalen getheilt sind. Was demnach die Vorzüge der Geburt anbelangt, so hatte Marie-Antoinette schon in dieser Rücksicht alles Mögliche vor sich, was die Welt bis dahin für einen Gegenstand ihrer Verehrung und Bewunderung hielt. Allein diese nemliche Kaiserstochter, die noch überdieß durch die Verbindungen, in welchen sie mit den vornehmsten europäischen Höfen stand, so außerordentlich mächtig war, sah sich zu jedermanns Erstaunen durch eine kleine Anzahl von Bösewichtern in den hülflosesten erbarmenswürdigsten Zustand versetzt; in einen Zustand, gegen welchen die armseligste, niedrigste Weibesperson den ihrigen gewiß nicht vertauscht haben würde. Wir alle waren Zeugen ihres schrecklichen Geschicks. Auf immer-

währende Zeiten wird es zu einem zwar fürchterlichen, zugleich aber auch lehrreichen Beyspiel dienen, wie weit sich die Folgen erstrecken, welche das Aufbrausen menschlicher Leidenschaften auf der einen, und das Unvermögen der Regenten auf der andern Seite, nach sich ziehet.

Maria Theresia, die ehemalige Königin von Ungarn und Böhmen, die Erbin Kaiser Karls des Sechsten, und Mutter Marien Antoinettens, besaß alle Vorzüge, die eine Regentin von rechtswegen besitzen sollte. Sie war die Zierde ihres Geschlechts, und verdiente selbst dem männlichen als ein lebendiger Beweis vorgestellt zu werden, daß Stärke des Geistes, Entschlossenheit und wahrer Heldenmuth demselben nicht ausschließlich zugehören; denn, wenn man zwischen ihr und dem ganzen Troß der damals in Europa regierenden Fürsten einen Vergleich anstellte, so fiel derselbe, den einzigen König von Preussen ausgenommen, eben nicht zum Vortheil der letztern aus.

Maria Theresia hatte kaum den Thron bestiegen, als sie sich sogleich die allgemeine Liebe ihrer Unterthanen erwarb, und sich durch eine Reihe von Handlungen hervorthat, die eben so sehr von ihrem weitumfassenden Genie, als von ihrer ungewöhnlichen Geistesstärke zeugten. Ungarn war seit länger als zwey Jahrhunderten von innern Unruhen, von Zwietracht und Bürgerkriegen

zerrüttet worden; sobald sich aber Maria Theresia den Bewohnern dieses Reichs nur zeigte, sogleich war auch die Ruhe daselbst wieder hergestellt; sogleich machten die Ungarn ihren Streitigkeiten und langwierigen Fehden ein Ende, um sich von nun an bloß dem sanften Gefühl der Unterthanenliebe zu überlassen, das ihnen die Gegenwart ihrer erhabenen Beherrscherin einflößte.

Die größten Hindernisse, welche Maria Theresia zu überwinden hatte, wurden ihr von auswärtigen Mächten in den Weg gelegt. Der Kurfürst von Bayern, Karl der Siebente, machte derselben ihr Erbtheil streitig. Der König von Preussen ließ plötzlich, ohne vorgängige Kriegserklärung, ein Kriegsheer von dreyßigtausend Mann in Schlesien einrücken, und verlangte durchaus, daß man ihm wenigstens einen Theil dieses Herzogthums abtreten sollte. Die Könige von Pohlen und Sardinien suchten ebenfalls gewisse Ansprüche geltend zu machen. Auch Spanien erklärte sich gegen die neuerwählte Königin, und Ludwig der Funfzehnte, bey welchem damals der Kardinal von Fleury Premierminister war, bedachte sich auch nicht lange, die Anzahl ihrer Feinde zu vermehren. Die Veranlassung hierzu gab der Graf von Belle-Isle, ein eingebildeter, hoffärtiger, unruhiger Mann, der bey jeder Gelegenheit auf seinem Kopfe bestand, und seine Entwürfe mit aller Gewalt durchsetzen wollte. Er war es, der dem Kar-

dinal von Fleury nicht eher Ruhe ließ, bis er ihn in diesen Krieg mit verwickelt hatte.

Die Lage der Maria Theresia war so kritisch, als sie nur seyn konnte. Alle ihre Freunde und Bundesgenossen ließen sie im Stich; England war unter allen Mächten die einzige, von welcher sie Beystand erhielt. Schwerlich ward je einem Monarchen der Thron mit größerer Erbitterung und von einer so furchtbaren Menge Truppen streitig gemacht, wie es damals der Fall war. Maria Theresia bot aber allen ihren Feinden die Stirn, verwarf die Anträge des Königs von Preussen mit Unwillen, und verließ sich ganz allein auf ihren unerschütterlichen Muth. Als die Franzosen in ihre Staaten eindrangen, entfernte sie sich plötzlich von Wien, in der Besorgniß, daß sie es angreifen würden. Glücklicherweise hatte der feindliche General keinen so richtigen Blick wie sie; denn anstatt die kaiserliche Residenz zu belagern, begieng er den Fehler, daß er mit seinen Truppeu in Böhmen einfiel, und Prag, die Hauptstadt dieses Landes, mit stürmender Hand eroberte.

Mittlerweile hatte sich Maria Theresia zu ihren getreuen Ungarn geflüchtet. Auf ihre Veranstaltung wurden die vier Stände des Reichs eiligst zusammenberufen. Sie befand sich damals in gesegneten Leibesumständen. Als sie in die Reichsversammlung tratt, hatte

sie ihren Thronerben auf dem Arme, der damals noch als Säugling an ihrer Brust lag, und in der Folge, unter dem Namen Joseph der Zweyte, als Kaiser regierte. Dieß erlauchte Kind hob sie jetzt vor den versammelten Ständen empor, gieng damit von einer Reihe zur andern, trat dann wieder in ihre Mitte, und sprach: In Eure Hände übergebe ich hiermit die Tochter und den Sohn Eurer Könige. Von Euch erwarten sie ihre Rettung! Kaum hatte sie ausgeredet, als die sämtlichen Magnaten ihre Säbel entblößten, und einmüthig riefen: Moriamur pro rege nostro Maria Theresia! (Laßt uns für unsern König, die Maria Theresia, sterben!) Fürwahr, eine Königin, die so handelte, war es werth, über Unterthanen dieser Art zu regieren, und die treue Ergebenheit dieser letzteren ist eine herrliche Lehre für alle Völker der Erde.

Indeß sah sich Maria Theresia von ihren Feinden dergestalt in die Enge getrieben, daß sie in einem Briefe an ihre Schwiegermutter, die Herzogin von Lothringen, sich folgender Ausdrücke bediente: Noch weiß ich nicht, ob mir eine Stadt übrig bleiben wird, wo ich meine Wochen halten kann. Demungeachtet sah sie den herannahenden Gefahren getrost entgegen, mit dem festen Vorsatz schlechterdings keinen ungerechten oder erniedrigenden Foderungen Gehör zu geben. Ueberall bot sie den zahlreichen Kriegsheeren ihrer Gegner die Spitze.

Ihr

Ihr Gemahl, Kaiser Franz, hatte Linz wieder erobert und ganz Oesterreich von neuem unter seine Botmässigkeit gebracht. Da man jedoch abermals von allen Seiten auf sie losstürmte, faßte sie den kühnen Entschluß, den Krieg in die eigenen Staaten Karls des Siebenten zu spielen. Die Einnahme von Schärding bahnte ihr den Weg; bald darauf mußte sich München, die Hauptstadt von Bayern, ergeben, und die unmittelbare Folge dieser erwünschten Eroberung war diese, daß sie das ganze Churfürstenthum in ihre Gewalt bekam. So wagte es diese heldenmüthige Fürstin, zu einer Zeit, wo sie nicht weniger als Alles zu vertheidigen hatte, einen Offensivkrieg zu führen, und die sämmtlichen Staaten eines Feindes zu erobern, der ihr Alles zu entreissen gedachte.

Bald darauf legte sie ihre Geschicklichkeit im Negotiren an den Tag; denn es gelang ihr, den König von Preussen von der Coalition zu trennen: ein Abfall, der ihre Hoffnungen eben so sehr belebte, als er jene ihrer Feinde darnieder schlug. Es fehlte wenig, so hätten die kaiserlichen Truppen die französische Armee, welche der Marschall von Maillebois befehligte, unter den Festungswerken von Prag umzingelt. Kaum hatte dieser noch Zeit, sich vermittelst eines Manövre aus der Schlinge zu ziehen, welches ihm zwar in der Folge vielen Tadel zuzog, das aber wahrscheinlich unter allen

das einzige war, dem er seine Rettung zu danken hatte. Bald darauf wurde Prag von den Franzosen geräumt; sie warfen sich nunmehr in die Festung Eger, welches sie aber im folgenden Jahr ebenfalls verließen.

Durch ihre Standhaftigkeit, durch das verdiente Gelingen ihrer Unternehmungen, und durch mehrere mit der größten Klugheit betriebene Negociationen, zwang endlich Maria Theresia allen ihren Feinden Bewunderung ab, und brachte einen Frieden zu Stande, der um so ehrenvoller war, da sie ihn einzig und allein ihrer Weisheit und Unerschrockenheit zu danken hatte. Von nun an wurde sie, nach dem einstimmigen Urtheil der öffentlichen Meinung, den größten Königen an die Seite gesetzt, und während einer vierzigjährigen Regierung ließ sie sich nie das geringste zu Schulden kommen, das diesem Urtheil widersprochen hätte.

So handelte die heldenmüthige Monarchin, die unserer unglücklichen Königin das Leben gab. Als Marie Antoinette gebohren ward, hatte ihre verehrungswürdige Mutter bereits zwey Prinzen und fünf Prinzessinnen zur Welt gebracht. Maria Theresia hatte alles das aus dem Innern ihres Pallastes verbannt, was darauf abzwecken konnte, jene tiefe Ehrfurcht in Erinnernng zu bringen, die ihrer erhabenen Geburt und ihren persönlichen Vorzügen von rechtswegen gebührte. Sie behan-

delte alle die, welche sie um sich hatte, auf eine sehr herablassende Art, die sich bisweilen sogar in eine gewisse Vertraulichkeit zu verwandeln pflegte. Als sie das Kind unter ihrem Herzen trug, welches leider dazu bestimmt war, in unserm Vaterlande vom Gipfel des Glücks in das tiefste Elend herabgestürzt zu werden, legte sie eines Tages einem gewissen Hofcavalier folgende Frage vor: Was dünkt Ihnen? werde ich einen Prinzen, oder eine Prinzessin, zur Welt bringen? — Einen Prinzen; erwiederte der Cavalier. — Gut; fuhr die Kaiserin fort, ich wette um zwey Ducaten, daß ich eine Prinzessin bekomme! — Wollte der Cavalier wohl oder übel, er mußte die Wette annehmen.

Als nun die Kaiserin entbunden ward, befand sich der besagte Cavalier eben bey Hof, und da er vernahm, daß sie eine Prinzessin gebohren, er folglich die Wette verloren habe, sann er hin und her, wie er seine Schuld mit guter Manier abtragen könne. Zufälligerweise kam der berühmte Metastasio dazwischen, und fand ihn in tiefen Gedanken. Er fragte, was ihm fehle. Stellen Sie sich meine Verlegenheit vor! versetzte der Cavalier. Ich habe mit der Kaiserin um zwey Ducaten gewettet, daß sie einen Prinzen zur Welt bringen würde, und nun gebiert sie eine Prinzessin. — I nun, erwiederte Metastasio, Sie haben verloren, folglich müssen Sie auch bezahlen. — Freylich bezahlen, antwortete der Cava-

lier; wie kann ich es denn aber wagen, der Kaiserin zwey Ducaten anzubieten? — O, wenn es weiter nichts ist, versetzte der sinnreiche Abbe', da will ich Ihnen bald helfen! — Mit diesen Worten zog er einen Bleystift aus der Tasche, und schrieb aus dem Stegreif folgende vier Verse auf ein Stückchen Papier:

Ho perduto, l' augusta figlia
A pagar m' ha condannato;
Ma s' è vero, ch' à voi simiglia,
Tutto' l mondo ha guadagnato *).

„Wickeln Sie nun, (sprach) der Abbe' Metastasio ferner) Ihre zwey Ducaten in dieses Papier, und dann können Sie dieselben der Kayserin getrost überreichen.“ — Der Cavalier befolgte diesen Rath, und die Kayserin lächelte über den artigen Einfall, dessen man sich bediente, ihr eine Schuld abzutragen.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier noch länger bey den frühern Lebensumständen Marien An-

---

*) d. i.

Dir ward die erlauchte Tochter gebohren;
Drum muß ich zahlen; ich habe verloren.
Doch ähnelt sie, Erhabne, Dir,
So ists der Welt Gewinn, und mir.

toinettens verweilen wollte. Die Geschichte ihrer Jugendjahre hat zu wenig Interesse, und kann folglich nichts dazu beytragen, ihr Andenken für die Nachwelt aufzubewahren. Was sie am Wiener Hofe war, oder that, darum habe ich mich nicht zu bekümmern; der Hauptgegenstand, welchen ich ins Licht setzen muß, ist das Betragen, welches sie am französischen Hofe beobachtete.

Indeß ist leicht zu erachten, daß die Erziehung, welche sie unter den Augen ihrer erhabenen Eltern genoß, nicht im geringsten vernachlässigt worden sey; und zwar um so weniger, da es sich dieselben zu einem ihrer angenehmsten Geschäfte machten, alle diejenigen an ihren Hof einzuladen, die es in den Künsten und Wissenschaftnn zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht hatten. Hiernächst ist es allgemein bekannt, daß sowohl Kaiser Franz, als auch die Kaiserin Königin, nicht nur alle jene Kenntnisse besassen, welche diejenigen, die mit glücklichem Erfolg regieren wollen, besitzen müssen, sondern, daß sie sich noch überdieß mit allen Fächern der Litteratur beschäftigten, welche dazu beytragen, die Kenntnisse des Menschen zu erweitern und zu berichtigen. Dieser mit Recht verdiente Lobspruch wird ihnen selbst von den gelehrtesten Männern beygelegt, welche Gelegenheit hatten, ihren Hof zu besuchen, und sich mit ihnen zu unterhalten.

Eben so gewiß kann man für bekannt annehmen, daß die Bildung der jungen Erzherzogin der Sorgfalt entsprach, welche man in ihren ersten Lebensjahren darauf verwendete. Alles, was wir an ihr wahrgenommen haben, läßt diese Vermuthung ganz und gar nicht bezweifeln. Sie sprach das Französische, Italiänische und Lateinische eben so geläufig, wie ihr Muttersprache. Sie hatte es ziemlich weit in der Geographie gebracht, und aus der ältern sowohl als aus der neuern Geschichte konnte man nicht leicht einen schönen Zug anführen, der ihr fremd gewesen wäre. Zu Saint-Cloud, und auf manchem andern Lustschlosse, wo sie einen Theil des Jahres zubrachte, ereignete sich mehr wie einmal der Fall, daß sie Personen, welche diese Schlösser noch nie in Augenschein genommen hatten, die Gegenstände erklärte, welche die darin befindlichen Meisterstücke der Malerkunst abbildeten. Sie that dieß auf eine sehr gefällige und einnehmende Art, die ihr die Herzen der Zuhörer gewann; auch pflegte sie sich bey dergleichen Gelegenheiten in ein sehr umständliches Detail einzulassen, woraus man ersah, daß sie nicht nur sehr viel gelesen, sondern auch über das Gelesene nachgedacht habe.

Sie war eine große Liebhaberin der schönen Wissenschaften, und beurtheilte die Werke der besten Schriftsteller immer sehr treffend, selbst gegen solche Personen,

die vor allen andern am tiefsten in den Geist derselben eingedrungen waren. Aus ihren Urtheilen leuchtete gemeiniglich der feinste Geschmack, und nie weder Partheylichkeit noch Nationalstolz hervor. Ob es gleich ihrer Stimme an Biegsamkeit fehlte, so war sie dennoch eine sehr geschickte Tonkünstlerin, und es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß man den Wetteifer, welcher dermalen in diesem Fach unter der französischen Nation herrscht, größtentheils ihren Bemühungen zuzuschreiben habe. So viel ist wenigstens gewiß, daß man, seit der Zeit ihres Aufenthalts in Frankreich, die Ausführung in den Concerten auf einen Grad von Vollkommenheit trieb, der ehedem ganz unbekannt war. Wenn sie von einem Musiker hörte, der sich in seiner Kunst hervorthat, so bewarb sie sich um dessen Bekanntschaft, und munterte ihn zu weitern Fortschritten auf, ohne übrigens in Rücksicht seines Vaterlandes und des Volks, zu welchem er gehörte, den geringsten Unterschied zu machen. Ihrer thätigen Verwendung haben wir das Theater in der Straße Feydeau zu danken, welches sie mit mehrern sehr geschickten Personen aus Italien besetzte, deren Gesang und Declamation selbst Kennern nichts mehr zu wünschen übrig ließ.

Alle die, welche sich auf dem Theater Beyfall erwarben, fanden in ihr eine eben so einsichtsvolle als großmüthige Beschützerin. Freylich war dieses nur ein

sehr unbedeutendes Verdienst, dessen die Geschichte gewiß nicht erwähnen würde, wenn Marie Antoinette mit jenen Kenntnissen, welche bloß zum Vergnügen dienen, nicht noch außerdem eine Menge anderer Kenntnisse vereinbaret hätte, die von entschiedenem Nutzen sind. Indeß durfte ich diesen Umstand schlechterdings nicht mit Stillschweigen übergehen, weil er zum Beweis dienen kann, daß sie das Schöne überall auffaßte und schätzte, wo sie es fand; ein Zug, der keine gemeine Seele charakterisirt. Ist es hiernächst nicht die größte Billigkeit, daß selbst die frivolsten Künste, wenn sie sonst nur zur Verschönerung des menschlichen Lebens beytragen, und der Nation, welche sich damit beschäftigt, zur Ehre gereichen, von Seiten des Throns Unterstützung und Aufmunterung finden? Und für wen unter uns allen schickte es sich wohl besser, sie auf den höchsten Grad der Vollkommenheit zu treiben, als für diejenige Person, welche den zweyten Rang im Staate behauptete, die, vermöge der Gesetze, keinen Antheil an den Staatsgeschäften nehmen durfte, und sich folglich mit allem Recht der Verwaltung solcher Angelegenheiten unterzog, zu welchen sich der König, der mit Dingen von ungleich größerer Erheblichkeit zu thun hatte, unmöglich herablassen konnte?

Auf jeden Fall setzen jene Kenntnisse, man nenne sie frivol oder nicht, die gegründete Vermuthung vor-

aus, daß die Prinzessin, welche sich dieselbe zu eigen gemacht hatte, die Sorgfalt, mit welcher sie erzogen wurde, gewiß nicht vereitelt habe.

Sie besaß aber nicht nur einen sehr gebildeten Geist, sondern verstand sich auch auf alle Arten weiblicher Arbeit. In dieser Rücksicht hatte sie es, wo nicht weiter, doch wenigstens eben so weit gebracht, wie andere Weibespersonen von der niedrigsten Herkunft. Während ihrer langwierigen und harten Gefangenschaft beschäftigte sie sich Tag vor Tag mit der Nähnadel, und diese Art von Arbeit machte ihre einzige Erhohlung aus. Sollte nicht das Schicksal einer so vornehmen Person, einer Kayserstochter, die aus einem der ältesten Häuser Europens stammte, und sich in die Lage einer armen und hülfsbedürftigen Nätherin versetzt sah, jeden Hausvater zu dem ernstlichen Vorsatz bewegen, seine Kinder auf eine solche Art zu erziehen, als wenn sie dereinst in den Fall kommen könnten, ihr sauer verdientes Stückchen Brod mit ihrem Schweiß, ihren Thränen zu benetzen?

Außer den Früchten ihrer Erziehung, brachte die junge Erzherzogin Marie-Antoinette auch noch alle Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten mit nach Frankreich, welche sie am Wiener Hof angenommen hatte. Dieser Umstand darf um so weniger von mir mit Still-

schweigen übergangen werden, da man in der Folge meiner Erzählung wahrnehmen wird, daß sie den Franzosen das Nemliche seyn wollte, was ihre erhabene Eltern ihren Unterthanen waren. Dieses Vorhaben verschaffte ihr zwar anfänglich einigen Beyfall; allein in der Folge bediente man sich dessen zum Vorwand, sie auf die gröbste Art zu verläumden und zu verunglimpfen. Vor den Zeiten des Kaisers Franz Stephan war der deutsche Kaiserhof unter allen europäischen Höfen der glänzendste und prachtvollste. Nirgends herrschte eine größere Strenge, eine größere Aengstlichkeit, in Betreff dessen, was man die Etiquette zu nennen pflegt, wie dort. Kaiser Franz behielt zwar dieselbe in Ansehung der Staatsceremonien bey, schaffte sie aber im Innern seines Hofwesens ein für allemal ab. Die Kaiserin ließ sich diese Veränderung um so bereitwilliger gefallen, da sie mit ihrer natürlichen Gutmüthigkeit ganz übereinstimmte. Sie und ihr Gemahl führten demnach, anstatt der ehemaligen Hofetiquette, eine Art von ungezwungenem, ich möchte fast sagen traulichem, Ton ein, dessen wohlthätige Wirkungen Kaiser Franz, während seines ehemaligen Aufenthalts zu Luneville, mehr als zu oft wahrgenommen hatte. Beyde behandelten alle die, welche sie gewöhnlich um sich hatten, auf eben den Fuß, wie bloße Privatleute mit ihres Gleichen umgehen. Außer den Galatagen, war ihre Tafel meistens sehr sparsam besetzt, und sie pflegten nicht selten Personen beyderley Ge-

schlechts dazu einzuladen, die eben nicht von der vornehmsten Geburt waren, wenn sie nur sonst Verdienste besaßen. Bey ihren Zeitvertreiben suchten sie alles steife gezwungene Wesen so viel möglich zu verbannen, und in Rücksicht der Kleidung waren sie wenig oder nicht von denen unterschieden, die an diesen Vergnügungen Theil nahmen. Kurz, der eine wie die andere behandelten jedermann, der etwas mit ihnen zu sprechen hatte, auf eine wirklich populäre herablassende Art. Daß übrigens diese Behandlung dem Armen besser gefiel, als dem Reichen, daß sie den Mann von niedriger Herkunft stärker an sie fesselte als den Vornehmen und Großen, dieß bedarf wohl keines weitern Beweises.

Beneidenswerth ist das Loos eines Regenten, der sich zu einer solchen Zutraulichkeit ohne Gefahr und Nachtheil herablassen darf; denn es muß doch in der That eine Art von Wonne für ihn seyn, wenn er bisweilen die drückende Bürde der Krone von sich entfernen, und die Freuden des Privatlebens genießen kann. Indeß gab Marie Antoinette einem sehr trüglichen Gedanken Raum, als sie sich Hoffnung machte, ihrem Herzen den Genuß dieser beseligenden Gefühle ebenfalls verstatten zu dürfen, die demjenigen nie zu Theil werden, der sich in einem zu großen Abstande von seinen Nebenmenschen entfernt hält. Wie wenig kannte sie den Charakter unserer Nation, die, wie Brüyere sagt, von ihren Beherrschern

nicht nur mit Ernst, sondern sogar mit Strenge behandelt seyn will! Als sie denselben aus eigener Erfahrung kennen lernte, war es leider zu spät.

Noch muß ich eine andere Bemerkung hier einschalten, ohne welche sich manche Handlungen, die in dem Leben unserer Königin vorkommen, wohl schwerlich erklären lassen dürften. Da man sie nemlich schon in der frühesten Kindheit an die Bewunderung gewöhnt hatte, welche die erhabenen Eigenschaften der Kaiserin den sämtlichen Bewohnern Europens einflößten, und da sie in den Grundsätzen dieser vortreflichen Mutter erzogen worden war; so mußte sie ganz natürlich auf die Idee geleitet werden, daß sie sich auf keine bessere Art benehmen könne, als wenn sie das Beyspiel derselben in allen Verhältnissen ihres Lebens zu befolgen suche. Allerdings hätte sie kein vollkommneres Muster zur Nachahmung wählen können; indeß ist leicht zu erachten, daß Marie-Antoinette während der eben so außerordentlichen als fürchterlichen Verhältnisse, in welche sie sich durch die Revolution versetzt sah, ihre Wegweiserin bisweilen ganz aus den Augen verlor. Wenn sie aber auch wirklich eines fortdauernden Glücks genossen hätte, so konnte sie doch, da ihr als Königin von Frankreich nur der zweyte Rang nach dem Könige gebührte, unmöglich die nemlichen Maasregeln befolgen, wie ihre Mutter, die als Kaiserin ihre weitläuftigen Staaten nach dem vollkommensten Souveränitätsrechte beherrschte.

Uebrigens hatte Marie Antoinette ungemein viel Aehnlichkeit mit der Maria Theresia, und es ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie derselben in keinem Stück etwas nachgegeben haben würde, wenn sie das Schicksal zu gleichem Rang emporgehoben hätte. Aber eben in dieser Gleichförmigkeit des Geschmacks und der Neigungen lag, wo nicht die Ursache zu dem nachherigen Unglück der Königin, doch wenigstens der Vorwand zu den mannichfaltigen Verläumdungen, wodurch man sie, nicht lange nach jenem Zeitpuncte, wo sie den Thron bestiegen hatte, auf alle mögliche Art zu verunglimpfen suchte.

Sie besaß zwar, eben so wie ihre Mutter, die Kaiserin, eine gewisse Festigkeit des Geistes, dergleichen selbst wenig Männer besitzen; allein da sie es sich einmal zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht hatte, ihren Willen in Staatsangelegenheiten immer dem Willen ihres Gemahls unterzuordnen, so konnte sie diese Festigkeit nur in ihren häuslichen und gesellschaftlichen Verhältnissen äußern. Daher kam es, daß sie nur in Betreff solcher Gegenstände consequent zu handeln schien, die von geringem Belang waren; ein Umstand, welcher den Höflingen, die ihr Interesse dabey fanden, die Königin auf alle mögliche Weise verhaßt zu machen, nicht selten Gelegenheit an die Hand gab, sie der Unbiegsamkeit, der Härte und des Stolzes zu beschuldigen.

Indeß verdiente wohl nie eine Fürstin dergleichen Vorwürfe weniger als sie; denn ihr Charakter bestand im Grunde, so wie jener der Kaiserin Königin, aus einer Mischung von Leutseligkeit und Großmuth. Ihre Manieren waren nicht minder gefällig und populär, als jene der Maria Theresia; doch hatte sie noch überdieß ein empfindsameres Herz. Diese Empfindsamkeit äußerte sich besonders dann, wenn sie jemanden eine Wohlthat erzeigte, und sie ließ nicht leicht eine Gelegenheit vorbey, wo sie Wohlthaten ausspenden konnte. Bey dergleichen Vorfällen traten ihr gewöhnlich Thränen in die Augen; sie erröthete über die unbedeutendste Dankbezeugung; und nie bewilligte sie jemanden ein Geschenk, eine Geldunterstützung, ohne diese Gabe zugleich mit Ausdrücken zu begleiten, welche die Versicherung enthielten, daß sie dadurch eine in Vergessenheit gerathene Schuld abtrage, und daß folglich die Verbindlichkeit auf ihrer Seite sey.

Ihr Herz gab nie einer widrigen Empfindung Raum. Sie war weder hoffärtig, noch übermüthig, noch mißtrauisch. Gegen die Feinde ihres tugendhaften Gemahls war sie zwar sorgfältig auf ihrer Huth, aber hassen konnte sie dieselben nicht. Es war ihr nicht möglich, eine erlittene Beleidigung im Gedächtniß zu behalten.

Edel und großmüthig zu handeln, war ihr durch die anhaltende Ausübung guter Thaten zum dringenden

Bedürfniß geworden. Was aber ihre schöne Seele ganz charakterisirt, und zugleich beweist, wie sehr sie geliebt zu werden verdiente, ist dieß, daß sie die Freuden, welche die Freundschaft gewährt, jedem andern Lebensgenuß vorzog. Allein eben diese edle und liebenswürdige Neigung, welche sie unwiderstehlich antrieb, sich Freundinnen zu machen, und sie mit unauflöslichen Banden an sich zu knüpfen, ward ihr zu einer Quelle der bittersten Leiden; denn der Neid, welcher, wie alle andere Leidenschaften, bey Hofe in seinem Element ist, und dort sich einer solchen Energie und solcher Hülfsmittel bedienet, wovon man sich im gewöhnlichen Menschenleben gar keinen Begriff machen kann, unterließ auch hier nicht, jenen unschuldigen Hang der Königin auf die gehässigste Art zu deuten.

Weit entfernt mit den mannichfaltigen Kenntnissen, womit sie ihren Geist in ihren Jugendjahren bereichert hatte, zu prahlen, war sie vielmehr die einzige Person, welche gar nicht daran dachte, daß sie in dieser Rücksicht einigen Werth habe. Ob es gleich an ihrem Hofe nur sehr wenige Menschen gab, welche so aufgeklärt dachten, wie sie, so vermied sie doch jede Gelegenheit, wenn von der Litteratur, oder von einer der höhern Wissenschaften die Rede war, sich mit ihrem Wissen zu blähen. Im Gegentheil hörte sie vielmehr zu, als ob es ihr um Unterricht zu thun wäre; und wenn sie sich ja in das

Gespräch mischte, so that sie es mit einer solchen Zurückhaltung, als wenn sie nicht sowohl ihre Meinung zu eröffnen, sondern sich vielmehr zu belehren suchte. Bemerkte sie, daß jemand einen Fehler gegen die Zeitrechnung oder die Geschichte begieng, so trug sie mit der größten Bescheidenheit einen Zweifel oder eine Frage vor, wodurch der Irrende von selbst wieder auf den rechten Weg kam.

Sie hatte viel Geist; doch lag eine gewisse Unruhe, eine Art von Unstätigkeit in ihrem Charakter, die immer den Wunsch in ihr erregte, bald da bald dort zu seyn, und sogar die Gegenstände, welche ihr zunächst lagen, immer durch andere ersetzt zu sehen. Die nemliche Einrichtung, welche ihr heute gefiel, erregte des andern Tages ihr Mißfallen. Im Innern ihres Hauswesens wollte sie alles mit eigenen Augen sehen, alles selbst anordnen. Ihre Leute waren daher immer auf der Flucht, und manche Dienstgeschäfte wurden ihnen um so lästiger, da sie nie mit Gewißheit vorhersehen konnten, ob die nemliche Ordnung, welche den einen Tag beobachtet werden mußte, noch des andern Tages die nemliche seyn werde. Daß diese öftern Abänderungen große Unzufriedenheit erregten, versteht sich von selbst; denn bey Hof wünschen die Dienstleute, eben so wie anderwärts, ihre Geschäfte an bestimmten Tagen, zu bestimmten Stunden, und auf bestimmte Art, zu verrichten.

Diesen

Diesen natürlichen Widerwillen gegen eine ruhige einförmige Lebensart hatte die Königin mit ihrem Bruder, dem Kaiser Joseph, gemein. Dieser Fürst war bekanntlich ein großer Liebhaber von Neuerungen, Kriegen und Reisen. Hätte er sich selbst besser gekannt; hätte er das, was bloß eine Folge seines aufbrausenden Temperaments und seiner noch nicht durch die Jahre gemilderten Lebenskraft war, nicht für seinen entschiedenen Beruf gehalten; hätte er seine rastlose Thätigkeit, die ihn unaufhörlich in Bewegung setzte, entweder zu unterdrücken gesucht, oder sie auf minder wichtige Gegenstände verwendet; so würde er der Welt viel Unglück und Elend erspart haben. Dann würde auch wahrscheinlich der eben so unüberdachte als fürchterliche Stoß unterblieben seyn, welchen er seinen in Belgien liegenden Staaten versetzte, der sich von dort bis nach Frankreich erstreckte, und nachmals eine allgemeine Erschütterung durch ganz Europa verbreitete.

Indeß ist nicht zu vermuthen, daß Marie Antoinette, wenn sie auch wirklich die Obergewalt in Händen gehabt hätte, jene Geistesunruhe, welche sie in unbedeutenden Dingen an den Tag legte, auch in Betreff der Regierungsgeschäfte geäussert haben würde; denn, so oft eine Veränderung im Ministerium vorging, oder die Krone mit irgend einer grossen Corporation des Reichs in Händel verwickelt wurde, merkte man es ihr deutlich

genug an, wie bang ihr davor war, das Volk möchte sich vielleicht zu Schritten verleiten lassen, wodurch die Fundamentalverfassung der Monarchie verändert werden könne.

Mit dem Geiste und Genie ihrer erhabenen Mutter, und mit andern noch liebenswürdigern Eigenschaften, verband Marie Antoinette, eben so wie jene, zugleich eine sonderbare Art von Laune, die sich zwar schwerlich erklären läßt, aber dennoch nicht selten mit den ausgezeichnetsten Verdiensten vereinbaret ist. Maria Theresia, die in ihrem großen Ideenumfange das ganze politische System Europens, und die ganze Staatsverwaltung ihres unermeßlichen Reichs umfaßte, ließ sich zum öftern, und selbst noch in alten Tagen, von dieser Höhe herab, um an den unbedeutendsten Frivolitäten Antheil zu nehmen. Eine neue Pariser Mode, ein Kleid, ein Kopfzeug, ein Band vom neuesten Geschmack, war vermögend ihre ganze Aufmerksamkeit an sich zu ziehen, und sie in eine Art von Enthusiasmus zu setzen. Nach der hastigen Begierde zu urtheilen, mit welcher sie nach dergleichen Bagatellen trachtete, sich dieselben zueignete, und Gebrauch davon machte, hätte man, wenn sie eine Person vom Mittelstande gewesen wäre, allerdings glauben sollen, daß sie für nichts Empfänglichkeit habe, als für die Schwachheiten und Eitelkeiten ihres Geschlechts.

Eben diese Begierde, sich auf eine neumodische Art herauszuputzen, merkte man Marien Antoinetten in den glücklichern Regierungstagen Ludwigs des Sechzehnten ebenfalls an. Freylich war es einer Dame von ihrem Alter zu verzeihen, daß sie aus dergleichen unbedeutenden Dingen eine so wichtige Angelegenheit machte, und wirklich erröthete sie selbst darüber, als sie bey zunehmenden Sorgen einen ernsthaftern Charakter erlangte; allein diese Ernsthaftigkeit stellte sich erst in den Tagen ihres Unglücks ein, wo man ihr nichts mehr zu gut hielt, und wo ihr die Schmähsucht sogar die unschuldigsten Vergnügungen als Verbrechen anrechnete.

Was ihr Aeusseres anbelangt, so hatte die Königin von Frankreich eine auffallende Aehnlichkeit mit ihrer Mutter, der Kaiserin Königin. Sie war schön, wie es Maria Theresia im Lenz ihres Lebens ebenfalls gewesen war. Sie hate die nemliche Majestät in ihrer Haltung, die nemliche Würde in ihrem Betragen. Der ganze Umriß ihres Wuchses, der sich etwas über die mittlere Grösse erhob, enthielt nicht den allergeringsten Fehler in der Zeichnung. Ihr abgemessener, fester, zwangfreyer Gang, war der Gemahlin eines so großen Königs gemäß. Die Art, wie sie den Kopf trug, verrieth einen gewissen Stolz, der aber durch ihren sanften Blick, und durch das Lächeln, welches immer um ihren Mund schwebte, gemildert wurde. Ihre hinlänglich erhabene

Scheitel, die mit schönem, hellbraunen, trefflich vertheilten Haar besetzt war, trug nicht wenig dazu bey, ihrem Gesicht, welches ein schönes, etwas länglichtes Oval formirte, einen gewissen Ausdruck von Offenheit mitzutheilen, der zugleich Zutrauen einflößte und dasselbe zu verlangen schien. Ihre voll bewachsenen Augenbranen waren auf eine anmuthsvolle Art ausgeschweift. Ihre zwar blauen, aber nichts weniger als matten Augen, worin sich Herzensgüte und Lebhaftigkeit zeigten, erregten zugleich Ehrfurcht und zärtliche Theilnahme. Sie hatte sehr schöne Zähne, und einen kleinen Mund, an dem aber die Unterlippe etwas dick war, wie man es von jeher bey allen Abkömmlingen des Hauses Oesterreich wahrnahm. Ihre Habichtsnase war gegen das Ende ein wenig hager und zugespitzt. Sie schminkte sich nie, und hatte eine blendend weiße Haut. Was aber dieser Fürstin die meisten Reize verlieh, das war die unbeschreibliche Anmuth, die aus allen ihren Manieren, besonders aber aus den verbindlichen Ausdrücken hervorleuchtete, deren sie sich gegen alle diejenigen bediente, welche sie mit ihrem Wohlwollen und ihrem Zutrauen beehrte.

So war Marie Antoinette! Es schien mir unumgänglich nöthig, erst ihr Porträt aufzustellen, bevor ich sie den Schauplatz betreten lasse, wo wir sie, in einem Zeitraum von wenig Jahren, mit allen Gunstbezeugun-

gen des Glücks überhäuft, und bald darauf von allen Schrecknissen des Unglücks umringt sehen. Man wird ihre Handlungen um so richtiger beurtheilen können, wenn man den Grund hievon in den Beyspielen aufsucht, die ihr schon am frühesten Morgen ihres Lebens vor Augen schwebten, in den Grundsätzen, nach welchen sie erzogen wurde, und in den Anlagen, die ihr die Natur verliehen hatte.

Sie war die jüngste von den sechs Erzherzoginnen, welche Maria Theresia gebohren hatte. Die älteste war Aebtissin in dem adelichen Frauenstifte zu Prag; die zweyte hatte sich mit dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen, nachherigen Gouverneur der österreichischen Niederlande vermählt; die dritte war Aebtissin in dem adelichen Frauenstifte zu Inspruck; die vierte war an den Herzog von Parma, und die fünfte an den König von Neapel verheyrathet. Hiernächst hatte sie auch vier Brüder. Der älteste regierte als römischer Kayser, unter dem Namen Joseph der Zweyte; der nächstgeborne war Großherzog von Toskana; der dritte, Gouverneur in der österreichischen Lombardey, und der vierte Churfürst von Köln. Schwerlich möchte man unter allen regierenden Fürstenhäusern der damaligen Zeit eines namhaft machen können, das dem Hause Oesterreich, in Rücksicht seiner Majestät und Würde, an die Seite gesetzt zu werden verdiente. Die

Prinzen und Prinzessinnen, welche zu demselben gehörten, setzten es in Stand, den schönsten Theil von Deutschland, nebst einem Theil von Italien, zu beherrschen, und die zwiefache Verbindung mit dem Könige von Neapel und dem Herzoge von Parma verschafften diesem ohnehin sehr mächtigen Hause noch überdieß einen neuen Zuwachs von Ansehen und Macht.

Marie Antoinette, die jüngste Prinzessin dieses erhabenen Fürstenhauses, war demnach in dem damaligen Zeitalter die ansehnlichste Heirathsparthie in ganz Europa, weil derjenige Prinz, welchem sie zu Theil wurde, durch diese Vermählung mit so vielen souveränen Fürsten in engere Verbindung trat, und eben dadurch die wichtigsten Vortheile erlangte. Diese Parthie schickte sich für niemand besser, als für den damaligen Dauphin, den Enkel und einzigen Erben Ludwigs des Funfzehnten, der damals noch nicht das sechzehnte Jahr zurückgelegt hatte. Marie Antoinette war nur ein Jahr jünger, als er. In aller und jeder Rücksicht schienen beyde ganz für einander geschaffen zu seyn. Der Duc de Choiseul, welcher zu jener Zeit am französischen Hofe die Rolle des Premierministers spielte, ob er gleich diesen Titel noch nicht öffentlich führte, kam zuerst auf den Einfall, jene Vermählung in Vorschlag zu bringen. Ludwig der Funfzehnte ertheilte ihm den Auftrag, sich dießfalls in Negociationen einzulassen. Der Duc und

Minister war bey dem glücklichen Erfolg dieser Sache persönlich interessirt. Da er sich nehmlich schon seit mehrern Jahren eine fast gränzenlose Gewalt angemaßet hatte, so legte ihm sein Stolz die Verbindlichkeit auf, die Fortdauer derselben so viel wie möglich zu verlängern. Der Monarch, dessen uneingeschränktes Zutrauen er besaß, war schon ziemlich hoch in die Jahre, mithin konnte Choiseul leicht vorhersehen, daß ihm die Neuvermählten, sobald der Dauphin den Thron bestiege, nicht nur in seiner Ministerstelle aus Dankbarkeit von neuem bestätigen würden, sondern daß ihm zugleich ihre Unerfahrenheit in Staatsangelegenheiten die schicklichste Gelegenheit an die Hand geben werde, seine Macht noch mehr zu erweitern.

Prinz Louis von Rohan, welcher nachher unter dem Namen des Kardinals so viel Aufsehen in der Welt erregt hat, war damals am Wiener Hofe als französischer Botschafter angestellt. Er erhielt Befehle, jene Vermählung in Richtigkeit zu bringen. Die Schwierigkeiten, welche derselben auf beyden Theilen im Wege standen, waren bald beseitigt. Wiewohl nun der glückliche Erfolg dieser Negociation dem Prinzen Louis eben nicht sehr erschwert worden war, so konnte er doch mit allem Recht erwarten, daß sich Marie Antoinette sehr dankbar gegen ihn erzeigen würde, da es ohnehin einer ihrer Charakterzüge war, daß sie nie einen Dienst unver-

golten ließ, den man ihr, wenigstens ihrer Voraussetzung zufolge, erwiesen hatte. Allein Prinz Louis, der leichtsinnigste und unbesonnenste Mensch von der Welt, benahm sich auf eine solche Art, daß er es, und zwar gerade durch dasjenige, was ihm von Seiten dieser Prinzessin die größten Gnadenbezeugungen verschaffen konnte, auf immer bey derselben verdarb. Er entwarf nehmlich in seinen Berichten eine Schilderung von Marien Antoinetten, die nicht die allergeringste Aehnlichkeit mit ihr hatte, und deren schändliche Verunstaltung bey Erblickung des Originals sogleich in die Augen fiel. Da die Höflinge einander überhaupt sehr auffässig sind, so verfehlte man auch bey dieser Gelegenheit nicht, Marien Antoinetten jene Satire gleich, nach ihrer Ankunft in Frankreich, in die Hände zu spielen. Wiewohl nun Prinz Louis sich allerdings eines sehr strafbaren Vergehens schuldig gemacht hatte, daß er bey einer so wichtigen Gelegenheit, die das Wohl jener Prinzessin betraf, den ihr gebührenden Respekt und die Wahrheitsliebe ganz aus den Augen setzte, so äusserte sie doch hierüber weder gegen ihn selbst, noch gegen jemand andern, den geringsten Unwillen. Indeß war sie von nun an darauf bedacht, den Prinzen, als einen Menschen, dem man keine Sache von Wichtigkeit anvertrauen könne, so viel es nur immer möglich war, von ihrer Person zu entfernen.

Desto lebhafter war hingegen das Interesse, welches sie an allem dem nahm, was den Duc de Choiseul betraf. Dieß dauerte so lang er lebte, und noch nach seinem Hinscheiden äusserte sie den lebhaftesten Schmerz, daß sie nicht im Stande gewesen sey, ihm ihre Dankbarkeit auf eine würdigere Art zu bezeigen.

Wie auch immer die Vorwürfe beschaffen seyn mögen, welche diesem Minister gemacht worden sind, so bleibt doch allemal gewiß, daß er der französischen Revolution ohne den nahen Ausbruch derselben vorher zu sehen, ein Hinderniß in den Weg legte, das seiner natürlichen Beschaffenheit nach unübersteiglich schien. Der Familienvertrag, und die Vermählung Marien Antoinettens mit dem Dauphin, setzten die beyden Fürstenhäuser Bourbon und Oesterreich in Stand, der ganzen Welt Gesetze vorzuschreiben, und für uns, die wir dieses Ereigniß mit ansahen, ist es fast unbegreiflich, wie es zuging, daß diese beyden Häuser, die über so viele Völkerschaften herrschten, die so furchtbare Kriegsheere ins Feld stellen konnten, die so unermeßliche Reichthümer, so unerschöpfliche Hülfsquellen besassen, sich jenes Uebergewicht aus den Händen winden ließen. Wahrlich, ein so schneller ganz unerwarteter Umsturz dieser politischen Verhältnisse, wodurch Schwäche an die Stelle der Stärke, Unerfahrenheit an die Stelle der Staatsklugheit trat, gehört unter jene ausserordentliche Weltbegebenhei-

ten, die auf die Anerkennung einer höhern Macht führen, welche das Bestreben der Menschen nach ihrem Willen lenkt. Unter den blutigen und fürchterlichen Auftritten, welche diese Veränderung in den Staatsverhältnissen Europens nach sich zog, muß es der Menschheit wenigstens zum Trost gereichen, daß selbst der Himmel dafür sorgte, den Königen der Erde die Wahrheit einleuchtend zu machen, daß sie nur dann auf die Fortdauer ihres Ansehens rechnen dürfen, wenn sie sich angelegen seyn lassen über ihre Leidenschaften zu herrschen. Lange genug hat man ihnen vergebens vorgestellt, daß kein Reich ohne Religion und Sitten bestehen kann. Jetzt werden sie von der Wahrheit dieses Satzes überzeugt. Seine Wucht liegt schwer auf ihnen; nur ihre Nachfolger werden dereinst die Frucht davon ärnten.

Als die junge Erzherzogin in Erfahrung gebracht hatte, daß ihre Vermählung mit dem Dauphin unwiderruflich beschlossen sey, erkundigte sie sich auf das sorgfältigste nach allem, was zu Versailles Sitte wäre. Diese Neugier, welche man bis dahin noch gar nicht an ihr bemerkt hatte, entsprang aus dem rühmlichen Vorsatz, am französischen Hofe keine befremdende Rolle zu spielen, sondern sich vielmehr in den Geschmack des Monarchen und ihres künftigen Gemahls fügen zu können. Da sie immer von der Gräfin du Barry reden hörte, welche sich an dem besagten Hofe durch ihre verdorbenen Sitten

auszeichnete, erkundigte sie sich, was dieselbe dort zu thun habe, und welchen Rang sie bekleide. Man gab ihr zur Antwort, der König sähe sie gern, und finde deswegen Vergnügen an ihr, weil sie sehr aufgeräumt sey. Wenn das ist, erwiederte die Erzherzogin in aller Treuherzigkeit und in vollem Bewußtseyn ihrer Unschuld, wenn das ist, so erkläre ich mich hiermit für die Nebenbuhlerin der Frau Gräfin du Barry. Diese naive Antwort dienet zum Beweis, wie sehr diese junge Prinzessin darnach strebte, am französischen Hofe bloß solche Gesinnungen zu äußern, wodurch sie die Herzen zu gewinnen hoffte. Ihr ganzer Stolz schränkte sich auf diese einzige Eroberung ein. Nun wollen wir untersuchen, welcher Mittel sie sich zu Erreichung dieses Endzwecks bediente, und was für Hoffnungen sie bey dem Volke erregte, wrlches ihr Gemahl dereinst regieren sollte. In dieser Zeitperiode der Lebensgeschichte Marien Antoinetens werde ich lauter erfreuliche Gemälde zu entwerfen haben.

Ende des ersten Buchs.

Zweytes Buch.

Ueber den Königskindern waltet das unglückliche Verhängniß, daß sie bey ihren Verheirathungen auf die Befugniß, von ihrem freyen Willen den angenehmsten, und wie mich dünkt rechtmäßigsten Gebrauch zu machen, gemeiniglich Verzicht thun müssen. In dieser Rücksicht sind sie als wahre Schlachtopfer zu betrachten, die aus Staatsursachen, welche mehr scheinbar als reell sind, entweder von andern ins Unglück gestürzt werden, oder sich selbst hineinstürzen. So viel ist wenigstens gewiß, daß es den Herren der Welt mit dieser ihrer Politik fast immer der Quere gieng; denn die Erfahrung hat in tausend und mehrern Fällen gezeigt, daß die Familienbündnisse, worauf die Vermählungen dieser aus hohen Fürstenhäusern entsprossenen Abkömmlinge meistens abzwekken, eher dazu beytragen Kriege zu veranlassen, als zu verhüten. So bemächtigte sich, zum Beyspiel, der Prinz von Oranien der Länder seines Schwiegervaters, da hingegen Ludwig der Vierzehnte, nachdem er die Frau von Maintenon geheirathet hatte, von seinen Unter-

thanen noch eben so geliebt, von seinen Nachbarn noch eben so gefürchtet wurde, wie vorher.

Noch härter war das Loos, welches man den Fürstentöchtern beschieden hatte; denn diese mußten sich sogar gefallen lassen ins Ausland zu wandern, wenn sie Männer haben wollten. Sie sahen sich nicht nur gezwungen, jeden Widerwillen, der ihnen einen Schritt dieser Art verhaßt machte, zu unterdrücken, sondern befanden sich noch überdieß in der traurigen Nothwendigkeit, allem zu entsagen, was ihrem Herzen von der frühesten Kindheit an theuer und werth war, und sich statt dessen auf Lebenslang ein anderes Vaterland und andere Verwandten zu wählen.

Marie Antoinette, welche sich diesem harten Geschick ebenfalls unterwerfen mußte, genoß wenigstens den Trost, daß sie, nach allem, was man ihr als zuverläßig hinterbrachte, sich die gewisse Hoffnung machen konnte, ihr künftiges Lebensloos mit jenem eines Fürsten zu vereinbaren, welcher Herzensgüte, Gerechtigkeitsliebe und Edelmuth besaß, der ein Liebhaber guter Sitten war, und seine größte Glückseligkeit darin suchte, das Volk, über welches er dereinst regieren sollte, zu lieben, und von ihm geliebt zu werden.

Die Erzherzogin traf in den ersten Tagen des Maymonats 1770 zu Straßburg ein. Ach, wenn sie damals,

wo sie noch in der Blüthe ihres Lebens, und überall von Verehrern umgeben war, hätte vorher sehen können, daß sie den Fuß in ein Land setzte, dessen Bewohner dereinst ihre Regenten vom Thron stürzen und sie ermorden würden!

Bey ihrem Empfang zeigte sich der französische Hof in einem Glanze, dergleichen man bis dahin noch nie an demselben wahrgenommen hatte. Der Duc de Choiseul, der ohnehin die Pracht liebte, besorgte die Bewillkommungsanstalten, und der König, welcher dafür hielt, daß Frankreich einer Kaiserstochter, die aus einem so uralten Hause stammte, nicht Ehre genug erzeigen könne, ließ seinem Minister in dieser Rücksicht ganz freye Hand.

Die ungeheure Menge von Wagen und Pferden, die der jungen Erzherzogin entgegen geschickt wurden, würde sich eben so wenig bestimmt angeben lassen, wie die große Anzahl von Dienstleuten, welche überall in Bereitschaft standen, wo sie abstieg. Wo sie nur hin kam, eilten ihr die vornehmsten Corporationen, die angesehensten Standespersonen, in der Absicht entgegen, sie zu bewillkommen. In einigen Städten wurde sie von den Studirenden in lateinischer Sprache bekomplimentirt; sie beantwortete diese Glückwünsche ebenfalls in Latein, und zwar mit einer Fertigkeit, die jedermann um so mehr in Erstaunen setzte, da die Rednerin eine funfzehnjährige

Prinzessin war. Ueberall legte sie Beweise eines sanften, gefälligen, leeutseligen und besonders dankbaren Charakters an den Tag. Ihre Antworten brachten jedermann eine hohe Idee von der Schönheit ihres Geistes und der Güte ihres Herzens bey. Auch wurde sie nicht bloß bewundert, sondern so zu sagen vergöttert. Ihre Reise war ein ununterbrochenes Freudenfest; alles, was sie während derselben sah und hörte, brachte ihr die vortheilhafteste Meinung von der französischen Nation bey, so wie sie hinwiederum von Seiten des Volks als ein wahrer Schutzengel betrachtet wurde. Was für Erinnerungen! Auf wessen Seite mochte der Irrthum liegen? Machte das Volk die Hoffnungen der Prinzessin, oder machte die Prinzessin die Hoffnungen des Volks zu nichte? Im Verfolg des vorliegenden Werks wird sich dieß zeigen.

Der Hof erwartete die Erzherzogin zu Compiegne. Da der Duc de Choiseul das meiste dazu beygetragen hatte, sie auf den französischen Thron zu berufen, so war es nicht mehr denn billig, daß er das herrliche Geschenk, welches er Frankreich machte, unter allen Ministern zuerst in Augenschein nahm. Mit Bewilligung des Königs machte er sich auf den Weg, und bewillkommte sie, ein wenig oberhalb Compiegne, im Namen des Hofs. Sie empfing ihn als ihren Wohlthäter, und versicherte ihn sodann in einer Privatunterredung auf die einnehmendste Art von der Welt, sie würde Zeitlebens

die Bemühungen mit Dank erkennen, welche er angewendet habe, um zu dem beyzutragen, was sie ihr Glück nannte. Zugleich bat sie ihn auf das Rührendste, er möchte sich doch ihrer unerfahrnen Jugend noch ferner annehmen, und sie in Zukunft mit Rath und That unterstützen. Eine Prinzessin, die schon in ihrem zarten Alter so viel Empfindung, so viel Klugheit und Bescheidenheit an den Tag legte, war es werth, auf den Thron erhoben zu werden, und nur mit solchen Menschen in Verbindung zu treten, deren Herzen dem ihrigen glichen.

Der König kam ihr entgegen. So bald sie ihn erblickte, sprang sie aus ihrem Wagen, und warf sich ihm zu Füßen. Ludwig der Funfzehnte, dem ohnehin alles, was von Herzensgüte zeigte, gleich zu Herzen gieng, ward durch die anmuthsvolle, ungekünstelte und unverstellte Art, womit sie ihm ihren Respekt bezeigte, auf das lebhafteste gerührt. Er hob sie mit der größten Zärtlichkeit auf, und versicherte sie, indem er sie umarmte, daß er sich glücklich schätze, sie unter seine Kinder zu zählen.

Die Aufnahme, welche sie bey Hof fand, übertraf alle Vorstellung, die sie sich von dem majestätischen Pomp unserer Könige gemacht hatte. Wo sie nur hinsah, erblickte sie die geschmackvollsten und prächtigsten Paradewagen, die herrlichsten Stoffe, die kostbarsten Stickereyen.

Der

Der Anzug des Königs, des Dauphin und seiner Brüder, glänzte dergestalt von Diamanten, daß er die Augen blendete.

Den Tag nach ihrer Ankunft zu Compiegne begab sich die Erzherzogin, in Begleitung des ganzen Hofs, nach Versailles. Es war ihr nicht unbekannt, daß die leibliche Schwester des Königs, Prinzessin Louise, ihrem verdorbenen Zeitalter ein rührendes Beyspiel von Frömmigkeit vor Augen gestellt habe. Sie wußte, daß diese Prinzessin das Klosterleben, ungeachtet der damit verbundenen strengen Zucht, den Freuden des Hoflebens vorgezogen, und sich in das Kloster der Carmeliternonnen zu Saint-Denis begeben hatte. Als daher die Erzherzogin durch diese Stadt reiste, äußerte sie den Wunsch, diese gottesfürchtige Person in ihrem Gott geweihten prunklosen Aufenthaltsorte besuchen zu dürfen. Sie erbat sich ihre Rathschläge, ihren Segen, und es war in der That ein rührender Anblick, eine so junge Prinzessin dieses Huldigungsopfer, mitten unter der Pracht und Herrlichkeit, wovon sie umgeben war, der Frömmigkeit darbringen zu sehen.

Als zu Paris die Nachricht bekannt wurde, daß die Erzherzogin in der Nähe sey, eilten die Einwohner Schaarenweise vor die Stadt, und postirten sich in die Gegend zwischen Saint-Denis und dem Thore Maillot. Der

Zufluß von Menschen war so groß, daß diese ganze Strecke Weges mit einer zweyfachen Reihe von Kutschen und Wagen besetzt war. Als die Erzherzogin zwischen dieser ungeheuern Volksmenge hindurchfuhr, die sich den jedesmaligen Eindrücken des eben vorhandenen Augenblicks auf die ausschweifendste Art zu überlassen pflegt, ward die Luft mit einem Freudengeschrey erfüllt, das man weit und breit vernehmen konnte. Gleichwohl hatte die Erzherzogin noch gar keine Veranlassung gehabt, die Liebe dieses Volks zu verdienen, und als sie dieselbe wirklich verdient hatte, wurde sie von diesem nemlichen Volke gehaßt und verfolgt.

Des Abends speiste der Hof auf dem Schlosse La Muette, und hier hatte die Erzherzogin zum erstenmal Gelegenheit die traurige Erfahrung zu machen, wie weit sich die eben so niederträchtige als strafbare Speichellecke-rey erstreckt, vermöge deren sich die Höflinge dazu gebrauchen lassen, den Schwachheiten ihres Gebieters und dem Laster zu fröhnen, das sich in seine Gunst eingeschmeichelt hat. Hier sah sie nemlich der berüchtigten Gräfin Du Barri, deren Charakter und Lebenswandel ihr nun sattsam bekannt war, solche Ehrenbezeugungen erweisen, als ob man sich gar nicht mehr daran erinnere, daß sie den schändlichen Platz, welchen sie bey Hof einnahm, der gänzlichen Hintansetzung ihrer heiligsten Pflichten zu danken habe. Es wäre eben nicht zu ver-

wundern gewesen, wenn die Erzherzogin, in Erwägung des erhabenen Posten, zu welchem sie bestimmt war, es als eine wahre Beleidigung aufgenommen hätte, daß ihr der Hof an einem so feyerlichen Tage die Beweise seiner Ehrfurcht nicht ausschließlich vor jeder andern Person widmete. Was sie abhielt einigen Unwillen zu äußern, war eines Theils die tiefe Verachtung gegen das Weib, welches eine so schändliche Rolle spielte, andern Theils die Betrachtung, daß sie am besten thue, sich dem Willen dessen zu unterwerfen, der diese Kreatur bis in die Nähe des Throns erhoben hatte. In dieser Rücksicht ließ sie sich so weit herab, daß sie denen, welche zu wissen begehrten, was sie von der Du Barri halte, zur Antwort gab, sie finde dieselbe sehr einnehmend. Dieser Ausdruck, welcher in der That alles enthielt, was sich zum Lobe dieser Frau sagen ließ, war die beste Antwort, welche die Erzherzogin ertheilen konnte; und der Verstand, welchen sie dadurch so frühzeitig an den Tag legte, verdient in der That bewundert zu werden.

Der König verließ das Schloß La Muette, um sich nach Versailles zu begeben, wohin ihm sein ganzer Hofstaat folgte. Die Erzherzogin blieb indeß zu La Muette, und brachte die Nacht daselbst zu. Des andern Morgens (am sechzehnten May 1770) verfügte sie sich ebenfalls nach Versailles an Hof, ließ sich dort ihre Staatskleidung anlegen, und begab sich hierauf in die

Schloßkapelle, um sich daselbst ehelich einsegnen zu lassen, und sich auf ihre ganze Lebenszeit mit jenem Prinzen zu verbinden, dessen unglückliches Geschick leider zu unserer immerwährenden Schande dereinst eine der merkwürdigsten Epochen in unserer Geschichte ausmachen wird. Marie Antoinette erschien bey dieser Feyerlichkeit mit unbeschreiblichem Anstande. Alles war ihr neu; sie sah sich an einen Hof versetzt, den sie noch gar nicht kannte; und dennoch trug die Schüchternheit, welche sie, wie leicht zu erachten, als eine so junge Person bey dieser feyerlichen Gelegenheit empfinden mußte, so wie der Andachtsschauer, welcher ihr Herz durchdrang, und die Heiligkeit ihres Ehegelübdes, nur um so mehr dazu bey, ihre Reize zu erhöhen; man glaubte ein himmlisches Wesen vor sich zu sehen; man erstaunte über ihr zwangfreyes Betragen, über die Zufriedenheit, die ihr aus den Augen strahlte, und aus allen ihren Gesichtszügen lächelte. Die liebenswürdige Prinzessin! Sie wollte den Franzosen zeigen, daß sie die Trennung von ihrem Vaterlande, von ihrer Familie, verschmerzt habe, und sich glücklich schätze, nunmehro unter ihnen zu leben. Und dennoch mußte sie in der Folge Beschimpfungen unter ihnen erdulden, deren wir uns freylich allgemach zu schämen anfangen, worüber wir uns aber nie genug schämen können.

Dieser Tag gehörte nicht zu den schönen Tagen. Gleich nach der Trauungsceremonie überzog sich der

Himmel mit schweren pechschwarzen Wolken, und des Nachmittags, als sich bereits eine ungeheure Menge Menschen in den Gärten eingefunden hatte, die auf den Abend das Feuerwerk und die Beleuchtung mit ansehen wollten, stellten sich zwey heftige, mit Donnerschlägen untermischte, Wetterstürme ein, die, da sie in kurzer Zeit auf einander folgten, die Leute verscheuchten. Im Nu waren diese herrlichen Gärten eben so menschenleer, wie sie es dermalen sind, und die Anstalten zu jenen Freudensbezeugungen verfehlten ihres Zwecks. Wer damals das unübersehbare Unglück geahnet hätte, das dieses junge Ehepaar in der Folge betraf, der würde jenen Auftritt für eine Vorbedeutung gehalten und geglaubt haben, die Natur hülle sich deswegen in Trauer.

In den übrigen Theilen der Stadt hatte man, aus der oberwähnten Ursache, eben auch nicht viel Freude. Ueberall herrschte eine tiefe Stille; alle Straßen waren wie ausgestorben; und die Lämpchen, welche an einigen Orten brannten, an andern erloschen waren, stellten ein erbärmliches Bild der Unordnung dar, welches nur Unmuth erregte.

Im Schloß hingegen, wo sich eine ganz außerordentliche Anzahl von Zuschauern eingefunden hatte, wurde das Vermählungsfest des königlichen Ehepaars mit einer Pracht gefeyert, die sich schlechterdings nicht be-

schreiben läßt. In dem Umkreise, worin sich die königliche Familie befand, nahm man alles beysammen wahr, was nur die Kunst merkwürdiges hervorbringen kann. Wo man nur hin sah, erblickte man Gold, Silber, Bergkristal, und die köstlichsten Seidenzeuge. Die Kleidungsstücke waren, so zu sagen, mit Diamanten und Rubinen besäet. Noch nie sah man so viel Pomp und Kostbarkeiten an einem Orte vereint; man wurde ganz davon verblendet.

Unter allen diesen Seltenheiten zeichnete die junge Dauphine sich eben so aus, wie eine Rose, die unter andern Blumen steht und so eben erst ihre Blätter entfaltet. Jedermann heftete die Augen auf sie, schlug sie ehrfurchtsvoll nieder, wenn sie den ihrigen begegneten, und blickte doch wieder hin, weil er sich nicht satt sehen konnte. Die Empfindungen, welche diese erhabene Person den Herzen aller Zuschauer einflößte, malten sich auf allen Gesichtern, und eben so deutlich war der Ausdruck des innigsten Vergnügens auf dem ihrigen zu lesen, womit das Interesse, welches sie erregte, ihre schöne Seele begeisterte. Dieses Interesse machte ihre ganze Glückseligkeit aus.

Indeß entspann sich selbst bey Hofe eine ärgerliche Hofintrigue, welche diesem herrlichen Feste einen Schandfleck anhieng. Es schien nun einmal Marien Antoi-

nettens Bestimmung zu seyn, daß sie kein Vergnügen rein und ungestört genießen sollte. Der Kayser sowohl als die Kaiserin Königin hatten ihr nehmlich bey ihrer Abreise von Wien ausdrücklich aufgetragen, wenn sie an den französischen Hof käme, sollte sie darauf bedacht seyn, der Mademoiselle von Lothringen, als einer nahen Anverwandtin, auf eine oder die andere Art eine ausgezeichnete Ehre zu erweisen. Der kaiserliche Botschafter hatte seiner Seits, im Namen des Wiener Hofs, ebenfalls darauf angetragen.

Demzufolge traf man die Verabredung, daß Mademoiselle von Lothringen auf dem Bal paré, am Vermählungstage des Dauphin, unmittelbar nach den Prinzessinnen von Geblüt, das heißt, vor den Ducheſſinnen, und der Prinz von Lambese gleich nach den Prinzen von Geblüt, tanzen solle.

Ueber diesen Beschluß wollten die Pairs ganz rasend werden. Sie versammelten sich, brachten eine Vorstellung zu Papier, die von mehrern Mitgliedern des vornehmsten Adels unterzeichnet war, und übergaben sie dem Könige. Ludwig der Funfzehnte ertheilte ihnen folgende Antwort:

„Der Botschafter des Kaisers und der Kaiserin Kö-
„nigin hat bey mir in einer Audienz, die ich ihm dieß-

„falls ausdrücklich bewilligte, von Seiten seines Hofes
„darauf angetragen (und ich habe die Verbindlichkeit
„auf mir, allem was er sagt zu glauben) daß ich der
„Mademoiselle von Lothringen, bey Gelegenheit der
„Vermählung meines Enkels mit der Erzherzogin An-
„toinette, eine oder die andere ausgezeichnete Ehrenbe-
„zeugung gestatten möchte. Da nun der Tanz auf dem
„Ball das Einzige ist, wobey sich niemand etwas von
„seinen Rechten vergiebt, weil es blos von mir abhängt,
„die Wahl der Tänzer und Tänzerinnen, ohne Unter-
„schied der Hofämter, des Rangs und der Ehrenstel-
„len, nach meinem Belieben anzuordnen, und hierbey
„keine andern Rücksichten zu nehmen, als nur auf die
„Prinzen und Prinzessinnen, welche mit mir von einer-
„ley Geblüt entsprossen sind, und folglich mit andern
„Franzosen nicht in einerley Classe gesetzt werden kön-
„nen; und da ich hiernächst ganz und gar nicht geson-
„nen bin, in Ansehung dessen, was zeither an meinem
„Hofe gebräuchlich war, irgend eine Art von Abänder-
„ung einzuführen; so verspreche ich mir von den Großen
„und Adelichen meines Reichs, in Erwägung der Un-
„terthanentreue, der Folgsamkeit, der Zuneigung, ja so-
„gar der Freundschaft, welche sie gegen mich und meine
„Vorfahren von jeher an den Tag gelegt haben, daß sie
„sich alles dessen sorgfältig enthalten werden, was mir
„etwa mißfallen könnte, und bey dieser Gelegenheit um
„so mehr mißfallen würde, da es mir darum zu thun

„ist, der Kaiserin meinen Dank für das von ihr erhal-
„tene Geschenk zu bezeigen, das, wie ich mit Euch allen
„hoffe, die Glückseligkeit meiner noch übrigen Lebens-
„tage befördern wird.“

Die Großen des Reichs, welche zu der damaligen Zeit eben so hoffärtig waren als sie jetzt gedemüthigt sind, kehrten sich weder an die Vorstellungen, noch an die Bitten ihres Monarchen. Sie beharrten dabey, ihm diesen geringfügigen Beweis ihrer Nachgiebigkeit zu verweigern, ob sie sich gleich die Rechnung machen konnten, daß ihre Widersetzlichkeit der jungen Dauphine mißfallen müsse. Wenn man bedenkt, daß die oberwähnte Vorstellung, welche die Prinzen dem Könige übergaben, unter andern von einem gewissen Potier de Gevres unterschrieben war; wenn man sich hiernächst erinnert, daß dieser nemliche Potier de Gevres die Ehre hatte, bey der Gräfin du Barri die hochansehnliche Stelle eines kurzweiligen Rathes zu bekleiden: so muß man allerdings erstaunen, wie es sich ein Mensch von solchem Schlage zum Schimpf anrechnen konnte, den hohen Abkömmlingen des Hauses Lothringen den Rang zu lassen. Ueberdieß waren Verträge vorhanden, worauf die Nachkommen dieses Hauses, welche sich in Frankreich niedergelassen hatten, das Recht gründeten, sogar bey öffentlichen Staatsaufzügen den nächsten Platz nach den Prinzen von Geblüt einzunehmen. Um so unschicklicher war

es, ihnen dieses Recht bey einer Gelegenheit streitig zu machen, wo es gar keine weitern Folgen nach sich ziehen konnte, wenn sie sich dessen bedienten; denn bey einem Hoffeste, wo es nicht sowohl um Befriedigung des Stolzes, als vielmehr um Vergnügen zu thun ist, sollte man von rechtswegen auf Rang und Geburt gar keine Rücksicht nehmen.

Da nun die Pairs und der hohe Adel sich ihrer kindischen Ansprüche durchaus nicht begeben wollten, so fielen die Bälle, welche an dem Vermählungsfeste des Dauphin und den nächstfolgenden Tagen veranstaltet wurden, gar nicht so aus, wie es eigentlich seyn sollte; denn es fanden sich fast gar keine Grossen dabey ein, als nur solche, die wegen ihrer einträglichen Aemter mit dem Hofe in engern Verhältnissen standen, und folglich ihre guten Ursachen hatten, sich dem Könige nicht mißfällig zu machen. Dieß war die erste Kränkung, welche Marien Antoinetten in Frankreich wiederfuhr! Sie ließ aber dennoch gegen die, welche daran schuld waren, nie die geringste Unzufriedenheit blicken.

Zu Versailles dauerten die Festivitäten einen ganzen Monat ununterbrochen fort; zu Paris sollten sie den dreyssigsten May vor sich gehen. Dieser dreyssigste May, im Jahr 1770, gehört unter die unglücklichsten und merkwürdigsten Tage, die in den Jahrbüchern der fran-

zösischen Nation vorkommen. Er war, seit Marien Antoinettens Ankunft in Frankreich, der erste, an welchem sie Veranlassung hatte, über wirkliche Unglücksfälle Thränen zu vergießen.

Unter der vormaligen Regierung bestanden dergleichen Festivitäten zu Paris gewöhnlich darin, daß man ein Feuerwerk abbrannte, die Stadt beleuchtete, und dem Pöbel allerley Lebensmittel preiß gab. Es sey nun daß es aus Nachläßigkeit geschah, oder daß, wie ich noch immer vermuthe, ob ich es gleich nicht beweisen kann, eine geheime Absicht dabey mit im Spiel war; genug diese Lustbarkeiten wurden mit so wenig Vorsicht und mit einer solchen Knauserey veranstaltet, daß diejenigen, welche die Aufsicht darüber führten, Schimpf und Schande davon hatten. Das Feuerwerk sollte auf dem Platze Ludwigs des Funfzehnten abgebrannt werden. Der Ort war nicht übel gewählt; allein man traf nicht die allergeringste Vorkehrung, jene Unglücksfälle zu verhüten, welche bey einem großen Zulauf von Menschen selbst dann nicht immer zu vermeiden sind, wenn gleich die beste Ordnung beobachtet wird. Man unterließ, sich der französischen Garden zu bedienen, weil man die geringfügige Ausgabe von tausend Thalern ersparen wollte, die der Dienst, welchen sie bey dergleichen Gelegenheiten leisteten, gekostet haben würde. Man verabsäumte die Ausfüllung der Graben zu beyden Seiten der Königs-

straße (Rue royale); man planirte das Erdreich nicht, über welches die ungeheure Menge von Zuschauern hinwegströmte; man ließ sogar Steinhaufen und andere Dinge im Wege liegen, die nachher dem Volke den Durchzug erschwerten.

Ich will hier dasjenige nicht wiederholen, was ich schon anderwärts in Betreff dieses unglücklichen Tages angeführt habe *). Man schätzte die Anzahl der Unglücklichen, die an demselben, theils auf dem Platze Ludwigs des Funfzehnten, theils in der Königsstraße, auf die unverantwortlichste Art ihr Leben einbüßten, auf eilf bis zwölf hundert. Auch wurden noch außerdem mehrere Todte in den elisäischen Feldern und auf dem Quai der Thuillerien gefunden. Man weiß nicht, wie es zuging, genug die Königsbrücke (Port royal) war einige Minuten an beyden Enden von einer Menge Wagen versperrt, und diese wenigen Minuten kann man sich nicht schrecklich genug vorstellen. Die Leute, welche sich eben auf der Brücke befanden, geriethen so sehr ins Gedränge, daß mehrere derselben auf das Seitengeländer stiegen, um nur frey athmen zu können, und unter diesen stürzten verschiedene in den Fluß hinab.

*) In dem Eloge historique et funebre de Louis XVI.

Ein Schlachtfeld kann keinen fürchterlichern Anblick darstellen, als der Platz Ludwigs des funfzehnten, am Morgen nach dieser mörderischen Nacht. Wo man nur hinblickte, schwebte einem der Tod vor Augen, und zwar in seiner gräßlichsten Gestalt. Ich sah, daß sich hungrige Hunde mit einander herum bissen, und sich die entseelten Gliedmaaßen der Getödteten aus den Zähnen rissen. Ich sah, daß einige derselben das Eingeweide schwangerer Weiber zerfleischten, und andere der Mutter das Kind aus den Armen zerrten, welches sie sterbend an ihren Busen gedrückt hatte. Man muß diese ganze entsetzliche Scene selbst in Augenschein genommen haben, um sich den Eindruck, welchen sie auf alle Gemüther machte, in ihrer ganzen Lebhaftigkeit vorstellen zu können. Von nun an betrachtete man jenen Platz als einen Ort, über den der Himmel seine ganze Zornschale ausgegossen hat, und niemand betrat ihn, ohne sich von Abscheu und Entsetzen durchdrungen zu fühlen.

Die Pariser dachten zu billig, als daß es ihnen einfiel, jenes Unglück dem Dauphin oder dessen Gemahlin zur Last zu legen. Beyde konnten leider weiter nichts bey der ganzen Sache thun, als daß sie im Stillen darüber seufzten, und an der allgemeinen Trauer, welche die Bewohner der Hauptstadt zu Tage legten, gerührten Antheil nahmen. Diese letztern hingegen glaubten in jenem Unfall allerley traurige Vorbedeutungen wahrzu-

nehmen, die sowohl den Neuvermählten als ihnen selbst nichts Gutes weissagten. Lange Zeit konnten sie es gar nicht verschmerzen, daß der Verlust des unschuldigen Blutes, das in so großer Menge vergossen worden war, denen nicht auf den Kopf vergolten wurde, die ihn von Amts wegen hätten verhindern können und sollen. Dieser Unwille war gerecht. Man hätte dem Pariser Volke auf eine oder die andere Art Genugthuung verschaffen, man hätte die Polizeybeamten wegen jenes Unglücks zur gebührenden Verantwortung ziehen, ja man hätte sogar auf dem Platze Ludwigs des Funfzehnten ein Denkmal errichten sollen, das dereinst der Nachwelt zum Beweis diente, daß der Monarch Recht und Gerechtigkeit gehandhabt, und dadurch seine Betrübniß über jenen Unfall an den Tag gelegt habe. Da man aber den Einwohnern von Paris bey ihrem unersetzlichen Verlust nicht die allergeringste Theilnahme bezeigte, so wurden sie dadurch um so mehr in der Meinung bestärkt, daß sie die Personen, welchen die Obsorge für die Sicherheit der Hauptstadt anvertrauet war, zwar als ihre Gebieter, aber nicht als ihre Beschützer zu betrachten hätten.

Die Dauphine, deren Lage viel zu beschränkt war, als daß sie dem Triebe der Wohlthätigkeit freyen Lauf lassen durfte, konnte bey dem allgemeinen Elende nichts weiter thun, als daß sie eben so edel und großmüthig handelte, wie ihr Gemahl. Gleich ihm schickte sie dem

Polizeyminister ihre ganze vorräthige Barschaft, mit dem Ersuchen, dieselbe zur Unterstützung der Hülfsbedürftigen anzuwenden, die bey dem schrecklichen Vorfall auf dem Platze Ludwig des Funfzehnten ihre Versorger verloren hatten.

Als die Feyerlichkeiten vorüber waren, beschäftigte sich der Hof in seinem Innern mit einigen Angelegenheiten, die von der äussersten Wichtigkeit waren. Es hatte sich nemlich, bey Gelegenheit eines Prozesses, den das Pariser Parlement dem Duc d' Aiguillon an den Hals geworfen hatte, zwischen den Ministern und allen Parlementern überhaupt, ein Streit erhoben, der die traurigsten Folgen befürchten ließ. Der Duc, welchem vor dem Ausgange seines Prozesses bang war, hatte sich einen mächtigen Anhang unter den Höflingen verschafft, und sowohl die Liblingsdame des Monarchen, als auch den Kanzler, in sein Interesse gezogen. Um diesen Prozeß bis auf die unbedeutendste Spur zu vernichten, beschloß man, sich von der Kanzley des Pariser Parlements alle dazu gehörigen Actenstücke aushändigen zu lassen. Dieß konnte man aber auf keine andere Art bewerkstelligen, als wenn sich der König mit seiner ganzen Gewalt dazwischen legte. Demzufolge wurde das Parlement nach Versailles beschieden, wo die Dauphine zum erstenmal Gelegenheit hatte, eine von jenen Staatsceremonien mit anzusehen, wobey die Könige von Frankreich in ihrer gan-

zen Pracht und Herrlichkeit zu erscheinen pflegten. Diese königlichen Sitzungen wurden nur in solchen Fällen veranstaltet, wo es darum zu thun war, die allerwichtigsten Staatssachen zu entscheiden. Sie waren eigentlich nichts anderes, als eine Fortsetzung jener allgemeinen Versammlungen, die in dem frühern Zeitalter der Monarchie unter der Benennung der Märzfelder oder Mayfelder gehalten wurden, und die man in der Folge Reichsgerichte *), allgemeine Reichstage **), das vollständige Parlement ***), den hohen Rath ****), zu nennen pflegte. In jenen allgemeinen Versammlungen präsidirte der König auf einem goldenen Throne; als sie aber in den königlichen Pallast verlegt wurden, bediente man sich statt des Throns eines Lehnstuhls, der mit einem Baldachin versehen, und mit Kissen belegt war. Daher der Name Lit de Justice; denn so pflegte man vor Alters einen auf diese Art eingerichteten Lehnsessel zu nennen. Es gehörten fünf Kissen dazu; auf einem saß der König, das zweyte hatte er im Rükken, auf zween lehnte er sich mit den Armen, und auf das fünfte stellte er die Füße.

Die Dauphine befand sich in einer verborgenen Loge, wo sie alles mit ansehen konnte, was bey diesem

Schau-

---

*) Placités généraux. **) Cours plénières. ***) Plein parlement. ****) Grand conseil.

Schaugepränge der königlichen Machtvollkommenheit vorging. Es stellte ihr die Erhabenheit des Thrones, welchen sie dereinst besteigen sollte, nach ihrem ganzen Umfang vor Augen. Es diente ihr aber auch zum Beweis, daß sich der Regent, mit welchem es so weit gekommen ist, daß er nur durch Gewaltthätigkeit regieren kann, in eine sehr mißliche Lage versetzt.

Dieß eigenmächtige Verfahren zog große Bewegungen nach sich, die für die ganze Nation von der äußersten Wichtigkeit waren, und endigte sich damit, daß eine ganz neue Magistratur an die Stelle der zeitherigen trat. Eine Neuerung, die so tief in die Fundamentalverfassung eingriff, mußte natürlicherweise eine allgemeine Gährung erregen, und es war wohl nicht leicht jemand in ganz Frankreich, der dieselbe gleichgültig mit ansah.

In ihrem ganzen Leben legte vielleicht Marie Antoinette nie eine größere Klugheit an den Tag, als während der Periode, wo sich diese merkwürdige Staatsveränderung ereignete. Ihre ganze Politik bestand bloß darin, daß sie die weise Zurückhaltung des Dauphin nachahmte, und sie hätte in der That keine bessere Verhaltungsregel befolgen können. Der Kanzler, und alle die, welche ihr Interesse dabey fanden, dessen Verfahren zu rechtfertigen, suchten den beyden Eheleuten zu beweisen, jene Veränderung sey bloß zu ihrem Besten

vorgenommen worden, indem sie darauf abzwecke, die königliche Gewalt zu erweitern und sie von neuem zu befestigen. Gar zu gern hätten sie bey dieser Gelegenheit etwas von ihnen herauslocken, und sie zu einem oder dem andern Schritt verleiten mögen, wodurch ihnen die Verbindlichkeit auferlegt worden wäre, diese Neuerung bey dem Antritt ihrer dereinstigen Regierung zu sanctioniren.

Auf der andern Seite gaben sich die, welche es mit den Parlementern hielten, alle erdenkliche Mühe, die Politik des Dauphin und seiner Gemahlin zu ergründen, um wenigstens etwas herauszubringen, wodurch die vom größten Theil der Nation unterhaltene Hoffnung bestätigt würde, die hohen Landescollegien über kurz oder lang wieder in ihre vormaligen Rechte eingesetzt zu sehen. Am liebsten wendete man sich dießfalls an die Dauphine; denn man nahm für bekannt an, daß sie gegen die Gräfin Du Barri Gesinnungen hege, die ihr alles, was dieses Weib mit Beyfall aufnähme und durchzusetzen suche, verhaßt machten; und die Gräfin unterstützte alle die, welche zu Aufhebung der Parlementer beygetragen hatten, mit ihrem ganzen Credit. Allein trotz allen Bemühungen, welche die eine Parthey wie die andere anwandte, waren sie doch schlechterdings nicht vermögend, die Gesinnungen des Dauphin und der Dauphine in Betreff jener Aufhebung zu erforschen. Da sie

auf der einen Seite den Willen des Monarchen, auf der andern den Wunsch des Publikums respectiren mußten, so benahmen sie sich auf eine solche Art, daß sie weder den einen noch das andere vor den Kopf stießen. Dieses Zurückhalten war keine Verstellung, sondern vielmehr nothwendige Klugheit, welche die damalige Lage der Dinge so mit sich brachte. Hätten sich die jungen Eheleute geradezu für die Installirung der neuen Magistratur erkläret, so würden sie dadurch dem Volke alle Hoffnung benommen, und dasselbe zur Verzweiflung getrieben haben. Hätten sie hingegen den Umsturz der alten Magistratur freymüthig gemißbilligt, so würden sie sich dadurch zu Partheyobern gegen den König aufgeworfen haben, und in dem Fall wäre eine Revolution unvermeidlich gewesen. Mir kömmt es vor, als ob man das Betragen, welches sie unter diesen kritischen Verhältnissen beobachteten, weder hinlänglich erwogen, noch genugsam gerühmt habe.

Der Duc de Choiseul, von dem man allgemein geglaubt hatte, daß er unmöglich aus dem Sattel gehoben werden könne, ward von dem nemlichen Streiche, welcher die Parlementer traf, zu Boden geworfen. Er empfing vom Könige folgendes Handschreiben:

„Mein Cousin! Da ich mit Ihren zeitherigen Diensten äußerst unzufrieden bin, so sehe ich mich genöthigt,

Sie nach Chanteloup ins Exil zu schicken, wohin Sie sich binnen hier und den nächsten vier und zwanzig Stunden begeben werden. Ich würde Ihnen einen noch entlegnern Verbannungsort angewiesen haben, wenn ich es nicht aus besondrer Achtung für die Frau Ducheſſe de Choiseul, deren Gesundheitsumstände mir sehr am Herzen liegen, unterlassen hätte. Nehmen Sie sich in Acht, damit mir Ihr Betragen keine Veranlassung gebe, einen andern Entschluß zu fassen. Uebrigens bitte ich Gott, daß er Sie, mein Cousin, in seinen heiligen Schutz nehme."

Der Duc de Praslin, ein naher Anverwandter des Duc de Choiseul, und Minister des Seewesens, fiel ebenfalls bey dem Könige in Ungnade. Der König schickte ihm ein Handbillet, das noch kränkender als jenes war. Es enthielt bloß diese paar Worte: „Ich bedarf Ihrer Dienste weiter nicht, und verweise Sie nach Praslin, wohin Sie sich in den nächsten vier und zwanzig Stunden verfügen werden."

Der Oheim des Duc d'Aiguillon, der Duc de la Vrilliere, welcher dieses Unheil hauptsächlich angestiftet hatte, und sich hierbey sehr thätig bewies, um jene beyden Minister ins Unglück zu stürzen, machte es sich zum angenehmsten Geschäft, ihnen beyderseits die Siegelbriefe (Lettres de Cachet), wodurch sie ins Exil geschickt wurden, selbst zu behändigen. Der Duc de

Choiseul kannte die Urheber seines Mißgeschicks mehr als zu gut; deswegen sagte er zum Duc de la Vrilliere: „Ich bin sehr überzeugt, mein Herr Duc, daß Ihnen „die Botschaft, welche Sie mir überbringen, ungemein „viel Vergnügen macht.“

So fiel ein Minister, welcher sich die Möglichkeit gar nicht gedacht hatte, daß er je wieder von seiner Höhe herabstürzen könne. Sein Fall ward durch Feinde bewirkt, die ihm viel zu unbedeutend schienen, als daß er je auf den Einfall kam, sich vor ihnen in Acht zu nehmen. Ein abermaliger Beweis, daß man seinen Feind nie zu gering schätzen muß, besonders bey Hof.

Die Dauphine zog sich das traurige Geschick dieses in Ungnade gefallenen Ministers sehr zu Gemüth; denn sie glaubte ihm sehr vielen Dank schuldig zu seyn, und hatte von jeher nichts sehnlicher gewünscht, als daß sie Gelegenheit finden möchte, ihm denselben auf eine oder die andere Art zu bezeugen. Gern hätte sie dazu beygetragen, sein Ansehen noch mehr zu vergrößern, und jetzt, da er es auf einmal unwiederbringlich verlor, sah sie gar keine Möglichkeit vor sich, nur den allerunbedeutendsten Schritt zu seinem Besten zu wagen. Ihre Lage war um so trauriger, da sie ihren Kummer in der Stille verschmerzen, und ihn vor aller Welt verheelen mußte.

Dieß war aber nicht die einzige Unannehmlichkeit, welche die Dauphine in den ersten Jahren ihres Aufenthalts bey Hof zu erdulten hatte. Nur allzu oft gab man ihr Anlaß, sich über die Ungerechtigkeit der Menschen zu beklagen. Zu ihrem größten Leidwesen mußte sie wahrnehmen, daß selbst die Naturgaben, die ihr der Himmel so reichlich verliehen hatte, dazu beytrugen, ihr unangenehme Begegnungen zuzuziehen. Ihr sanftes, einnehmendes und aufgeräumtes Wesen, machte dem Könige unendlich viel Vergnügen, und bewog ihn, ihren Umgang zu suchen. Dieß erregte bey Manchen die Besorgniß, es möchten ihm vielleicht in dergleichen Unterhaltungen solche Gesinnungen beygebracht werden, die denen, worin man ihn zu Gunsten der Gräfin Du Barri zu erhalten wünschte, ganz entgegen gesetzt wären. In einem Lande, wo die durchtriebenste Bosheit ohnehin zu Erreichung ihrer Absichten sich solcher Mittel und Wege bedienet, die anderwärts ganz unbekannt sind, war dieser Umstand mehr als zureichend, die schändlichsten Kabalen zu veranlassen, damit die Dauphine auf die Denkart ihres Schwiegervaters nicht allzu viel Einfluß erlangen möchte.

Indeß war diese Prinzessin von allen diesen niedrigen Kunstgriffen unterrichtet, ja sie kannte sogar die Namen derer, welche sich derselben in der Absicht bedienten, sie bey dem Könige in Mißcredit zu setzen. Sie

wußte, daß die Du Barri an diesen Schlechtigkeiten Antheil nahm, und daß sie sich bisweilen in ihren Gesprächen der respektswidrigsten Ausdrücke gegen ihre dereinstige Königin bediente. Allein Marie Antoinette dachte viel zu groß, als daß sie dergleichen Intriguen nicht hätte verachten, viel zu gütig, als daß sie denen, die sich derselben schuldig machten, nicht hätte verzeihen sollen.

Das Publikum, welches die Verhältnisse der Dauphine nur nach dem äußern Schein beurtheilte, hielt dieselbe für die glücklichste Person auf der ganzen Welt; es ist aber aus den eben angeführten Umständen leicht zu schließen, daß sie schon damals unmöglich eine wahre Glückseligkeit genießen konnte. Inzwischen ist freylich nicht zu läugnen, daß zwischen ihren frühern Bekümmernissen, und den eben so langwierigen als schmerzlichen Leiden, welche sie in der Folge erdulden mußte, gar keine Vergleichung Statt findet. Ueberdieß wurde sie für die Unannehmlichkeiten, die ihr der Stolz und das ungerechte Verfahren einiger viel vermögenden Personen bey Hofe zuzog, durch die Liebe der Nation auf die angenehmste Art entschädigt. Das Volk vergötterte sie beynah. Man liebte, man verehrte sie, man sprach unaufhörlich von der Madame Dauphine. Man rühmte ihre gefälligen Manieren, ihr heiteres aufgeräumtes Wesen, alle Eigenschaften ihres Herzens, alle Vorzüge

ihres Geistes, alle Schönheiten ihrer äussern Gestalt. Immer und überall hieß es: Sie ist die vollkommenste Prinzessin, die man nur sehen kann. Ach, was sie damals war, das war sie ihr ganzes Leben hindurch; der Unterschied lag bloß darin, daß man die französische Nation damals noch nicht gelehrt hatte, die Unschuld zu lästern und die Tugend zu hassen.

Alles, was die Dauphine sprach, wurde mit dem größten Enthusiasmus wiederholt; alles, was sie that, zog die allgemeine Bewunderung auf sich. Da sie nach der Ehre strebte, in die Fußtapfen ihrer erhabenen Eltern zu treten, so erschien sie zwar bey allen feyerlichen Gelegenheiten in der ganzen Pracht, die einer Person von so hohem Stande zukam; im Uebrigen aber beobachtete sie, mit Genehmigung des Königs, die nemliche Simplicität, welche sie im Innern des Wiener Hofes wahrgenommen, und woran sie schon in ihrer frühesten Jugend Geschmack gefunden hatte. In ihrer Familie, und in Rücksicht derer, die in ihrem Dienst standen, wollte sie sich den Zwangsgesetzen der Hofetiquette schlechterdings nicht unterwerfen; und wirklich setzte sie sich mit einer Unbefangenheit darüber hinaus, die ihr, anstatt getadelt zu werden, vielmehr den lautesten Beyfall erwarb. Sie gieng öfters zu Fuß aus, ohne alles Gefolge, ohne einen einzigen Cavalier mit zu nehmen, und hatte gemeiniglich nur eine, höchstens zwey, ihrer Hofdamen zur Begleitung bey sich. Bey ihren Promenaden,

wovon sie eine groſse Liebhaberin war, richtete sie sich jedesmal nur nach ihrem Geschmack, nach ihren Gesundheitsumständen, und nach dem Bedürfniß körperlicher Bewegung. Sie lud ihre Brüder, Schwestern und Tanten freundschaftlich und ohne alle Umstände zur Tafel, so wie sie sich hinwiederum mit gleicher Familiarität bey Ihnen zu Gaste bat.

Man kann sich gar nicht vorstellen, wie viel dieses ungezwungene, mit der gesunden Vernunft so ganz übereinstimmende Benehmen dazu beytrug, sie bey jedermann beliebt zu machen. Als sie bemerkte, daß ganz Frankreich das gröſste Vergnügen darüber an den Tag legte, so wurde sie um so mehr in dem Vorsatz bestärkt, von dieser Lebensweise kein haarbreit abzuweichen. In den Schauspielen, die bey Hofe gegeben wurden, war das Applaudiren, im Beyseyn königlicher Personen, seit undenklichen Zeiten aufs strengste verboten. Die Dauphine ließ unter der Hand bekannt machen, daß sie gar nichts darwider hätte, wenn man diesen uralten Gebrauch wieder einführte, und daß man diesfalls nicht die geringste Rücksicht auf sie nehmen solle, wenn sie auch gleich im Schauspielhause zugegen wäre. Es sey ihr nicht damit gedient, ließ sie hinzu setzen, wenn die Zuschauer durch ihre Gegenwart des Vergnügens beraubt würden, sich den Eindrücken, die das Schauspiel in ihnen erregte, ungestört überlassen zu können. Dieß war eine

Art von Wohlthat, die sie dem Publikum erzeigte. Es nahm sie mit der größten Erkenntlichkeit auf, bediente sich aber derselben nur dazu, ihr durch jenes wieder eingeführte Händeklatschen seinen Beyfall auf das lebhafteste zu erkennen zu geben.

Gar zu gern machte sie sich mitunter das Vergnügen, sich in aller Stille vom Schloß und Hof zu Versailles zu entfernen, und die Einwohner von Paris ganz unvermuthet mit ihrer Gegenwart zu überraschen. Im strengsten Incognito, nur mit einem ganz kleinen Gefolge, und ohne sich anmelden zu lassen, traf sie daselbst ein, und begab sich sodann gleich in eines der Haupttheater. Die Pariser, welche schon seit langer Zeit daran gewöhnt waren, den König nie anders als im glänzendsten Gefolge seines Hofstaates in ihrer Mitte zu sehen, nahmen es außerordentlich gut auf, daß die Dauphine ihren hohen Rang so zu sagen ganz unter ihnen vergessen zu haben schien. Sie überließen sich in Beyseyn derselben der ausgelassensten Freude, und überhäuften sie mit Seegenswünschen. In jenen schönen Tagen, die leider nur allzubald vorübergingen, würden diese nemlichen Pariser gern ihren letzten Blutstropfen vergossen haben, ehe sie zugegeben hätten, daß dieser Prinzessin, dem Gegenstande der allgemeinen Volksliebe, das mindeste Leid wiederfahren wäre.

Dieß bewiesen sie unter andern, als der Dauphin seinen öffentlichen Einzug mit ihr hielt. Es ist bemerkenswerth, daß dieser Einzug, entweder deswegen, weil der Glanz, welchen die Dauphine von sich strahlte, in Geheim Neid und Eifersucht erregt hatte, oder weil man befürchtete, daß das Volk seine Verehrung gegen sie zu weit treiben möchte, eben keiner der glänzendsten war. Als Ludwig der Vierzehnte unter ähnlichen Verhältnissen den seinigen hielt, zeigte er sich nebst seiner Gemahlin zu Pferd, um desto besser vom Volke in Augenschein genommen zu werden. Der König und die Königin ritten durch die vornehmsten Stadtviertel, und brachten einige Tage unter den Einwohnern von Paris zu.

Wie ganz anders benahm man sich jetzt! Nur mit Mühe konnte das Volk die erhabenen Personen, welche ihm ihren Besuch abstatteten, im Hintergrunde einer Kutsche ansichtig werden, und als sie in der Liebfrauenkirche ihre Andacht verrichtet hatten, fuhren sie geradeswegs nach dem Schlosse der Thuillerien, ohne sich anderwärts sehen zu lassen. Dorthin mußten sich die Pariser begeben, wenn sie ihnen anders ihre Ehrfurcht bezeigen wollten. Wirklich strömten sie von allen Seiten herzu, und in kurzer Zeit war der Garten so voll, daß er die ungeheure Menge Menschen nicht mehr fassen, und daß diejenigen, die darin waren, kaum athmen konnten.

Der Dauphin und die Dauphine mischten sich unter das dichteste Gewühl, brachten einen beträchtlichen Theil des Tages unter diesem Volkshaufen zu, setzten die Sorgfalt für ihre eigene Person ganz aus den Augen, und erkundigten sich nur immer, ob niemanden etwas zugestoßen, ob niemand verwundet wäre. Als sie das Volk so nahe bey sich sah, wußte es sich vor Freude gar nicht zu fassen. Bald klatschte es wie toll in die Hände, bald hob es dieselben zum Himmel empor, und flehte auf dieses eben so erlauchte als liebenswürdige Paar alle nur erdenkliche Seegnungen herab. Der Dauphin und die Dauphine waren schlechterdings nicht vermögend, die Empfindungen auszudrucken, wovon sich ihre Herzen bey diesen rührenden Freudensbezeugungen durchdrungen fühlten; allein die Thränen, welche man ihnen über die Wangen rollen sah, vertraten die Stelle der Antwort. In einem Tone, der aus dem Innersten des Herzens kam, hörte man die Dauphine einigemal ausrufen: Welch ein gutes Volk! Die unglückliche beklagenswürdige Fürstin! Konnte ihr damals nur auf die entfernteste Art ahnen, daß sie dereinst von diesem nemlichen Volke, in eben diesem Schlosse der Thuillerien, jede Art von Demüthigung würde erdulden müssen? In ihrem damaligen Alter, an einem so schönen und feyerlichen Tage, würde sie demjenigen schwerlich geglaubt haben, der ihr eine so fürchterliche Zukunft prophezeiht hätte. Nur durch langwierige Leiden, durch unerhörte

Verbrechen gelangte sie endlich zu der Ueberzeugung, daß nichts vergänglicher, nichts hinfälliger sey, als Menschengunst; und als sie diese schreckliche Wahrheit nicht mehr bezweifeln konnte, war es leider zu spät, dieselbe zu benutzen.

Aeußerst ermüdet, fühlten endlich der Dauphin und die Dauphine, daß ihnen der Mangel an Kräften die Ausführung ihres Vorhabens, noch länger unter dem Volke zu verweilen, unmöglich machte. Gern oder nicht, genug sie mußten sich wieder ins Schloß begeben. Der Augenblick, wo dieß geschah, war ein Augenblick allgemeiner Bestürzung. Sobald sich das Volk ihrer Gegenwart beraubt sah, äusserte es den lebhaftesten Schmerz. Als ihnen dieß hinterbracht wurde, zeigten sie sich auf der Gallerie, und empfingen hier von neuem die Segenswünsche des Volks, die gar kein Ende nehmen wollten.

Die vornehmsten Magistratspersonen der Stadt Paris hatten sich eingefunden, um den hohen Vermählten ihren Respekt zu bezeugen. Unter ihnen befand sich der alte Marschall de Brissac, als damaliger Gouverneur. Da dieser den allgemeinen Jubel mit ansah, welchen der Anblick der Dauphine veranlaßte, fiel er dem Stadtrichter, welcher eine Rede halten wollte, plötzlich ins Wort, und sprach zu der Prinzessin, ganz in dem treuherzigen Tone eines alten Soldaten: Madame, Sie sehen da zweymal hunderttausend Menschen vor Augen,

die sich alle in Sie verliebt haben! Dieß Compliment, welches freylich wider den Wohlstand, aber doch gewiß sehr naiv war, sagt alles, was die Einwohner von Paris bey dem Anschauen der Dauphine fühlten.

Diese schmeichelhaften Freudensbezeugungen waren aber auch alles, was den Neuvermählten bey ihrem Einzuge zu Theil wurde; denn sie mußten noch des nemlichen Abends nach Versailles zurückkehren. Sie waren in der Hauptstadt Frankreichs so gut aufgenommen worden, daß es ihnen nah gieng, dieselbe verlassen zu müssen. Indeß muß ich aufrichtig gestehen, (denn die Geschichte darf keine Wahrheit verhelen) daß die Beweise der Ehrfurcht und Liebe, womit man sie in so reichem Maaße überhäufte, so herzlich gut sie gemeint waren, und so sehr sie dieselben verdienten, vielleicht weniger geräuschvoll gewesen seyn würden, wenn nicht die Leidenschaften, welche sich damals der Gemüther bemächtigt hatten, dabey interessirt gewesen wären, recht viel Lerm zu erregen. Die Nation befand sich nemlich gerade in demselben Fall, wie in den letzten Lebensjahren Ludwigs des Vierzehnten. Sie fieng allgemach an, der langwierigen Regierung Ludwig des Funfzehnten überdrüssig zu werden. Der fürchterliche Schlag, wodurch er die gesammte Magistratur darnieder stürzte, hatte eine unglaubliche Anzahl Menschen äußerst mißvergnügt gemacht. Wenn er sich im Publikum sehen ließ, vernahm

er nicht mehr jenen freudigen Zuruf, der ihm sonst von allen Seiten entgegen tönte; und damit ihm dieser frostige Empfang nicht etwa unerklärbar bleiben möchte, hatte ein gewisser Prälat den Muth, ihm öffentlich von der Kanzel herab zu sagen, das Stillschweigen der Völker diene den Königen zur Lehre.

Man glaubte demnach, wenn er den freudigen Empfang seiner Enkel mit dem Kaltsinn vergleiche, welchen man bey jeder Gelegenheit gegen ihn äußerte, so werde er hieraus ersehen, daß sein gewaltthätiges Verfahren, kraft dessen er unlängst die Parlementer absetzte, allgemeinen Unwillen erregt habe. Es ist freylich nicht zu läugnen, daß bey dieser Ideenverbindung eine Pflichtvergessenheit zum Grunde lag, die selbst für diejenigen Beleidigung war, welchen man jene Ehrenbezeugungen erwiesen hatte; denn es läßt sich wohl nicht leicht etwas Schändlicheres denken, als wenn man Kinder in der Absicht fetirt, um ihren Vater zu kränken und herabzuwürdigen. Allein über dergleichen Betrachtungen pflegt man sich in der Hitze der Leidenschaft gewöhnlich hinweg zu setzen. Ueberdieß stimmte es vollkommen mit unsern Sitten überein, daß Ludwig der Funfzehnte, bloß deswegen, weil er regierte, nicht mehr die freudige Theilnahme zu erwarten hatte, wie ein junger Prinz und eine junge Prinzessin, deren vortreffliche Eigenschaften die schönsten Hoffnungen erregten. Ich sage, dieß stimmte

mit unsern Sitten überein; denn in Frankreich haben diejenigen, welche regieren, immer Unrecht, weil man sich von der künftigen Regierung immer etwas Besseres verspricht, als von der wirklich vorhandenen. Heinrich der Vierte, der beste unter allen unsern Königen, ward nicht eher geliebt, als nach seinem Tode.

So sehr übrigens der Dauphin und die Dauphine in Betreff der schmeichelhaften Aufnahme, die sie zu Paris angetroffen hatten, von Danke durchdrungen waren, so sehr ward ihnen derselbe durch die gewisse Versicherung vergällt, daß sich hiebey sehr strafbare Leidenschaften ins Spiel gemischt hätten. Es fiel ihnen schwer, ihrem Großvater, dem Könige, von dieser Aufnahme Bericht zu erstatten. Ließen sie sich merken, daß sie sich darüber freuten, so betrübten sie ihn, weil er sich bey dieser Gelegenheit um so lebhafter erinnern mußte, daß der Empfang, welcher ihm von Seiten des Volks wiederfuhr, nicht mehr der nehmliche wie ehedem sey. Inzwischen fiel die Dauphine auf einen glücklichen Gedanken, der sowohl ihr selbst, als auch ihrem Gemahl, aus dieser Verlegenheit half. Sire, sprach sie zum Könige, Ew. Majestät müssen sich die Liebe der Pariser in einem sehr hohen Grade zu eigen gemacht haben; denn sie haben uns ungemein viel Ehre erzeigt. Eine glücklichere und gefälligere Wendung hätte sie der Sache wohl schwerlich geben können. Es war zugleich die ehrerbietigste

tigste Sprache, welche Kinder unter solchen Umständen führen konnten.

Es ist leicht zu erachten, daß die Gelehrten und Künstler, in einem Zeitpunkte, wo es die herrschende Mode mit sich brachte, nichts schön, nichts liebenswürdig zu finden, als die Dauphine, sich ebenfalls von der allgemeinen Freude begeistern ließen, und dieser Fürstin ihren Tribut zollten. Noch dermalen leben welche, die ihr, so lange sie glücklich war, alle mögliche Gerechtigkeit wiederfahren ließen, und sie in ihrem nachherigen Unglück mit einer Wuth und Erbitterung verfolgten, die diejenigen, welche sich dieses abscheulichen Widerspruchs schuldig machten, mit ewiger Schande bedeckt. Doch, ich will nicht strenger mit diesen Menschen verfahren, als es die Königin Marie Antoinette selbst gethan haben würde, wenn ihr je wieder das Glück zu Theil geworden wäre, das ihr durch diese Verläumder entrissen ward. Sie vergab und vergaß alle Beleidigungen, die sie erlitten hatte. So mögen denn auch die Namen jener Elenden, welche die liebenswürdigste Prinzessin, die je die Erde betrat, bald auf die kriechendste Art lobpriesen, bald durch die infamsten Schmähungen herabwürdigten, in tiefer Vergessenheit ruhen.

Hiernächst darf ich jedoch die Bemerkung nicht mit Stillschweigen übergehen, daß die Lobeserhebungen,

Bayerische Staatsbibliothek München

welche man der Dauphine widmete, nicht sowohl in einem ehrerbietigen, als vielmehr vertraulichen Ton abgefaßt waren. Es schien, als wenn die Schriftsteller ein besonderes Vergnügen daran fänden, den bekannten Grundsatz, daß man sich gegen hohe Standespersonen nicht anständig genug ausdrücken könne, ganz in Vergessenheit zu stellen. Man halte diese Bemerkung ja nicht für unbedeutend! Sie dienet zum Beweis, daß sich die Achtung, welche die Menschen ehedem für Rang und Geburt hegten, schon damals ziemlich vermindert hatte. Hier ein Paar Beyspiele zur Probe!

Zu Ende eines Schauspiels, dem die Dauphine zu Paris Incognito beygewohnt hatte, überreichte ihr Dorat folgende Verse:

Quoi! sous un nuage curieux
Croyez vous, auguste Dauphine,
Pouvoir vous cacher en ces lieux?
Lorsque Vénus descend des cieux,
On sent l'influence divine
De son aspect majestueux,
Et lorsque vous trompez les yeux
Le coeur des François vous devine.

Zu deutsch:

Wie? Jene sonderbare Wolke,
glaubst du, verberge Deinem Volke
im Heiligthum Thaliens Dich?

Erhabne! Wenn Cythere sich,
ermüdet von dem Götterfest,
auf unsrer Erde niederläßt,
sogleich empfindet Jung und Alt
den Zauber ihrer Allgewalt;
und wenn Du Dich auch gleich des Volkes Blick
entziehst,
so sagt ihm doch sein Herz, daß Du zugegen bist.

Es fällt von selbst in die Augen, daß diese Verse weiter nichts als eine Anspielung auf die Schönheit der Dauphine enthalten. Die Venus war unter allen Göttinnen gerade diejenige, mit welcher man sie am allerwenigsten hätte vergleichen sollen. Ihre Geistesgaben boten einen unerschöpflichen Stoff zu Lobsprüchen dar, der geschickter war, Ehrfurcht und Liebe in den Herzen des Volks zu entzünden. Diese poetischen Lobsprüche drehten sich ohn' Unterlaß um einen einzigen Gedanken, den man höchstens nur im Vorbeygehen hätte berühren müssen, um desto länger bey andern Ideen, von größerer Erheblichkeit, zu verweilen.

Le Moyne hatte die Büste der Dauphine verfertigt. Um zu zeigen, daß er nicht nur ein treflicher Bildhauer sey, sondern auch Verse machen könne, verfertigte er ihr zu Ehren nachstehendes Gedicht;

Combien ce buſte m'a coûté!
Je croyois avoir imité
De la Nymphe la plus jolie
Sourire fin, douce gaîté,
Et d'une princeſſe accomplie
Grâces, nobleſſe, majeſté.
Fier de mon art et de vôtre beauté
Je crus dix fois ma beſogne finie;
Je revenois, vous étiez embellie,
Et mon art étoit dérouté.
Vous avouerai-je mes alarmes
Et ma honte et mon déſeſpoir?
Une ſemaine, un jour, ajoutoient à vos charmes,
Et toujours mon talent me paroiſſoit décheoir.
En vous quittant je répandois des larmes,
Et je tremblois de vous revoir.
Du ciſeau l'heureuſe impoſture
S'efforceroit en vain de ſuivre la nature:
Son pouvoir eſt illimité;
Mais il faut bien que l'art s'arrête.
Je crois avoir fini la plus charmante tête,
Et je livre ce marbre à la poſtérité.
Nos neveux le croiront flatté;
Mais voyant encor plus belle,
L'âge préſent rira de ma caducité,
Et dira: le Moyne eſt reſté
Trop au-deſſous de ſon modèle.

D. i.

Wie ſchwer es mir ward dieſe Büſte zu vollenden! Ich wähnte, das ſchalkhafte Lächeln, die ſanfte Heiterkeit der

reizendsten Nymphe, vereinbaret mit dem anmuthsvollen, edeln und majestätischen Wesen einer mit allen Vollkommenheiten begabten Prinzessin, unverbesserlich nachgebildet zu haben. Voll stolzen Selbstvertrauens auf meine Kunst und Deine Schönheit, war ich wohl zehnmal der Meinung, daß ich nun nichts mehr an meinem Werke zu verbessern hätte. Ich kam zurück, sah daß Du Dich verschönert hattest, und meine Kunst ward irre. Soll ich Dir die Ursache meiner Angst, meiner Schande, meines Kummers eröffnen? Jede Woche, jeden Tag vermehrten sich Deine Reize, und mein Talent nahm, wie es mir vorkam, in eben dem Verhältniß ab. Wenn ich mich von Dir entfernte, vergoß ich Thränen, und nur mit Zittern und Zagen stellte ich mich wieder ein. Nie wird es dem Meißel des Bildners gelingen, die Natur ganz zu erreichen, wenn er sie auch wirklich auf die täuschendste Art darstellt; denn ihre Macht erstreckt sich ins Unendliche, die Kunst aber hat ihre Gränzen. Indeß darf ich hoffen, einen der reizendsten Köpfe vollendet zu haben, und ich widme diesen Marmor der Nachwelt. Unsere Nachkommen werden vielleicht glauben, ich hätte ihn, in der Absicht zu schmeicheln, zu schön gebildet; unsere Zeitgenossen aber, wenn sie wahrnehmen, daß Du an Schönheit ihn weit übertrifft, werden meines Unvermögens spotten, und sagen: Le Moyne hat die Vollkommenheit des Originals noch lange nicht treffend genug dargestellt."

Hier wäre denn abermals nur von der Schönheit der Dauphine die Rede. Sie mit der reizendsten Nymphe vergleichen, ihren Kopf reizend finden, dieß hieß den Respekt gegen ihre Person aus den Augen sezzen, nicht aber ihn ausdrücken. Der übrige Inhalt

dieses Gedichts ist weiter nichts als ein sehr alltägliches Compliment, das, anstatt der Dauphine zu besonderm Ruhm zu gereichen, sich eben so gut auf jedes andere liebenswürdige Frauenzimmer anwenden läßt.

Aus diesen Gesinnungen, welche man gegen diese Prinzessin in der schönsten Periode ihres Lebens an den Tag legte, erhellet demnach, daß man ihr immer nur in Rücksicht solcher Vorzüge Gerechtigkeit wiederfahren ließ, worauf sie sich eben nicht viel zu gute that: so daß sie an dergleichen Lobsprüchen kein sonderliches Vergnügen finden konnte.

Die französische Nation hätte Marien Antoinetten hauptsächlich deswegen lieben sollen, weil sie fast keinen Tag vorübergehen ließ, ohne die rührendsten Beweise von jenem edeln und großmüthigen Charakter zu geben, den sie von ihrer vortreflichen Mutter gleichsam geerbt zu haben schien, und der sie der Ehre würdig machte, die Gattin eines Prinzen zu seyn, dessen gefühlvolle, ganz zum Wohlthun geschaffene Seele, jede Gelegenheit sorgfältig aufsuchte, sich mitzutheilen. Wenn man den Dauphin und die Dauphine aus diesem Gesichtspunkte betrachtete, so fand man, daß es sich schlechterdings nicht mit Gewißheit bestimmen lasse, wer von ihnen beyden die meiste Herzensgüte besitze.

Sobald man dieser Prinzessin ihren eigenen Hofstaat formirt hatte, bestand eine ihrer ersten Verfügungen darin, daß sie sich den Etat ihrer gesammten Dienerschaft vorlegen ließ, die, wie leicht zu erachten, größtentheils aus Leuten zusammengesetzt war, welche sich eben nicht in den besten Vermögensumständen befanden. Auf diesem Verzeichniß notirte sie mit eigener Hand die Namen mehrerer in ihrem Dienst stehenden Personen, von welchen sie überzeugt war, daß das Glück wenig oder gar nichts zu ihrem Vortheil gethan hatte. Nachher ließ sie einer jeden von diesen Personen, nach Verhältniß ihrer Umstände, eine gewisse Summe Geldes verabreichen. Ueberhaupt pflegte sie den größten Theil derjenigen Barschaft, worüber sie freye Hand hatte, zur Unterstützung der Armen und Nothleidenden zu verwenden.

Ihre Freygebigkeit erstreckte sich aber nicht bloß auf ihre Dienerschaft, sondern auf alle die, welchen sie die Leiden des Lebens zu erleichtern vermochte. Als sie eines Tages mit dem Könige im Gehölze von Fontainebleau auf der Jagd war, und sich ein wenig von ihm entfernt hatte, hörte sie eine Weibsperson ganz erbärmlich jammern und wehklagen. Sie gieng zu ihr, und erkundigte sich mit herablassender Güte nach der Ursache ihres Leidwesens. Das Weib erzählte, ihr Mann habe in einem Garten des Dorfes Achere gearbeitet, und so eben er-

halte sie die traurige Botschaft, daß ein angeschossener Hirsch über die Gartenmauer gesprungen sey, und ihm das Geweih durch den Leib gerennt habe.

Die Dauphine vernahm diese Nachricht mit innigster Rührung. Sie gab der Unglücklichen ihre ganze bey sich habende Barschaft, und suchte sie so viel möglich zu trösten. Mittlerweile ließ sie ihren Wagen herbeyfahren; die Frau mußte sich nebst ihrem unerwachsenen Söhnchen, und noch zwey andern Bauerweibern hineinsetzen, und die Dauphine ließ sie nach Hause bringen. Zugleich gab sie gemessenen Befehl, daß man sich unverzüglich nach dem verwundeten Manne erkundigen, und ihr von dessen Befinden Bericht erstatten solle.

Während der Zeit, daß diese liebenswürdige Prinzessin mit beklemmten Herzen und weinenden Augen die Rückkehr ihres Wagens zu Fuß erwartete, kam der König zu ihr. Sogleich machte sie es sich zum angelegensten Geschäft, ihm jenen traurigen Vorfall zu erzählen. Er nahm den lebhaftesten Antheil an ihrem Schmerz, und ließ auf der Stelle den Befehl ergehen, daß sein Oberhofchirurgus den Patienten tagtäglich besuchen und mit eigener Hand verbinden solle. Von jener Herzensgüte beseelt, die von jeher zu den Charakterzügen seiner Vorfahren gehörte, rief er aus: Was das für ein Unglück wäre, wenn der arme Mann sein Leben ein-

büßte! Wer würde dann im Stande seyn, dessen Weib und Kind zu beruhigen! — Sire, erwiederte die Dauphine, indem sie die Gemüthsstimmung ihres Schwiegervaters zu Gunsten jener Unglücklichen zu benutzen suchte, wenn wir sie dem Mangel und der Dürftigkeit entreissen, so können wir wenigstens die Härte ihres Schicksals mildern. Wirklich verschaffte sie dieser Familie einen Gnadengehalt, und der Himmel gewährte ihr den Wunsch, den Paticuten beym Leben zu erhalten.

Die Dichter beeiferten sich um die Wette, diese wohlthätige Handlung zu preisen, thaten aber sehr Unrecht daran, daß sie dieselbe als eine heroische Handlung darstellten. Der Heroismus setzt eine gewisse Anstrengung voraus, kraft deren sich der Mensch über seinen gewöhnlichen Wirkungskreis empor schwingt; der Dauphine hingegen kostete es nicht die allergeringste Ueberwindung, sich bey jeder Gelegenheit durch ihre Herzensgüte und mitleidsvolle Theilnahme hervorzuthun. Groß und edel zu handeln war ihr von Natur eigen.

Die Maler bestrebten sich ebenfalls, die Erinnerung dieser That für die Nachwelt aufzubewahren. Gauthier d'Agoti wählte sie zum Gegenstand eines Gemäldes, auf welchem sie voll Leben und Ausdruck dargestellt war.

Unfehlbar glaubten sich alle die kein geringes Verdienst um die Dauphine zu erwerben, die auf eben erwähnte Art ihre ganze Geschicklichkeit aufboten, derselben die allgemeine Bewunderung der Welt zu verschaffen. Allein das sicherste Mittel, wodurch man sich bey ihr in Gunst und Achtung setzen konnte, war dieß, wenn man ihr Gelegenheit an die Hand gab, Menschen glücklich zu machen. So oft sich ihr die Veranlassung hierzu von selbst anbot, ergriff sie dieselbe mit einer Begierde, die deutlich genug zeigte, daß dieß die größte Wonne ihres Lebens sey.

Ich kann nicht umhin, ein paar hieher gehörige Anekdoten zu erzählen; denn es ist nicht mehr als billig, Dinge wieder in Erinnerung zu bringen, die manche Leute so gern vergessen möchten. Die Dauphine gieng eines Tages mit ihrem Gemahl im Park zu Versailles spazieren. Da begegnete ihnen ein kleines Mädchen, das in der einen Hand einen Napf, und in der andern ein paar zinnerne Löffel trug. Im Nu entspann sich zwischen der Dauphine und diesem Kinde folgendes Gespräch: Kleine, was hast du denn da? — Ein wenig Suppe für meine Eltern, die dort unten auf dem Felde arbeiten. — Woraus besteht denn deine Suppe? — Aus Wasser und Wurzeln. — Ist denn kein Fleisch darin? — O, wir sind froh, wenn wir nur Brod haben! — Hör an, mein Kind! da

hast du vier Louisdor; bring sie deinem Vater, damit ihr euch eine bessere Suppe kochen könnet.

Das Kind nahm die vier Louisdor, und da ihm nicht wohl bey der Sache war, so machte es sich so geschwind als möglich fort, um diesen Schatz seinem Vater zu überbringen. Lassen Sie uns doch dem Mädchen nachgehen, sprach die Dauphine zu ihrem Gemahl, um zu sehen, was es nun vornimmt. Als sie näher kamen, wurden sie gewahr, daß es bald dem Vater, bald der Mutter um den Hals fiel, und vor Freuden ganz ausser sich schien. Die Eltern besahen die Goldstücke, fielen sodann auf ihre Knie nieder, hoben die Hände gen Himmel, und flehten zu ihm um Segen für ihre Wohlthäter. Sehen Sie doch, sagte die Dauphine mit Thränen im Auge, die guten Leute beten für uns! O mein Gemahl, fuhr sie fort, was für ein Vergnügen empfindet man nicht, wenn man Gutes thut! Wir thun dergleichen oft; aber nur wenige Personen unsers Standes verstehen die Kunst, es auf die rechte Art zu thun.

Dieser einzige Zug enthält alles, was sich über den herzensguten und liebenswürdigen Charakter Marien Antoinettens sagen läßt. Er allein ist mehr als zureichend, die schändlichen Menschen, welche die Armen und Nothleidenden einer solchen Wohlthäterin beraubten, auf immerwährende Zeit zu brandmarken.

Ein andermal, als sie sich eben zu Compiegne befand, brachte sie in Erfahrung, daß sich ein gewisser Münzdirektor, der durch die Einziehung seiner Stelle brodlos geworden war, aus dem Innern seiner Provinz nebst seiner Frau und sechzehn lebendigen Kindern daselbst eingefunden habe, um gute Herzen um Beyhülfe anzuflehen. Sobald die Dauphine von den Verhältnissen dieses Mannes zuverlässige Nachricht eingezogen hatte, begab sie sich eiligst zu ihrem Schwiegervater, dem König, und legte für diesen unglücklichen Hausvater eine Fürbitte ein. Ich habe schon von ihm gehört, versetzte der König; er ist ein sehr rechtschaffener Mann, der eine gute Stelle verdient, und ich habe ihn bereits dem Generalcontrolleur empfohlen.

Als die Dauphine sah, daß ihr Schwiegervater den Schritt, welchen sie zu thun Willens war, genehmigen und denselben gewiß nicht mißbilligen würde, schickte sie auf der Stelle zum Generalcontrolleur, und ließ ihn höflichst einladen, sich zu ihr zu bemühen. Sie wußte daß eine Stelle bey der Finanzkammer erledigt war, die gerade so viel eintrug wie jene, die ihr Client verloren hatte. Da nun der Minister zu ihr kam, eröffnete sie ihm mit einer liebenswürdigen Freymüthigkeit, sie habe jene Bedienung vergeben, und nannte ihm zugleich den Mann, welchem sie dieselbe zugedacht hatte. Der Generalcontrolleur unterwarf sich ihrem Willen,

und diese edle That der Dauphine fand bey Hof allgemeinen Beyfall.

Was aber ihren Wohlthaten einen noch größern Werth gab, war dieß, daß sie jederzeit die sorgfältigste Behutsamkeit anwandte, damit sie die Delikatesse derer, welche sie dieselben zufließen ließ, ja nicht beleidigen möchte. In dieser Hinsicht machte sie sich die Menschen durch die Art und Weise, mit welcher sie ihre Wohlthaten ausspendete, noch weit mehr verbindlich, als durch die Wohlthaten selbst. In der That besaß wohl niemand die seltene Kunst, Menschen durch die Erfüllung ihrer Wünsche auf eine zwiefache Art zu beglücken, in einem höhern Grade, als diese edle großmüthige Seele. Einst hinterbrachte man ihr, daß ein gewisser Offizier durch die Abdankung seines Corps in die äußerste Dürftigkeit versetzt worden sey, und sich bereits seit geraumer Zeit vergebens um eine anderweitige Anstellung beworben habe. In aller Stille bestellte sie ihm eine Uniform, wie sie die Offiziere eines gewissen Infanterieregiments zu tragen pflegten, mit dem ausdrücklichen Befehl, ihr dieselbe, sobald sie fertig wäre, selbst zu behändigen. Als dieß geschah, steckte sie in die eine Rocktasche das für ihn bestimmte Patent als Hauptmann, und in die andere eine mit hundert Louisdors angefüllte Geldbörse; in die eine Westentasche eine goldene Dose, in die andere eine goldene Uhr. Mit diesen Geschenken beladen, schickte sie

dem besagten Offizier die Uniform zu, der dadurch aus dem drückendsten Elende in eine beneidenswürdige Lage versetzt wurde.

Wie ging es denn also zu, daß sich die Liebe, welche diese Prinzessin mit so vielem Recht verdiente, in jenen fürchterlichen Haß verwandelte, der alle Gränzen überschritt? Dieß erkläret uns einer von den Schriftstellern *), die an dieser kläglichen Revolution Antheil hatten, folgendermaßen: „Nie würde sich, sagt er, die „Achtung und Liebe, welche die Nation für sie hegte, „vermindert haben, wenn sie nicht, aus jugendlicher Un„erfahrenheit, solchen Personen ihr Zutrauen geschenkt „hätte, die dessen ganz unwürdig waren, und wenn „nicht von boshaften Ministern, in Betreff dieser Prin„zessin, tausenderley ungegründete Nachrichten verbreitet „worden wären, wodurch sie ihr die treulosen Handlun„gen aufzubürden suchten, deren sie sich selbst schuldig „gemacht hatten.“

So kurz diese Vertheidigung des schändlichsten unter allen Verbrechen, des Königsmords, ist, so merkwürdig ist sie zugleich. Jedes Wort, das sie enthält,

---

*) Anecdotes du regne de Louis XVI. Tom. I. §. 2. p. 269 et 270.

wird dereinst noch bey der spätesten Nachwelt Verachtung und Unwillen erregen. Fürs erste giebt jener Schriftsteller zu, daß Marie Antoinette für ihre Person keineswegs die schändliche Behandlung verdient habe, wodurch man sie zu der unglücklichsten Frau machte, die je auf Erden lebte. Wenn es hiernächst Minister gab, welche die verruchte Frechheit hatten, ihre treulosen Handlungen der Königin aufzubürden; wie konnte man denn die Spitzbübereyen dieser Minister, und die stupide Leichtgläubigkeit des Publikums, dieser Prinzessin zum Verbrechen anrechnen? Wenn endlich diese Prinzessin in ihrer Jugend Personen mit ihrem Zutrauen beehrte, die dessen nicht würdig waren; konnte denn dieser Umstand zu einem Beweggrund dienen, daß sie — eine Kaiserstochter — die Unvorsichtigkeit ihrer frühern Lebensjahre auf dem Schaffot büßen mußte? Doch, in der Folge dieses Werks werden wir sehen, wer denn die Personen eigentlich waren, die das Zutrauen der Königin, nach dem Ausdruck jenes Schriftstellers, nicht verdient haben sollen; und dann wird es sich zeigen, daß die Wahl Marien Antoinettens nur von neidischen und schmähsüchtigen Menschen getadelt werden konnte.

Uebrigens waren die vier Jahre, welche sie als Frankreichs Dauphine verlebte, die schönsten und glücklichsten unter allen ihren Lebensjahren. Sie sind diejenigen, wo ihr jedermann Gerechtigkeit wiederfahren ließ;

und eben dadurch wurde sie für die Unannehmlichkeiten, von welchen das Hofleben nie ganz frey ist, reichlich entschädigt. Endlich rückte der fatale Zeitpunkt herbey, wo diese kleine Anzahl glücklicher Jahre zu Ende ging. Ludwig der Funfzehnte ward plötzlich von jener Krankheit überfallen, die ihn (den zehnten May 1774) unter die Erde brachte. Diese Krankheit war ansteckend; hierdurch ließ sich aber die Dauphine nicht abschrecken; sie erschien nebst ihrem Gemahl vor der Thür des Zimmers, in welchem der kranke Monarch lag, und verlangte, man solle sie zu ihm vor das Bette lassen. Es kostete nicht wenig Mühe, sie von diesem Vorhaben abzubringen. Nur dann erst gab sie es auf, als man ihr sagte, der König habe ausdrücklich befohlen, man solle seine Kinder nicht zu ihm lassen; denn er befürchte, die Luft, welche sie an seinem Krankenlager einathmeten, könne vielleicht ihr Leben in Gefahr setzen, und an dessen Erhaltung sey dem Staate jetzt mehr als jemals gelegen. Beyde gehorchten endlich, obgleich sehr ungern, und begaben sich mit schwerem Herzen wieder in ihre Wohnzimmer, wo sie sich einschlossen und niemanden Zutritt gestatteten.

Nun ereignete sich die Scene, welche man gewöhnlich bey jeder Regierungsveränderung eintreten siehet. Als nemlich der Monarch in den letzten Zügen lag, verließen ihn alle seine Hofleute, und jeder wollte der erste

seyn,

seyn, dem Prinzen und der Prinzessin, an welchen nun die Reihe war, den Thron zu besteigen, ihre Glückwünsche abzustatten. Allein kein einziger von ihnen allen erreichte seinen Zweck. Der Dauphin und die Dauphine hatten den strengsten Befehl gegeben, daß man niemanden von den Hofleuten zu ihnen lassen solle. Dieß kluge Benehmen machte auf das Publikum einen sehr vortheilhaften Eindruck; es erhielt allgemeinen Beyfall; selbst die Höflinge, deren Entwürfe dadurch vereitelt wurden, getraueten sich nicht darüber zu murren. Jedermann war von dem Betragen eines zwanzigjährigen Prinzen und einer neunzehenjährigen Prinzessin gerührt, welche die Würde, die ihrer harrte, gar nicht zu achten schienen und sich in diesen traurigen Augenblicken nur den Eindrücken des Schmerzens überließen. Dieß hieß fürwahr ein Beyspiel von Mäßigung und kindlicher Liebe geben.

Marien Antoinettens Verhalten war demnach unter diesen Umständen über jeden Vorwurf erhaben, und verdiente um so mehr Bewunderung, da eine Person von ihrem Alter und Stande, theils aus Mangel an Erfahrung, theils durch die gewöhnlichen Verführungskünste der Hofleute, gar leicht hätte zu Fehltritten verleitet werden können, die auf jeden Fall verzeihbar gewesen seyn würden. Als eine junge Person, die sich unmöglich verstellen konnte, legte sie der Welt die Ge-

fühle ihres Herzens ganz offen vor Augen, und sie dienten insgesammt zum Beweis, daß diese Prinzessin die vortreflichsten Eigenschaften besaß.

Ich wende mich nunmehro zu Thatsachen, nach deren Anleitung dereinst die Nachwelt beurtheilen kann, ob sie die hohen Begriffe, welche sie dem Publikum als Dauphine von ihrer Klugheit, ihren edeln und großmüthigen Gesinnungen, ihrer zärtlichen Theilnahme an dem Schicksal unglücklicher Menschen, und ihrem eben so eifrigen als aufrichtigen Bestreben das allgemeine Beste zu befördern, gab, nach ihrer Thronbesteigung herabgestimmt habe, oder nicht.

Ende des zweyten Buchs.

Drittes Buch.

Die Kaiserin Maria Theresia, die Mutter der unglücklichen Prinzessin, deren Leben ich in gegenwärtigem Werke beschreibe, wurde schon in ihrem vierzehnten Jahre mit zu den Berathschlagungen gezogen, welche Karl der Sechste, ihr Vater, in Betreff seiner Staatsangelegenheiten veranstaltete. Hier legte sie den Grund zu ihren nachherigen Einsichten in die Staatskunst. Ihre Anträge zweckten gemeiniglich darauf ab, entweder dem Volke Erleichterungen zu verschaffen, oder Gnadenbezeugungen für solche Personen auszuwirken, welche sich um das Vaterland verdient gemacht hatten. Dieß veranlaßte den Kaiser eines Tages zu ihr zu sagen: Ich sehe wohl, meine Tochter, daß du bloß in der Absicht zu regieren wünschest, den Menschen Gutes zu erzeigen. — Diese Art zu regieren, erwiederte Maria Theresia, ist auch in der That das einzige Mittel, die drückende Bürde derer, die eine Krone auf dem Haupte tragen, einigermaßen zu vermindern.

Als Marie Antoinette den französischen Thron bestieg, konnte sie natürlicherweise jene Erfahrung in Staatsangelegenheiten noch nicht erlangt haben, weil man sie nie dabey zu Rathe gezogen hatte. Inzwischen benahm sie sich bey der Nachricht von dem Absterben Ludwigs des Funfzehnten auf eine solche Art, daß selbst der Unerfahrenste daraus schliessen konnte, sie habe sich vor dem Range, zu welchem sie durch diesen Todesfall erhoben wurde, nach dem Beyspiel der Maria Theresia, weit mehr gefürchtet, als sich darnach gesehnt. Gleich die ersten Schritte, welche sie nach ihrer Thronbesteigung that, mußten die Welt überzeugen, daß sie, wie ihre erhabene Mutter, den Titel einer Königin nur in so fern schätzte, als er sie in Stand setzte recht viel Gutes zu thun.

Sie brachte jene Sanftmuth und Milde wieder in Erinnerung, welche Ludwig der Zwölfte, als er auf den Thron gelangte, an den Tag legte, und wodurch sich dieser vortreffliche Regent den gerechten Beyfall der spätesten Nachkommen erwarb. Als sie noch Dauphine war, beklagte sie sich zum öftern über das Betragen des Marquis de Pontecoulant, damaligen Majors bey der Garde du Corps. Er mußte sich auf eine sehr grobe Art gegen sie vergangen haben, denn sie äußerte unter andern, daß sie es ihm Zeitlebens nicht vergessen würde; ein Ausdruck, dessen sie sich in der Folge nicht einmal gegen ihre abgesagtesten Feinde bediente.

Sobald Marie Antoinette Königin ward, glaubte der Marquis, nun sey er ein verlorner Mann; und in dieser Voraussetzung legte er seine Stelle in die Hände des Prinzen de Beauveau nieder. Als dieß der Königin zu Ohren kam, fragte sie Herrn de Beauveau: warum der Marquis de Pontecoulant seine Dimission gegeben habe? Madame, versetzte der Prinz, er befürchtet, es möchte Ewr. Majestät mißfallen, wenn er im Dienst bliebe. — Eilen Sie, ward ihm zur Antwort, dem Herrn de Pontecoulant zu sagen, daß die Königin jene Beleidigungen, welche der Dauphine wiederfahren sind, nie ahnden werde, und daß ich ihn höflichst ersuchen lasse, sie ebenfalls in Vergessenheit zu stellen.

Sie gieng noch weiter. Diese großmüthige Prinzessin, deren Herz keiner andern als edeln Gefühle empfänglich war, ließ den Marquis de Pontecoulant zu sich kommen, und sagte zu ihm, sie würde es als eine Gefälligkeit betrachten, und ihm außerordentlich dafür verbunden seyn, wenn er alles Vergangene aus seinem Gedächtniß verbanne; denn sie würde sich nie darüber zufrieden geben, wenn er aus des Königs Diensten träte. Schon dieser einzige Zug kann zum Beweis dienen, daß die Königin eben so groß dachte, wie ihre Mutter, und daß sie ungemein viel zu Frankreichs Wohlfahrt beygetragen haben würde, wenn sie nicht durch die

Ungerechtigkeiten ihrer Zeitgenossen daran verhindert worden wäre.

Die Unannehmlichkeiten, welche ihr von Seiten der Gräfin du Barri wiederfahren waren, erregten die allgemeine Vermuthung, daß die Standeserhöhung Marien Antoinettens für diese Frau und ihre Angehörigen eine Quelle von Demüthigungen und Unfällen seyn würde. Allein zu jedermanns Erstaunen war die junge Königin im ganzen Staate die einzige Person, welche sich für die besagte Gräfin interessirte. Sie war der Meinung, daß dieses Weib durch das Absterben des Königs ohnehin schon unglücklich genug sey, und bewog daher Ludwigen den Sechzehnten, welcher in Betreff der Sitten sehr strenge Grundsätze hegte, Gnade vor Recht ergehen zu lassen. Man ließ der du Barri und ihren Verwandten nicht nur alles, was sie bereits hatten, sondern gab ihnen auch noch mehr dazu. Die Gräfin erhielt die Erlaubniß, sich das Schloß Lucienne zu ihrem künftigen Wohnorte zu wählen, wo sie ungestört auf einem sehr glänzenden Fuß lebte. Das großmüthige Verfahren, welches die Königin bey dieser Gelegenheit zu ihrem immerwährendem Ruhme beobachtete, verdient um so mehr bewundert zu werden, da sie nicht den allergeringsten Vorwurf zu befürchten hatte, wenn sie ihrem Unwillen gegen die du Barri freyen Lauf ließ; denn der Neid und Haß gegen diese Exfavoritin war

beynahe allgemein. Die Großen, welche die Königin in der Folge der Rachgier beschuldigten, wußten mehr als zu wohl, daß dieser Vorwurf gar keinen Grund hatte. Ihre mächtigsten Feinde würden es gewiß nicht gewagt haben, etwas zu ihrem Nachtheil zu unternehmen, wenn sie nicht im voraus überzeugt gewesen wären, daß sie, wenn auch ihre strafbaren Entwürfe fehl schlügen, nur zu Kreuz kriechen dürften, um sogleich Gnade und Vergebung zu erhalten; denn sie wußten mehr als zu wohl, daß sich Marie Antoinette unmöglich das Vergnügen versagen konnte, erlittene Beleidigungen zu verzeihen.

Seit undenklichen Zeiten war in Frankreich der Gebrauch eingeführt, daß die Unterthanen, nach dem Absterben des Königs, der neuen Königin eine Abgabe entrichten mußten, welche man den Gürtel der Königin (Ceinture de la Reine) zu nennen pflegte. Da die unvermögenden Volksklassen gerade das Meiste zu dieser Abgabe beyzutragen hatten, so bedurfte es für Marien Antoinetten keinen andern Beweggrund als diesen, ihren Gemahl um deren Abstellung zu bitten. Ihr Wunsch ward ihr gewährt, und da diese wohlthätige Handlung dem größten Theil der Nation zu statten kam, so wurden ihr dießfalls von allen Seiten die größten Lobsprüche ertheilt. Allein zufolge einer gewissen Bizarrerie, worüber ich bereits weiter oben meine Gedanken geäußert habe,

und welche man vielleicht mit allem Vorbedacht affektirte, bezogen sich diese Lobsprüche nicht sowohl auf die weit schätzbarern Eigenschaften ihres Geistes, als vielmehr auf die äußern Vorzüge ihrer Person. Unter andern übergab ihr Graf Couturelle folgendes Quatrain:

Vous renoncez, charmante souveraine,
Au plus beau de vos revenus;
Mais que vous serviroit la ceinture de reine?
Vous avez celle de Venus.

d. i.

Du hast Dir, entzückende Fürstin, das schönste der Rechte benommen;
Freywillig thatst Du drauf Verzicht;
Was konnte denn aber auch wohl der Königin Gürtel Dir frommen?
Hast Du der Venus Gürtel nicht?

Dieß war abermals eine von jenen Schmeicheleyen, womit die Franzosen eben nicht sehr sparsam zu seyn pflegen, selbst gegen solche Frauenzimmer, die dergleichen am wenigsten verdienen. In sofern man sich Lobsprüche dieser Art gegen die Königin erlaubte, veranlaßte man die Unterthanen Folgendes zu antworten: „Das kann uns sehr gleichgültig seyn, ob eine zum Entzücken schöne Königin auf dem Thron sitzt, oder nicht; desto mehr ist uns aber daran gelegen, daß sie ein aufrichtiges Verlangen bezeuge, unsere Wohlfahrt auf alle mögliche Art zu befördern.“ Von dieser Seite hätte

man Marien Antoinetten den Franzosen darstellen sollen; und in dieser Rücksicht verdiente sie ihre wahre Freundin genannt zu werden.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß dergleichen Lobeserhebungen der Achtung, welche der Königin gebührten, und an deren Erhaltung ihr so unendlich viel gelegen seyn mußte, sehr nachtheilig waren. Am besten würde sie vielleicht gethan haben, wenn sie ihr Mißvergnügen über dergleichen Albernheiten geäußert, und denen, die sie damit belästigten, zu erkennen gegeben hätte, daß sie es ihnen schlechten Dank wisse, wenn sie sie in irgend einer andern Rücksicht lobten, als wegen der Liebe und Zuneigung, welche sie für das Volk hege.

In diesem Betracht hätte man ihr um so mehr die vollkommenste Gerechtigkeit wiederfahren lassen sollen, da sie dem Vertrauen, welches man zu jener Zeit, wo sie noch Dauphine war, auf ihre Wohlthätigkeit setzte, nach ihrer Thronbesteigung in aller und jeder Rücksicht entsprach. Je weniger ihre Freygebigkeit nunmehro beschränkt war, desto eifriger überließ sie sich der Ausübung dieser Tugend. Jeden Tag, jede Stunde beschäftigte sie sich damit; und so lange man ihr die Erlaubniß verstattete Gutes zu thun, konnte sie mit Recht sagen, daß sie keinen Tag verloren habe.

Sie wartete nicht, bis sich die Hülfsbedürftigen bey ihr einfanden, sondern suchte sie vielmehr selbst auf; und wenn es ihr gelang, das Herz eines Unglücklichen zu erquicken, dann sah man es ihr deutlich genug an, daß sie sich für die glücklichste Person von der Welt hielt; dann freute sie sich innigst, daß sie das Schicksal zu einem Rang erhoben hatte, der sie in Stand setzte, recht viel zu geben.

Als sie eines Tages einen Spaziergang zu Fuß durch das Dorf Saint-Michel machte, welches nicht weit von Versailles liegt, ward sie in der Ferne eine Bäuerin gewahr, die einige unerwachsene Kinder bey sich hatte, und vor Alter fast nicht mehr gehen konnte. Die Königin näherte sich ihr, und ersuchte sie sehr liebreich, sie sollte ihr doch ganz unverholen entdecken, wie es ihr ginge. Die Bäuerin erzählte ihr hierauf, sie sey die Großmutter und zugleich die einzige Stütze der Kleinen, welche sie da bey sich habe; der Himmel hätte denselben ihre Eltern genommen; und so weiter. Bey dieser Erzählung, bey diesem Anblick, war die Königin bis zu Thränen gerührt. Sie ließ der armen Frau sogleich eine Summe Geldes auszahlen, welche mehr als zureichend war, ihre dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen, warf sodann einen mitleidsvollen Blick auf das jüngste dieser Kinder, das ins dritte Jahr gehen mochte, benetzte es mit ihren Thränen, und erbot sich, von nun

an die Stelle seiner Mutter zu vertreten. Demzufolge ließ sie es auf das Schloß führen, wo es unter ihren Augen erzogen wurde. Wirklich widmete sie ihm die nemliche Sorgfalt und Liebe, als wenn sie dessen leibliche Mutter wäre. Es mußte täglich zu ihr auf das Zimmer kommen, wo sie ihm ungestört alle Ergötzlichkeiten erlaubte, die seinem Alter gemäß waren.

Diese zärtliche Theilnahme an dem Schicksal einer hülfbedürftigen Familie, und diese Annahme eines armen Waisen an Kindes Statt, hätte die Dichter, welche der Königin so gern ihren Weihrauch streuten, von rechtswegen begeistern sollen, da beydes ihrer Muse einen eben so edeln als rührenden Stoff zur Bearbeitung darbot. Demungeachtet erwähnten sie dieses Zuges, der die Königin so treflich charakterisirte, mit keiner Sylbe; nicht anders, als ob sie es mit einander verabredet hätten, sie nie wegen irgend einer Tugend zu loben. Als aber jenes Kind einen Fieberanfall bekam, den ihm, wie man vermuthete, die Liebesbezeugungen seiner hohen Wohlthäterin, welche sich damals selbst nicht recht wohl befand, zugezogen haben sollten; da benutzte die löbliche Dichterschaar diesen Umstand, der Königin eine Menge unbedeutender Schmeicheleyen zu sagen, die höchstens dazu dienen konnten, ihre Eitelkeit zu befriedigen, wenn sie anders mit dieser Leidenschaft behaftet gewesen wäre. Unter andern schickte ihr jemand

ein langes Gedicht zu, welches ebenfalls eine Anspielung auf jenes Kind enthielt, und wovon ich den Schluß hieher setzen will, weil er zu einem abermaligen Beweis dienet, mit welcher Unanständigkeit man die Königin zu loben pflegte. Das besagte Gedicht schloß sich folgendermaßen:

„Einige Unannehmlichkeiten mußtest Du Dir dennoch gefallen lassen, ob Du gleich dadurch zum Rang eines Götterkindes erhoben wurdest. Ein einziger Kuß der Liebesgöttin erfüllte Deine Adern mit Feuer. Ertrage dieß vorübergehende Leiden in Geduld; es macht dich nur desto beneidenswerther. O, möchte Dir Dein Leben vorüberfließen, ohne daß Du je die Gefahren desselben kennen lernest! Wer so jung duldet, wie Du, der hat nicht viel davon empfunden, und dennoch hält es so schwer, bevor Du wieder zur Genesung gelangst. Gewiß giebst Du dereinst vor Wonne den Geist auf, wenn man Dich die Ursache Deiner Krankheit kennen lehrt."

Gesetzt, die Königin hätte wirklich mehr Werth auf dergleichen unbedeutende Kleinigkeiten gelegt, als ihnen gebührte; gesetzt, ihr junges Herz wäre von Schmeicheleyen dieser Art bethört worden; wer hätte es dann zu verantworten gehabt? Sie, oder diejenigen, welche ihr diesen Gifttrank unaufhörlich darreichten? Fürwahr, man kann sich des Unwillens eben so wenig als der Betrübniß enthalten, wenn man erwägt, daß diese nemli-

chen Speichellecker in der Folge unter denen, welche die Königin bey dem Volke verhaßt zu machen suchten, die aller ärgsten waren. Hätte man sie nicht mit ihren eigenen Waffen schlagen können? Allerdings konnte man ihnen vorwerfen: Wenn ihr das Böse, das ihr von dieser Prinzessin ausspreng t, nicht schändlicherweise erdichtet habt, so seyd ihr selbst daran schuld; denn ihr habt sie in ihren jüngern Jahren verdorben. Habt ihr nicht eure ganze Geschicklichkeit aufgeboten, sie zu überreden, daß sie keine würdigern Lobsprüche einärnten könne, als diejenigen wären, welche man ihr wegen ihrer äußern Vorzüge ertheile?

Als das Publikum wahrnahm, daß die junge Königin so viel Klugheit, so viel Versöhnlichkeit gegen die, von welchen sie beleidigt worden war, und so viel Theilnahme an dem Schicksal der Armen und Nothleidenden an den Tag legte, machte sich jedermann die größten Hoffnungen von der Regierung, welche sie so eben erst angetreten hatte. Bis dahin war noch nicht der geringste Anschein vorhanden, als wenn die Liebe, welche man in dem Zeitpunkte, wo sie noch Dauphine war, für diese Prinzessin gehegt hatte, jemals erkalten würde.

Leider kam aber die Zeit nur allzufrüh herbey, wo sie eine merkliche Veränderung in den Gesinnungen spürte, welche sie der französischen Nation zeither eingeflößt

hatte; und gerade bey Hof thürmte sich das Gewitter zuerst auf.

Gleich in den ersten vier Wochen nach Ludwigs des Funfzehnten Tode, kam nemlich die junge Königin auf den sonderbaren Einfall, sowohl ihrem Gemahl als dessen beyden Brüdern den Antrag zu machen, sie möchten sich doch alle drey zu gleicher Zeit die Blattern einimpfen lassen. Wenn sie von dieser erkünstelten Krankheit auch noch so viel Gutes erzählen gehört hatte, so konnte ihr doch nicht unbekannt seyn, daß diese Mode in Europa bey weitem noch nicht so allgemein angenommen war, daß es nicht hie und da sehr geschickte Aerzte gegeben haben sollte, welche dagegen eiferten. Die Königin war damals kaum neunzehen Jahre alt; mithin hätte ihr sowohl ihre Jugend, als die Unerfahrenheit ihres Geschlechts, ein gewisses Mißtrauen gegen ihre Einsichten einflößen sollen. Kam es ihr zu, ein Problem zu entscheiden, worüber die Meinungen der gelehrtesten Männer von jeher getheilt waren, und noch bis auf den heutigen Tag getheilt sind? Hätte sie nicht wenigstens auf jeden Fall erst die erfahrensten Aerzte hierüber zu Rathe ziehen sollen? Fiel das Gutachten derselben zum Vortheil dieser dreyfachen Einimpfung aus, so diente es ihr zur Abwendung jeden Vorwurfs, der ihr gemacht werden konnte, wenn etwa die Operation bey einem von jenen drey Prinzen mißlang, oder wohl gar gefährliche Folgen nach sich zog.

Die Königin fand aber nicht für gut, sich durch dergleichen Betrachtungen abschrecken zu lassen, und sowohl der König, als dessen ältester Bruder und der Graf von Artois, traten ihrer Meinung bey. Sie würden befürchtet haben, als feige Menschen verschrien zu werden, wenn sie sich dessen geweigert hätten, und junge lebhafte Prinzen fürchten eine Schande dieser Art mehr als den Tod. Sie nahmen also die Abrede, sich alle drey zugleich in der nemlichen Stunde inokuliren zu lassen, auf eben die Art, wie man eine Jagdparthie zu verabreden pflegt.

Als dieser Entschluß bey Hof bekannt wurde, versetzte er jedermann in die äußerste Bestürzung. Kein einziger Leibarzt wollte sich dazu verstehen, die Operation vorzunehmen. Endlich fiel die Wahl, den König zu inoculiren, auf Herrn Richard Nauberthou, welcher auch den Muth hatte, diesen Vorschlag anzunehmen, und sich dadurch den Namen Richard der Furchtlose erwarb. Diese Benennung, die ihm von der ganzen Nation beygelegt wurde, zeigt deutlich genug, was sich jedermann von dem Einfall der Königin versprach.

Sie wußte mehr als zu wohl, was man davon urtheilte, denn selbst bey Hof fehlte es nicht an Leuten, die ihr mit der größten Freymüthigkeit und Unbefangenheit die Meinung darüber sagten. Sie stellten ihr vor, wie

sehr sie Ursache hätte, den Vorwurf zu vermeiden, als wenn sie die theuern Lebenstage des Königs in Gefahr gesetzt habe; sie bestrebten sich, ihr die Wahrheit einleuchtend zu machen, daß, wenn auch gleich niemand an der Inokulation stürbe, wenn sie auch wirklich ein zuverläßiges Mittel wäre, sich auf immer vor den Blattern zu bewahren, demungeachtet der Fall eintreten könne, daß einer von den drey Prinzen, wo nicht während der Operation, doch vielleicht bald nachher, mit Tode abginge, und daß sie, wenn der Himmel in seinem Zorn dieses Schicksal etwa über den König verhängen sollte, sich in das größte Unglück stürzen würde, weil sie dadurch nicht nur ihren Rang verlöre, sondern sogar die Nation gewissermaßen berechtige, sie des Königsmords zu beschuldigen. Diese Vorstellung verdiente um so reiflicher erwogen zu werden, da Ludwig der Sechzehnte damals außerordentlich bey dem Volke beliebt war.

Warum (sagte man fernerhin zur Königin) wollen es sich Ewr. Majestät nicht gefallen lassen, daß die drey Prinzen nach und nach, und zwar jeder erst nach Verlauf eines beträchtlichen Zeitraums, inokulirt werden? Warum will man alle drey zugleich der Gefahr aussezzen? Sollte es nicht, in zwey Fällen, wovon der eine viel Abschreckendes hat, der andere aber nicht, der Klugheit gemäßer seyn, den letztern zu wählen?

Die

Die Königin beharrte dennoch steif und fest auf ihrem Vorsatz, denn wenn sie einmal auf ihren Kopf kam, so fruchteten alle Vorstellungen bey ihr eben so wenig, wie bey ihrem Bruder, Kaiser Joseph dem Zweyten. Demzufolge begaben sich die besagten drey Prinzen nach Marly, wo sie inokulirt werden sollten; der Hof aber blieb auf dem Schlosse La Muette.

Dieß war der Zeitpunkt, wo das Klagen, das Murren, und sogar die Verläumdungen, ihren Anfang nahmen. Es gab Leute, sowohl bey Hof als im Bauernstande, welche sich unter der Hand folgende Worte verlauten ließen: „Wehe der Königin, wenn unser König an der Inokulation sterben sollte! Wir würden sie als die einzige Urheberin dieses Unglücks betrachten, und ihr unsere ganze Rache fühlen lassen!“ Dieß hieß in der That mit einer jungen Person, die kaum ihr neunzehendes Jahr erreicht hatte, sehr hart verfahren; allein wer einen so hohen Rang wie Marie Antoinette bekleidet, der darf keine Schonung erwarten; im Gegentheil muß er sich immer darauf gefaßt machen, daß man den kleinsten seiner Fehltritte auf das strengste beurtheilt und auf die gehässigste Art auslegt.

Dieß war zugleich der Zeitpunkt, wo man allgemach anfieng, ihr die Beschuldigung aufzubürden, sie besitze nicht die geringste Liebe für das französische Volk, und

habe als Königin von Frankreich die ganze Denkart einer österreichischen Prinzessin beybehalten. Man erfrechte sich sogar zu behaupten, die Kaiserin Königin habe sie uns in keiner andern Absicht gegeben, als weil es ihr darum zu thun gewesen sey, sich wegen der letztern Kriegshändel an uns zu rächen. Diese schändliche Erdichtung widerlegte sich jedoch von selbst. Wie konnte man auch nur auf die entfernteste Art vermuthen, daß die edeldenkende Maria Theresia so niedrige, so verabscheuungswürdige Gesinnungen hege? Und gesetzt, sie wäre derselben fähig gewesen, würde sie dieselbe wohl an den Tag gelegt haben? Waren die Bösewichter, welche diese Sprache führten, vielleicht der Ehre gewürdigt worden, ihre Vertrauten zu seyn? Diese verruchte Lüge verfehlte zwar damals ihren Zweck, aber leider wärmte man sie in der Folge wieder auf, und nun brachte sie eine desto fürchterlichere Wirkung hervor.

Die Königin spöttelte nicht wenig über die Aengstlichkeit des Publikums, als die Einimpfung der Blattern glücklich von statten gegangen war; wiewohl es höchst wahrscheinlich ist, daß man sie selbst in dieser Rücksicht getäuscht hatte. Mehrere Personen, die damals bey Hofe angestellt waren, haben mich wenigstens versichert, die Aerzte hätten sich nicht getrauet, das Leben aller drey Prinzen zu gleicher Zeit in Gefahr zu setzen, so daß die Blattern nur dem Könige wirklich, sei-

nen beyden Brüdern aber bloß zum Schein inoculirt worden wären. Ich habe dieß freylich nur vom Hörensagen, und kann es nicht weiter verbürgen. So viel ist aber gewiß, daß man den ältesten Bruder des Königs, Monsieur genannt, wenig Tage nach jener Operation, im besten Wohlseyn auf dem Schloß La Muette eintreffen sah. Die Damen, welche dort zugegen waren, bezeugten ihm ihre Freude über seine Genesung, und äußerten zugleich ihre Verwunderung darüber, daß nicht die allergeringste Spur von den Blattern an ihm bemerkbar sey. Die Art und Weise, wie er diese Complimente beantwortete, bestätigte die Vermuthung, daß man die Operation nur zum Schein an ihm vorgenommen habe. Zwar berief er sich auf ein kleines rothes Fleckchen an der Stirn; dieß schien aber den Damen nicht sowohl ein Ueberbleibsel von den Blattern, als vielmehr ein Hitzbläschen zu seyn.

Dem sey wie ihm wolle; genug die Königin war ganz außerordentlich vergnügt, daß der König die Einimpfung so glücklich überstanden hatte: denn sie blieb fest bey der Meinung, daß er nun auf immer von der abscheulichen Pockenkrankheit befreyt bleiben werde.

Ihr Verhalten gegen diesen vortrefflichen Regenten war, von dem Tage an, wo ihn der Tod seines Großvaters auf den Thron berief, das nemliche, welches

sie unter allen nachherigen Verhältnissen, und bis zu dem Augenblick gegen ihn beobachtete, wo seine Regierung ein Ende nahm. Ludwig der Sechzehnte hatte es sich zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht, mit niemanden von Staatsangelegenheiten zu sprechen, als nur mit solchen Personen, die zu seinem geheimen Conseil gehörten. Dieß geschah jedoch keineswegs in der Absicht, als wenn er in die Königin, deren Klugheit ihm mehr als zu wohl bekannt war, einiges Mißtrauen gesetzt hätte; sondern bloß deswegen, damit ihm weder das Volk noch sein Gewissen etwas vorwerfen könne, wenn er sich einzig und allein an die Rathschläge solcher Personen hielt, welche die allgemeine Vermuthung vor sich hatten, daß sie alle jene Kenntnisse besässen, die dazu erforderlich sind, dem Regenten eines großen Reichs mit Rath uud That an die Hand zu gehen.

Die Königin hatte es sich ihrer Seits ebenfalls zur Regel gemacht, sich nie bey dem Könige nach Staatsgeheimnissen zu erkundigen, und den Berathschlagungen des geheimen Conseil weder durch ihren Einfluß noch durch ihre Vorstellungen eine andere Wendung zu geben, oder sie wohl gar zu vereiteln. Wenn der König einen Beschluß gefaßt hatte, unterwarf sie sich demselben eben so bereitwillig, wie andere Unterthanen auch, und nie hatte sie etwas gegen seinen Willen einzuwenden, wenn sie auch übrigens ganz entgegengesetzter Meinung war.

Wenn sie die Absicht gehabt hätte, sich die Liebe des Volks ausschlüßlich zuzueignen, so würden ihr die Staatsveränderungen, welche sich gleich nach Ludwigs des Funfzehnten Absterben ereigneten, die beste Gelegenheit dazu an die Hand gegeben haben. Die französische Nation wollte nemlich die Minister, welche der letzt verstorbene König angestellt hatte, durchaus nicht anerkennen, und bestand schlechterdings auf der Wiedereinsetzung der vorigen Staatsbeamten. Die Königin durfte sich nur merken lassen, daß sie diesen Wunsch zu befördern suche, und sogleich würde man ihr das Verdienst zugeschrieben haben, daß sie dem Volke die Gewährung desselben verschaft hätte. Statt dessen aber verhielt sie sich hiebey ganz ruhig, und machte sich mit der Ernennung der neuen Minister nicht das geringste zu thun. Da ihrem Gemahl der Dank und die Segenswünsche der ganzen Nation zu Theil wurden, so schätzte sie sich tausendmal glücklicher, als wenn ihr dieselben gewidmet gewesen wären.

Ungeachtet dieses klugen und vorsichtigen Benehmens konnte sie dennoch schon bey jenen frühern Staatsereigniſſen dem Verdacht nicht entgehen, daß nur solche Personen zu den vornehmsten Aemtern befördert würden, die das Glück hätten, bey ihr in vorzüglichen Gnaden zu stehen. Man schloß nach dem äußern Anschein; und je mehr Liebe und Zuneigung der König gegen sie blicken

ließ, desto mehr mußte natürlicherweise das Volk, welches die Verhältnisse der Großen immer nur von fern siehet, in der Vermuthung bestärkt werden, daß jene Sage gegründet sey. Eben so natürlich war es, daß dieses Vorurtheil der Nation, in der Folge, der Königin unendlich viel Kummer und Herzleid verursachte; denn es kam endlich so weit, daß der große Haufe das Mißgeschick einer jeden Privatperson auf ihre Rechnung setzte, sobald es derselben gelang ihre Angelegenheit zur Volkssache zu machen.

Zu Anfang des Jahres 1775 hatte sie das Vergnügen, ihren jüngsten Bruder, den Erzherzog Maximilian, bey sich zu sehen. Da sie aber überhaupt unter keinen glücklichen Aspecten geboren war, so ward ihr auch diese Freude vergällt. Der Erzherzog reisete incognito, und zwar unter dem Namen eines Grafen von Burgau. Diese Art von Verkleidung war damals unter den Großen Europens fast allgemein üblich. Jedes Jahrhundert hat seine eigenen Thorheiten. Die, von welcher hier die Rede ist, machten selbst solche Personen mit, welche sich übrigens sehr weise dünkten. Man betrachtete es als eine Sache von der äußersten Wichtigkeit, wenn man sich auf diese Art eine Zeitlang seiner Würde entäusserte. Man war stolz darauf, sich das Ansehen zu geben, als wenn man zum Volke gehörte, und erwog nicht, daß jeder, der respektirt seyn will, sich dem Volke

nicht allzu sehr nähern darf. Jeder sey in seinem Stande das, was er seyn soll; nur dieß verdient wahre Klugheit genannt zu werden. Ein Sänftenträger im königlichen Purpurmantel würde sich bey weitem nicht so lächerlich machen, als ein König in der Kleidung eines Sänftenträgers.

Ueberdieß war jenes Incognito weiter nichts, als ein sehr dünner Schleyer, wodurch man alles das deutlich genug erkennen konnte, was derjenige, der ihn umhüllte, zu verbergen suchte. Mithin wußte jedermann mehr als zuwohl, daß der Herr Graf von Burgau ein leiblicher Bruder des Kaisers und der Königin von Frankreich sey. Die Ehrenbezeugungen, welche ihm wiederfuhren, und der Ton, dessen man sich gegen ihn bediente, gaben deutlich genug zu verstehen, daß man in Ansehung seines Rangs nichts weniger als ungewiß war. Er selbst wußte sich bey jeder Gelegenheit recht gut zu erinnern, daß er nichts weniger als ein bloßer Cavalier sey, wofür er sich doch ausgab. Da nun aber nur das ein wirkliches Incognito genannt zu werden verdient, wenn niemand weiß, wer der Mann eigentlich ist, der sich dahinter verbirgt; so versteht sich von selbst, daß jede andere Art des Incognito nichts anderes seyn könne, als eine Art von Comödie oder Mummerey.

Die Königin empfieng ihren Bruder, den Erzherzog, auf dem Schlosse La Muette. Man veranstaltete ihm

zu Ehren allerley Festivitäten, wobey es sich aber deutlich genug zeigte, daß er das Incognito keineswegs in der Absicht angenommen habe, sich des Respects zu begeben, der ihm von rechtswegen gebührte; denn als königliche Hoheit und als des Kaisers Bruder verlangte er den Rang vor den Prinzen von Geblüt, welche man nur Durchlaucht nannte. Dieses Begehren machte mit dem Incognito einen auffallenden Contrast. Mich dünkt, an einem fremden Hofe, und noch dazu bey Lustbarkeiten, die seinetwegen veranstaltet wurden, hätte er es mit dem Ceremoniel eben nicht so gar genau nehmen müssen.

Unsere Prinzen hingegen, die doch billig hätten erwägen sollen, daß die Rechte der Gastfreundschaft, und die Ehrerbietung, welche sie der Gemahlin ihres Königs schuldig waren, sie gewissermaßen zur Nachgiebigkeit verpflichteten, wollten sich durchaus nichts von ihrem Range vergeben. Die Bitten und Vorstellungen der Königin vermochten nichts über sie. Nicht einer von ihnen erschien bey den Hoffesten, welche man dem Erzherzog gab; sondern sie giengen insgesammt auf ihre Güter, und kamen nicht eher zurück, bis er sich aus Frankreich entfernt hatte, so daß jene Feyerlichkeiten eben nicht zum besten ausfielen, und dem Erzherzoge wenig Vergnügen machten.

Diese gänzliche Vernachlässigung, welche man gegen ihren Bruder an den Tag legte, machte auf die Königin einen sehr unangenehmen Eindruck. Zugleich erlangte sie aber auch durch diesen Vorfall Gelegenheit, der Welt den überzeugendsten Beweis von ihrer Versöhnlichkeit und Herzensgüte zu geben; denn ob sie gleich mehr als tausendmal Veranlassung hatte, sich wegen jener unangenehmen Begegnung zu rächen, so bezeugte sie doch nie gegen diejenigen, die daran schuld waren, die geringste Unzufriedenheit.

Dieß kleine Abentheuer, in Verbindung mit den Cabalen, welche sie schon damals unter den Höflingen entstehen sah, befestigten den Hang, sich bey dem Volke beliebt zu machen, der ihr ohnehin von Natur eigen war, um so mehr, da sie dadurch eher Dank zu verdienen hoffte, als von Seiten derer, welche sie um sich hatte. Dieser Hang war von ihren Vorfahren auf sie vererbt worden, und die Erinnerung dessen, was sie in ihrer Kindheit am Hofe zu Wien wahrgenommen hatte, berechtigte sie zu der Erwartung, daß sie eines wahrhaften Vergnügens theilhaftig werden würde, wenn sie sich demselben überließe. Hiernächst wurde sie auch durch das Beyspiel Ludwigs des Sechzehnten hierzu ermuntert, dessen Wunsch und Bestreben hauptsächlich darauf abzweckte, die niedern Volksklassen vor allen andern zu beglücken.

Während der Krönungsfeyerlichkeiten sah man sie mehr als jemals geschäftigt, diesen Hang zu befriedigen. Zum öftern verlor sie sich, ehe man sich dessen versah, von ihrem Gefolge, und mischte sich in das dichteste Volksgewühl. Rohe Sitten, unsaubere Kleidung, ja sogar die Besorgniß vor ansteckenden Krankheiten konnten sie nicht davon abhalten. Sie ließ jedermann vor sich, sprach mit jedermann, und am liebsten mit denen, die ihr am unglücklichsten schienen. Bey jenen Streifzügen, die ihr mehr Vergnügen gewährten, als die glänzendsten Hoffeste, war sie immer dem Könige zur Seite. Wenn sie gewahr wurde, daß recht viel Volk herbeyeilte, sie in der Nähe zu betrachten, rief sie ihm zu: „Es macht euch wohl recht viel Vergnügen, ihr guten Leute, wenn ihr uns seht? Wir können euch aber auch mit Wahrheit versichern, daß es uns keine geringere Freude verursacht, eure Anhänglichkeit zu bemerken.“ Mitunter nahm sie einen armen Taglöhner, oder eine ehrbare Frau bey der Hand, stellte sie dem Könige vor und sagte: Seht, da ist er, euer guter König! Immer machte sie es sich zum Hauptgeschäft, den König von der Liebe seiner Unterthanen zu überzeugen. Wenn er, wie es bisweilen der Fall war, einige Gardisten zur Bedeckung bey sich hatte, rief sie denselben zu: Gemach, ihr Herren! Es ist der ausdrückliche Wille des Königs, diese guten Leute näher herbey kommen zu lassen. Sie thun uns nichts zu leid!

Hätte die Königin in einem bessern Zeitalter gelebt, so würde dieses herablassende populäre Betragen die Folge gehabt haben, daß man nie müde geworden wäre, sie allgemein zu verehren. Ueberall, sogar bey ihren Ergötzlichkeiten, wünschte sie, sich den gemeinen Leuten zu nähern; und sie würde es sehr gern gesehen haben, wenn sie immer dergleichen um sich gehabt hätte. Als ihr der König das kleine Trianon schenkte, ließ sie daselbst ein Dorf bauen, wo sie zwölf armen Familien freye Wohnung gab. Sie besuchte dieselben sehr oft, und begab sich nie wieder hinweg, ohne ihnen eines oder das andere Geschenk zu hinterlassen.

Man hat von den Geldsummen, welche die Königin wegschenkte, viel Lerms gemacht, und sie dießfalls der Verschwendung beschuldigt. Ich will gar nicht in Abrede stellen, daß sie sehr beträchtlich waren; aber eben so gewiß ist es auch, daß man sie viel zu hoch angegeben hat, und daß man sie bloß aus der Ursache mißbilligte, weil die Königin jene habsüchtigen Menschen gewöhnlich in ihrer Erwartung täuschte, von welchen es an allen Höfen wimmelt, und die in dem Wahn stehen, als ob jede Geldsumme, die ihnen nicht zu Theil wird, übel angewendet sey. Gegen Leute, die bey Hof angestellt waren, bezeigte sich die Königin gewöhnlich sehr sparsam; denn sie nahm für bekannt an, daß ihr Vermögen, nebst dem mit ihrer Stelle verbundenen Gehalt,

ihnen hinlängliches Auskommen verschaffe. Desto freygebiger aber war sie gegen andere Leute, die es, ihrer Meinung nach, bedurften. Auf ihrer Casse hafteten bisweilen so viele Pensionen, welche sie dergleichen Leuten angewiesen hatte, daß sie sogar von ihren Kammerfrauen und Hausbeamten Geld entlehnen mußte, um ihre Neigung zum Wohlthun befriedigen zu können. So befand sie sich einst in dem Fall, den Marquis von Talaru zu ersuchen, er möge doch einer armen Hausmutter monatlich einen Louisdor auszahlen, weil sie es, wegen gänzlicher Erschöpfung ihrer Casse, nicht selbst thun könne. Erinnern Sie mich ja recht oft an diese kleine Schuld, sagte sie zum Marquis, damit ich sie nicht vergesse.

Ich lege hiermit vor dem Richterstuhle der Nachwelt das feyerliche Zeugniß ab, daß ich dem Gerücht, als ob die Königin die Einkünfte des Staats auf die leichtsinnigste Art von der Welt verschwendet habe, mit der gewissenhaftesten Unpartheylichkeit nachspürte, und die Entdeckung machte, daß es nicht den allergeringsten Grund hatte. Im Gegentheil fand ich, daß sie nie von andern Geldern Gebrauch machte, als nur von solchen, die ihr ausdrücklich vom Könige angewiesen waren, und daß sich ihre sogenannte Verschwendung bloß darauf einschränkte, unzähligen Armen Gutes zu thun. Sollte vielleicht einer oder der andere meiner Zeitgenossen glau-

ben, daß ich durch meine Nachforschungen jenem Vorgeben nicht auf den Grund gekommen sey, so widerlege er mich; es versteht sich jedoch von selbst, daß er glaubwürdige Beweise vom Gegentheil beybringen, und sie der Welt vorlegen muß.

Die Königin besaß hiernächst noch eine andere Eigenschaft, die ihr von rechtswegen die Zuneigung des aufgeklärten Theils der Nation hätte erwerben sollen. Sie war nemlich eine große Liebhaberin der schönen Künste und Wissenschaften, und alle die, welche es hierin zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit gebracht hatten, fanden in ihrer Person die großmüthigste Beschützerin. Zum Beweis könnte ich mich auf eine Menge Anekdoten berufen; ich will aber nur zwey derselben anführen, die mir so eben beyfallen.

Ein junger Mensch, Duche genannt, der den Dichter dieses Namens zum Vater hatte, und bey dem berühmten Vien das Zeichnen lernte, kam einst nach Hof, als man eben große Tafel gab. Hier fiel es ihm ein, die Königin abzuzeichnen, welches eine gewisse Unehrerbietigkeit verrieth, oder doch wenigstens der Hofetiquette zuwider war. Die Königin bemerkte sein Vorhaben, und ließ ihn fragen, wer ihm denn hierzu Erlaubniß gegeben habe. Ohne aus der Fassung zu kommen, ließ ihr der junge Mensch die ziemlich witzige Antwort zu-

rücksagen: er habe geglaubt, es sey ihm vergönnt die Schönheiten der Natur überall zu kopiren, wo er das Glück habe, sie wahrzunehmen. Dieß Compliment gefiel der Königin nicht übel. Sie verlangte die Zeichnung zu sehen, betrachtete sie sehr genau, und war ungemein damit zufrieden. Ihr Beyfall gereichte dem jungen Künstler um so mehr zur Ehre, da sie die Werke der Zeichnen- und Mahlerkunst sehr richtig zu beurtheilen verstand. Mit herablassender Güte munterte sie ihn auf, sich hierin immer mehr zu vervollkommnen, mit dem Beyfügen, daß er von nun an auf ihre Unterstüzzung rechnen dürfe; und damit er diese Versicherung um so weniger bezweifeln möchte, ließ sie ihm, unter dem Vorwande, ihn für seine Mühe zu belohnen, eine Summe Geldes auszahlen.

Champfort, der eine so ansehnliche Rolle unter den Gelehrten spielte, erhielt einen Beweis ihres Wohlwollens, der noch schmeichelhafter als jener war. Sein Trauerspiel Mustapha und Zeangir hatte ihr so viel Vergnügen gemacht, daß sie ihn gleich nach der Vorstellung dieses Stücks zu sich kommen ließ, und ihn auf die einnehmendste Art von der Welt mit folgenden Worten anredete, die ihn zu immerwährender Dankbarkeit hätten verpflichten sollen: „Ihr Theaterstück, Herr von Champfort, hat mir ungemein viel Vergnügen gemacht; ich wünschte aber auch noch das damit zu

vereinbaren, Ihnen die Nachricht zu hinterbringen, daß Ihnen der König, in der Absicht, Ihre Talente zu belohnen und Sie zu fernern Fortschritten zu ermuntern, eine Pension von zwölf hundert Livres angewiesen hat.

Als die Revolution ausbrach, und der erste Freudentaumel den meisten Gelehrten den Kopf schwindlicht machte, betrug sich Champforr eben so schlecht gegen die Königin, wie alle die, welche sie auf das schändlichste verunglimpften. Ob er gleich ihrer Verwendung seine Aufnahme in die Akademie zu verdanken hatte; ob ihn gleich die Prinzessin Elisabeth als ihren gewöhnlichen Kabinetssekretaire, und der Prinz von Conde als seinen vornehmsten Sekretaire, in Dienst nahmen; so vergalt er dennoch dieß alles mit dem schnödesten Undank. Doch es ist nicht mehr denn billig, daß die Geschichte Gnade für Recht über ihn ergehen lasse, da er seine Vergehungen hinlänglich abgebüßt hat: denn sein Gewissen bestrafte ihn durch die peinlichsten Vorwürfe, und sein Ende war schrecklich.

Aus diesem allen erhellet, daß Marien Antoinetten keineswegs der Vorwurf trift, als wenn sie nach ihrer Thronbesteigung der vortheilhaften Meinung nicht gehörig entsprochen hätte, die man in jenem Zeitpunkte von ihr hegte, wo sie noch einen minder erhabenen Rang

bekleidete. Nach wie vor äußerte sie in ihrer Lebensart die entschiedenste Abneigung gegen die Hofetiquette; auch stellte sie ihre Spaziergänge zu Fuß eben so wenig ein, wie ihre Reisen nach Paris. Wenn sie nicht bey feyerlichen Gelegenheiten erscheinen mußte, kleidete sie sich immer auf die einfachste Art; allein der Ausdruck von Majestät und Würde, welchen man an ihr bemerkte, verrieth jedermann ihren hohen Rang beym ersten Blick.

Jetzt kam die Zeit, wo sich die Königin durch diese Simplicität den bittersten Kritiken aussetzte; anfänglich bey Hof, dann in den übrigen Theilen des Königreichs. Allein zufolge eines Widerspruchs, dergleichen man sich in Frankreich weit öfter als anderswo erlaubt, ahmte man zugleich dasjenige auf die tollste Art nach, was man an ihr tadelte. Da war nicht leicht ein Frauenzimmer zu finden, das sich nicht ein Neglige', einen Kopfputz, oder Federbusch von eben der Art gewünscht hätte, wie die Königin trug. Schaarenweise drängte man sich zu ihrer Putzmacherin, der Frau Bertin, so daß diese Frau durch die Revolution, welche in der Tracht unserer Damen vorging, eine ganz eigne Art von Celebrität erlangte. Die langen Schleppkleider, so wie alle andere Formen, die dazu beytrugen, dem Putze ein feyerliches Ansehen zu geben, kamen ganz aus der Mode. Von nun an war man nicht mehr im Stande eine Herzogin von einer Schauspielerin zu unterscheiden.

Diese

Diese Modenarrheit erstreckte sich sogar auf die Mannspersonen. Die Großen und Vornehmen hatten schon seit geraumer Zeit die Federn, Tressen und ausgestopften Bandschleifen von ihren Hüten gethan, um sie den Kutschern und Stallknechten zu überlassen. Jetzt trugen sie auch keine rothen Absätze und keine gestickten Kleider mehr. Statt dessen sah man sie in grobes Tuch gekleidet, mit Knotenstöcken in der Hand, und in dickbesolten Schuhen durch die Straßen schlendern.

Mehr als einer dieser Großen setzte sich dadurch der unanständigsten Behandlung aus. Da sie nemlich in dieser Kleidung bisweilen unter den niedrigsten Pöbel geriethen, und kein Distinktionszeichen mehr an sich hatten, wodurch man sie von demselben unterscheiden konnte, so ereignete sich mitunter der Fall, daß sie mit diesem groben Gesindel in Händel verwickelt wurden, welche sich zuletzt mit einer Balgerey endigten, worin der verkleidete Kavalier, wie leicht zu erachten, den Kürzern zog. So beraubte sich die Volksklasse, welche dem Thron am nächsten war, durch ihr eigenes Verschulden, der Achtung, welche man bis dahin für sie gehegt hatte; so begünstigte sie, ohne es zu ahnen, die Einführung jener Gleichheit, wodurch sie nachher in die fürchterlichste Lage versetzt wurde, die sich nur denken läßt.

Dieser Modewechsel zog noch von einer andern Seite sehr nachtheilige Folgen nach sich, da er in den Sitten und

Gebräuchen der französischen Nation eine merkliche Veränderung bewirkte; denn die Vornehmen gewöhnten sich dadurch nach und nach an die Manieren und Sitten des gemeinen Volks, so wie an die alles nivellirenden Grundsätze des Demokratismus; die Geringern aber nahmen in eben dem Verhältniß einen herabwürdigenden, respektswidrigen und insolenten Ton an. Möchten sich doch alle Regenten der Erde dieß merken! Nur allzu oft setzen sie leider die Wahrheit aus den Augen, daß sich unmöglich etwas Gutes bewerkstelligen läßt, wenn man nicht den Nationalcharakter derer, über welche man regiert, von Grund aus kennt. Möchten sie doch bedenken, daß es sich mit der Nachäffung ausländischer Gebräuche auf eben die Art verhält, wie mit gewissen exotischen Gewächsen, welche die giftigsten Eigenschaften annehmen, sobald sie unter einen andern Himmelsstrich verpflanzt werden!

Was ihre Vergnügungen anbelangt, so setzte sich die Königin auch in dieser Rücksicht über alles Ceremoniel hinweg. In der Abtheilung des königlichen Pallastes, welche sie bewohnte, wurden nicht nur zum öftern theatralische Vorstellungen gegeben, sondern sie hielt es auch keineswegs unter ihrer Würde, gewisse Rollen zu übernehmen, und diese Rollen waren eben nicht immer die edelsten. In komischen Opern trat sie ebenfalls auf.

Diese Art von Zeitvertreib wurde eben so, wie ihre einfache Kleidertracht, allgemein getadelt, und allgemein nachgeahmt. Der Geschmack am Theaterwesen verbreitete sich durch alle Klassen und Stände. Da war kein Mann von Stande, kein Finanzpachter, kein wohlhabender Bürger, der nicht sein eigen Theater haben, und die Manieren der Schauspieler kopiren wollte. Ehedem würde es sich ein simpler Edelmann zur Schande angerechnet haben, wenn das Publikum in Erfahrung gebracht hätte, daß er, wenn gleich im Innern seines Hauses, den Comödianten spielte. Jetzt aber, da die Königin mit ihrem eigenen Beyspiel voranging, sich über dieses gemeinnützige Vorurtheil gänzlich hinaus zu setzen, kam es endlich so weit, daß selbst das Oberhaupt der Magistratur die Würde seines Amtes aus den Augen verlor, und sich so tief erniedrigte, komische Rollen auswendig zu lernen, und den Hanswurst zu spielen.

Diese Manie nahm zuletzt so allgemein überhand, daß nach und nach der Unterschied, welcher die Schauspieler zeither von andern Volksklassen abgesondert hatte, ganz aufgehoben wurde. Man bewarb sich mehr als jemals um den Umgang dieser Leute, und was die Sitten durch diese Annäherung gewannen, läßt sich leicht denken.

Die Königin benahm sich gemeiniglich ziemlich links, wenn sie eine Rolle zu spielen hatte. Dieß konnte sie

leicht aus dem Umstande schließen, daß sie so wenig Beyfall erhielt. Als sie sich eines Tages auf dem Theater zur Schau stellte, hatte jemand sogar die Dreistigkeit, mit vernehmlicher Stimme zu sagen: Nun, das heisse ich doch wahrlich königlich schlecht spielen! Diese heilsame Erinnerung ging aber für die Königin verloren; denn sobald sie überzeugt war, daß ihr dieß oder jenes vergönnt, und an sich selbst unschädlich sey, bekümmerte sie sich wenig oder nicht um die Urtheile der Menschen.

Dieser nemliche Geschmack war Ludwig dem Vierzehnten eigen, der bisweilen auf dem Theater tanzte. Allein dieser Monarch hatte bereits durch hervorstechende Thaten gezeigt, daß er sich Respekt zu verschaffen wisse. Ueberdieß nahm er nicht den geringsten Anstand, diesem Vergnügen zu entsagen, als ihm Racine jene schönen Verse vordeklamirte, worin er ihm einleuchtend machte, daß dieser Zeitvertreib eines Königs unwürdig sey.

Marie Antoinette zeigte sich nicht so gelehrig. Wenn ihr verständige Leute vorstellten, daß ihre übertriebene Simplicität in der Kleidung, so wie ihre Ergötzungen, und der entschiedene Widerwille gegen jede Art von Glanz und Pracht, deren sich eine Königin nie ganz entäußern müsse, einen gewissen Leichtsinn verrathe, der ihr von dem Publikum sehr übel ausgelegt würde;

dann antwortete sie mit den Worten der Frau von Maintenon: Ich befinde mich auf der Schaubühne, und muß es mir gefallen lassen, ob man mir applaudirt, oder mich auspfeift.

Ich muß aber auch sagen, daß diese Prinzessin, deren Absichten sehr unschuldig waren, und deren Gewissen sich folglich immer rein und unbefleckt erhielt, eine Lebhaftigkeit des Geistes besaß, welche man selten bey jemanden antrift. Demzufolge war es wirklich Bedürfniß für sie, derselben so oft Luft zu machen, als sie nur konnte. Daher kam es, daß ihr der lästige Pomp der Königswürde, welcher ihrem Geiste einen unerträglichen Zwang auferlegte, so äußerst verhaßt war. Sie hatte sich unter ihren Hofdamen eine Freundin ausersehen, deren aufgeweckte Laune mit der ihrigen ungemein übereinstimmte. Bey dieser Dame pflegte sie öftere Besuche abzulegen, und wenn sie mit ihr allein war, sagte sie in der Freude ihres Herzens: Gott Lob und Dank! Nun bin ich nicht mehr Königin! Dann trieb sie tausenderley Kindereyen, und war so muthwillig, wie ein Schulkind, das seinem Lehrmeister entwischt ist. Zeigt dieß Benehmen etwa nicht von jugendlicher Unschuld und natürlicher Gutmüthigkeit? Bösartige Fürstenkinder pflegen sich in ihren Jugendjahren ganz anders zu betragen!

An gewissen Tagen in der Woche fand sich eine auserlesene Gesellschaft bey ihr ein, die bloß aus solchen Personen bestand, welche sie am liebsten um sich hatte. Wann sie in diesem Zirkel erschien, hörte man sie mehr als einmal, und zwar in einem Tone, worin gewiß nicht die allergeringste Verstellung lag, sagen: Gottlob, daß ich nun nicht mehr Königin seyn darf; daß ich mein eigener Herr bin! Welch ein Wort! Ward je eines, selbst von dem besten der Könige gesprochen, das der Aufbewahrung würdiger wäre, wie dieß?

Wie hätte auch die Königin befürchten können, daß man sie wegen eines Betragens tadeln würde, welches sie von Seiten ihrer Mutter, der Kaiserin Königin, mit so glücklichem Erfolg beobachten sah, und weswegen sie ihrem Bruder, Kaiser Joseph dem Zweyten, die größten Lobsprüche ertheilen hörte? Dieser Monarch stattete im Monat April 1771 einen Besuch bey ihr ab. Er hatte eben so wie ehedem sein Bruder, der Erzherzog Maximilian, das Inkognito angenommen, und ließ sich Graf von Falkenstein nennen. Dieses Inkognito wurde aber eben nicht strenger beobachtet, wie jenes; das heißt, jedermann wußte, daß der vornehme Reisende niemand anders sey, als der römische Kaiser in eigener Person. Allein dieser nemliche Kaiser erschien im Publikum ohne Leibwache, ohne Hofstaat, ohne Gefolge, und schien auf alle seine Prärogativen mit der größten Gleich-

gültigkeit herabzusehen. Sein grösstes Vergnügen bestand darin, wenn er sich unerkannt unter das Volk mischen konnte, und für einen Mann von geringem Stande gehalten wurde. Seine Tafel war so spärlich besetzt, daß sie selbst solchen Personen nicht behagte, die eben keine sonderlichen Leckermäuler waren. Anstatt des Bettes bediente er sich einer gahr gemachten Hirschhaut, die über einen Strohsack ausgebreitet ward, und auf seinen Streifzügen kehrte er in dem ersten besten Wirthshause ein, das er zunächst antraf.

Dieser Monarch ward von den französischen Schriftstellern und Hofleuten bis an den Himmel erhoben. Sie betrachteten diese gänzliche Entäußerung seines Ranges, als ein untrügliches Kennzeichen eines großen Charakters, einer brennenden Begier als wahrer Philosoph zu handeln, und des aufrichtigen Bestrebens, sein Volk zu beglücken, und sich bey demselben beliebt zu machen. Sie irrten, denn alle diese Eigenheiten lassen sich sehr gut mit einer ganz alltäglichen Denkart vereinbaren. Unter allen Monarchen gab es wohl nie einen größern Sonderling als Karln den Zwölften, und dennoch war dieser König, wie Voltaire sehr richtig bemerkt, nicht sowohl ein Mann von durchdringendem Verstande, der nach reiflich überlegten Grundsätzen handelte, als vielmehr ein unruhiger Kopf, der immer auf neue Unternehmungen sann, weil er nie still sitzen konnte. Da

jedoch der Königin jene Lobeserhebungen unaufhörlich in die Ohren tönten, so war es wohl sehr natürlich, daß sie, als eine junge unerfahrne Person, und nach Maaßgabe des Geschmacks, den sie in ihren frühern Lebensjahren eingesogen hatte, sich ebenfalls um dergleichen Lobsprüche bewarb, und daß es ihr folglich ganz unerklärbar schien, als das Publikum über ihr Betragen ein ganz anderes Urtheil fällte, als über jenes, welches ihr Bruder beobachtete, da es doch im Grunde das nemliche war.

Uebrigens glaubte man Wunder was für Geheimnisse bey dem Besuche zum Grunde lägen, welchen der Kayser bey seiner Schwester abstattete. Es stack aber keines darhinter. Eigentlich hatte er bey dieser seiner ersten Reise keine andere Absicht, als die Königin einmal wieder zu sehen, und sich mit Ludwig dem Sechzehnten näher bekannt zu machen. Zwar mochte er schon damals sehr weit aussehende Entwürfe im Kopf haben; allein die Zeit der Ausführung war noch zu fern. Er hielt sich nur einen Monat in Frankreich auf; nicht, als wenn es ihm etwa in diesem Lande mißfallen hätte, sondern bloß deswegen, weil ihm sein unruhiges Temperament selbst an solchen Orten nicht lange zu verweilen gestattete, wo es ihm am besten gefiel.

Mittlerweile griff die Unzufriedenheit, welche das Volk über das Betragen der Königin äußerte, immer

weiter um sich, und fieng allgemach an eine gewisse Consistenz zu gewinnen. Man hatte sogar die Verwegenheit, Schmähschriften auf sie zu verfertigen, über deren schnelle Verbreitung man sich um so mehr verwundern mußte, da es zu der damaligen Zeit so leicht war, dergleichen Verbrechen zu steuern. Da sich die Verfasser dieser Schriften nicht nannten, und da ihr Inhalt durch nichts verbürgt wird, so kann sich der Geschichtschreiber, dessen Erzählung bloß auf erwiesenen Thatsachen beruhet, unmöglich so tief herablassen, dergleichen Scharteken zu widerlegen. Er läßt es demnach dabey bewenden, sie der verdienten Verachtung preis zu geben, und demnächst die traurigen Folgen ins Licht zu setzen, welche sie nach sich zogen. Diese ersten Versuche der Schmähsucht hätten um so mehr in ihrer ersten Entstehung vereitelt werden sollen, da man leicht vorher sehen konnte, daß es nicht dabey bleiben würde, und da man bereits wahrnahm, daß die Königin in den Augen des Publikums etwas von jener Achtung verloren hatte, deren es sie bis dahin so würdig fand.

Hieraus folgt aber noch nicht, daß man schon damals mit dem Vorhaben umgegangen seyn sollte, ihr die Achtung und Liebe der Nation gänzlich zu entziehen; denn zu jener Zeit hatte man noch keine Verschwörung angezettelt. Indeß ist es allerdings wahrscheinlich, daß gewisse Leute, von dem Augenblick an, wo sie Marien

Antoinetten und Ludwig dem Sechzehnten die Bereitwilligkeit anmerkten, womit sie sich in dasjenige fügten, was sie für den Wunsch und Willen der Nation hielten, in der That auf den Einfall kamen, eine Revolution zu bewirken.

Zum Beweiß, daß diese Bemerkung nicht aus der Luft gegriffen ist, erinnere man sich des Aufruhrs, welcher gleich in den ersten Monaten ausbrach, als dieses erlauchte und unglückliche Ehepaar die Regierung angetreten hatte. Er entstand unter dem Vorwand einer Hungersnoth, obgleich die Aernte in dem nemlichen Jahr sehr ergiebig ausgefallen war. Es lag deutlich am Tage, daß man bey diesem Volksaufstande nicht sowohl die Absicht hatte, Hungersgefahr abzuwenden, als vielmehr dergleichen zu veranlassen; denn, anstatt Getraide zu rauben, verdarb man dasselbe, oder warf es ins Wasser. Ferner erinnere man sich des Umstandes, welchen ich bereits an einem andern Orte bekräftigte *), daß nemlich die Urheber dieses ersten Aufruhrs keine gemeinen Leute waren.

Zu Paris und Versailles thaten die königlichen Garden den Aufrühren Einhalt und sprengten sie aus einander. Jetzt sahen die Leute, welchen es um Neuerungen zu thun war, von welcher Seite sie Widerstand zu gewärtigen hätten, und welche Schutzwehr sie vor allen

*) Im Eloge de Louis XVI.

Dingen bey Seite schaffen müßten, wenn ihre Entwürfe glücklich von statten gehen sollten. Demzufolge wurden jene tapfern Legionen, ohne irgend einen rechtlichen Vorwand, augenblicklich verabschiedet, sobald ein Minister an das Staatsruder kam, der es werth war die Absichten jener Neuerer zu begünstigen. Da man es erst so weit gebracht hatte, wußte man es auf eine so geschickte Art einzufädeln, daß endlich auch das vortreffliche Corps der Gendarmerie seinen Abschied erhielt. Leichter hätte man sich doch die Ausführung der sträflichen Absichten, welche man im Schilde führte, in der That nicht machen können, als dadurch, daß man sich die Kerntruppen aus dem Wege schaffte, mit welchen man sich außerdem hätte herumschlagen müssen.

Hiernächst ist es mehr als wahrscheinlich, daß unter den Ministern, welche Ludwig der Sechzehnte nach seiner Thronbesteigung zu Rathgebern wählte, ein Mann war, der es sich zum angelegensten Geschäfte machte, den Philosophen zu jenen Neuerungen, mit welchen wir es dermalen zu thun haben, behülflich zu seyn. Er hatte die Frechheit, dem Könige zu rathen, daß er die eben so feyerliche als religiöse Ceremonie der Krönung ganz unterlassen solle, und da er dieß nicht bewerkstelligen konnte, so wußte er es wenigstens so zu drehen, daß sie bey weitem nicht mit jener Pracht vor sich gieng, wie es sich von rechtswegen gebührte, und wie er selbst versprochen hatte.

Dieß Streben nach einer total Veränderung im Staate, welche man sich sogar als eine höchst nöthige Reform vorstellte, und das zuerst von den Philosophen ausgeheckt, nachher aber unvermerkt allgemein wurde, legte den ersten Grund zu den nachherigen Unfällen Marien Antoinettens. Man sah wohl ein, daß sich dieselbe auf keine andere Art zu Stande bringen lasse, als wenn man vor allen Dingen Bedacht darauf nähme, diese Prinzessin und ihren Gemahl aller und jeder Ansprüche zu berauben, welche sie auf die Achtung ihrer Unterthanen zu machen hatten. Dieß war die Ursache, warum man es zu hintertreiben suchte, daß die Unterwürfigkeit, welche sie Ludwig dem Sechzehnten schuldig waren, von Seiten der Religion sanctionirt, und durch das heilige Salböl, welches die Diener derselben auf die Scheitel unserer Könige zu gießen pflegen, bekräftigt werden sollte.

Da dieses erste Hülfsmittel seines Endzwecks verfehlte, nahm man seine Zuflucht zum zweyten, nemlich zu Verläumdungen, die, wenn sie Tag vor Tag wiederholt werden, bekanntlich die fürchterlichsten Wirkungen hervorbringen; theils deswegen, weil die meisten Menschen von Natur den leidigen Hang besitzen, alles Böse zu glauben, und alles Erhabene herabzuwürdigen, theils darum, weil sie zu träge sind, die Wahrheit zu prüfen, und die Beschuldigungen, welche der gekränkten Unschuld

aufgebürdet werden, zu untersuchen. Findet sich auch einer oder der andere, der den Grund derselben einsiehet; wo nimmt er den Muth her, sein Leben auf das Spiel zu setzen, und den fälschlich Angeklagten gegen unaufhörliche Mißhandlungen zu vertheidigen?

In Frankreich geschah das Nemliche, was sich zu den Zeiten Jakobs des Ersten in England ereignete. Da dieser Monarch alle mögliche Tugenden besaß, so wagte sich die Verläumdung zwar nicht an ihn selbst, unter der Hand aber verbreitete man allerley schändliche Unwahrheiten im Publikum, die darauf abzweckten, die rechtmäßige Geburt des Fürsten von Wallis *) verdächtig zu machen, damit dereinst die Revolution, welche man beabsichtigte, wenn sie auch nicht bey Lebzeiten des wirklich regierenden Fürsten zum Ausbruch käme, doch wenigstens unter der Regierung seines Nachfolgers bewerkstelligt würde. Menschen, die keine Religion haben, und weder Treue noch Rechtschaffenheit besitzen, schlagen überall denselben Pfad des Lasters ein, und setzen ihn bis an das Ende mit gleicher Beharrlichkeit fort. Mithin darf uns dieses traurige Phänomen, das in allen Ländern und Zeitaltern vorkömmt, eben nicht sehr befremden.

Was aber beym ersten Blick völlig unerklärbar scheint, und dem Herzen eine schmerzliche Wunde ver-

*) Des nachmaligen Königs Karl I.

setzt, ist dieß, daß die ersten Giftpfeile, die auf den guten Ruf der Königin abgedrückt wurden, von Seiten des Hofs herkamen. Was für ein Interesse konnten wohl die Höflinge dabey haben, die Königin unglücklich zu machen, da der König unvermeidlicherweise mit in ihren Fall verwickelt werden mußte? War dieß nicht eben so viel, als wenn sie geradezu die Quelle verstopften, woraus ihnen zeither alles Gute zugeflossen war, und noch fernerhin zufließen konnte? Dieß Räsonnement taugt nur in sofern, als es nach vollbrachter Revolution angestellt wird. Die Großen, welche sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatten, die Königin in übeln Ruf zu bringen, sahen zuverlässig nicht vorher, daß dergleichen Unwahrheiten die Folge haben würden, sie dereinst selbst in das größte Unglück zu stürzen. Ueberhaupt sind die Höflinge unter allen Menschenkindern am allerwenigsten im Stande, künftige Dinge vorherzusehen; denn der eben vorhandene Augenblick ist ihnen Alles.

Daß es am französischen Hofe boshafte Menschen gab, ist leider ein Unglück, das alle Höfe mit einander gemein haben, und worüber man sich um so weniger verwundern darf, da das Zeitalter, in welchem Ludwig der Sechzehnte seine Regierung antrat, eines der allerverdorbensten war. Dieser nemliche Hof hatte aber auch zugleich Muster der erhabensten Tugenden aufzu-

zeigen. Die Tanten, die Schwestern des Königs, und mehrere andere Personen von nicht so hohem Rang, zeichneten sich an demselben durch einen Lebenswandel aus, der ihnen die Verehrung aller vernünftigen und gottesfürchtigen Menschen auf immer erwarb. Allein der Atheismus, diese Misgeburt der neuern Philosophie, deren Einfluß sich auf alle Klassen und Stände des bürgerlichen Lebens erstreckte, hatte eben auch seine Jünger, ja sogar seine Apostel, bey Hof; und wer nach seinem Absterben weiter nichts als Vernichtung erwartet, der trägt natürlicherweise kein Bedenken, alle Mittel für erlaubt zu halten, wodurch er sich die Güter dieses armseligen Lebens verschaffen kann. Herrschsucht und Geldsurst, sind, wie Sallustius sagt *), die Quellen alles Unheils. Am heftigsten müssen diese Leidenschaften in dem Herzen eines Höflings toben, der keinen Gott glaubt, und sich folglich für berechtigt hält, alles Mögliche zu unternehmen, was ihm beliebt.

Die Großen und Vornehmen dieser Art wollten für Aerger ganz rasend werden, als sie sahen, daß die Königin auch andern Menschen Gnadenbezeugungen wiederfahren ließ, die, wie sie glaubten, sonst niemand

---

*) Pecuniae aut imperii cupido, ea materies omnium malorum.

den als ihnen gebührten; und hieraus läßt sich leicht abnehmen, wie es zuging, daß sich selbst solche Personen, welche sie fast täglich um sich hatte, zu ihren grimmigsten und unversöhnlichsten Feinden schlugen.

Will man demnach den wahren Ursprung der Verfolgung kennen lernen, welche diese Monarchin zu erdulden hatte, so muß man ihn in der Verdorbenheit des damaligen Zeitalters, besonders aber in jenen gehässigen Leidenschaften suchen, die sich den Hof zu ihrem Tummelplatz ausersehen hatten. Hätte ich ihn anderswo entdeckt, so würde ich es unverholen gestehen; allein nach allem, was ich gesehen, gehört und gelesen habe, kann ich mit Grund der Wahrheit und nach meiner innigsten Ueberzeugung versichern, daß der Lebenswandel Marien Antoinettens eben so unsträflich war, wie jener ihres tugendhaften Gemahls. Zu jener allgemeinen Ursache gesellten sich nun auch noch mancherley andere individuelle Beweggründe, die der Stolz, der Haß und die Rachgier an die Hand gab, wie ich in der Folge mit mehrern darthun werde.

Ende des dritten Buchs.

Viertes Buch.

Seit länger als sieben Jahren war bereits Marie Antoinette mit Ludwig dem Sechzehnten vermählt, und noch immer hatte ihnen der Himmel keine Kinder verliehen. Endlich ward ihnen der sehnlichste ihrer Wünsche gewährt; die Königin befand sich in gesegneten Leibesumständen. Schon hatte man unter der Hand die Sage verbreitet, als ob sie unfruchtbar sey, und selbst dem alltäglichsten Beobachter konnte nicht leicht die Bemerkung entgehen, daß eine Faction existirte, die auf diese vorgebliche Unfruchtbarkeit sehr strafbare Hoffnungen bauete. Es ist daher leicht zu erachten, daß jene frohe Botschaft denen, die zu dieser Faction gehörten, um mich des gelindesten Ausdrucks zu bedienen, sehr gleichgültig war. Ueberhaupt glaube ich ohne Anstand behaupten zu dürfen, daß diese Menschen durch ihre boshaften Ränke die Freude verminderten, welche die Nation außerdem über die Schwangerschaft der Königin unfehlbar würde zu erkennen gegeben haben.

Indeß muß man es der Geistlichkeit zum Ruhm nachsagen, daß sie nicht das Geringste unterließ, was dazu beytragen konnte, in den Herzen der Franzosen jene Gesinnungen wieder rege zu machen, von welchen sie sonst immer gegen ihre Könige beseelt waren, und welche sie bey dergleichen Ereignissen desto eifriger zu Tage legten. Alle Erzbischöffe und Bischöffe veranstalteten öffentliche Fürbitten und andere feyerliche Andachten, um der Königin eine glückliche Entbindung zu erflehen. Auch gaben sie dem Publikum ein sehr erbauliches Beyspiel der Wohlthätigkeit, indem sie reichliche Almosen austheilten; und das nemliche geschah zugleich von allen in ganz Frankreich befindlichen Pfarrherren.

Uebrigens habe ich eben nicht bemerkt, daß sich die Nation, im Ganzen betrachtet, über diese Begebenheit sehr gefreut hätte. Eine Ausnahme machten jedoch die beyden Regimenter, welche den Namen der Königin führten, und wovon das eine zu Pferd, das andere zu Fuß diente. Diese stellten sich regelmäßig bey den öffentlichen Andachten ein, veranstalteten öftere Lustbarkeiten, und gingen nie auseinander, ohne vorher milde Beyträge für die Armen zu sammeln. Der ausgezeichnete Eifer, mit welchem sich diese beyden Regimenter für das Wohl ihrer Königin interessirten, veranlaßte den Dichter Francois de Neufchateau *) folgende Verse zu machen, die,

*) Jetzt Mitglied des französischen Direktoriums. Eine

wenn sie gleich keinen poetischen Werth haben, doch wenigstens zum Beweis dienen können, wie gut damals manche Menschen gesinnt waren, die nachher so schlechte Gesinnungen äußerten. Er sagt:

Courage, Messieurs de la Reine,
Vous vous signalez aujourd'hui;
Pour notre auguste Souveraine,
Du ciel vous implorez l'appui.
Un colonel semblable
Vaut bien que l'on se mette en frais,
Puisqu' à nos yeux tout le rend adorable,
Son rang, son sexe et ses attraits.

Voyant ces braves militaires
Demander tous que l'Eternel,
Sensible à leurs justes prières,
Fasse accoucher leur colonel,
La ville toute entière
S'y joint avec empressement;
Lorsqu' il s'agit d'une reine si chère,
Nous sommes tous du regiment.

D. i.

„Brav, ihr Herren vom Regiment der Königin! Der Andachtseifer, vermöge dessen ihr heute für eure erhabene

---

kurze Charakterschilderung dieses Mannes steht im dritten Stück des Journals Frankreich, vom Jahr 1798.

Souveraine den Beystand des Himmels erflehet, gereicht euch zur Ehre! Eine Regimentsinhaberin, wie diese, ist es aber auch werth, daß man sich um ihretwillen keine Mühe verdrüßen läßt; denn alles macht sie uns verehrungswerth, ihr Rang, ihr Geschlecht und ihre Reize."

„Der Anblick, so viele brave Militärpersonen, den Ewigen, welcher sein Ohr zu ihren gerechten Bitten herabneigt, um eine glückliche Entbindung ihrer Regimentsinhaberin anrufen zu sehen, bewegt die sämmtlichen Einwohner der Stadt, sich eiligst herbeyzudrängen; denn, sobald es um die Wohlfahrt einer so geliebten Königin zu thun ist, gehören wir insgesammt zu ihrem Regiment."

Die Königin hatte die Gewohnheit, daß sie allemal, wenn ihr etwas Wichtiges bevorstand, außer den gewöhnlichen Almosen, welche sie ohnehin täglich austheilte, den Armen ungemein viel Gutes that. Das sicherste Mittel, sagte sie, wodurch man sich bey Gott beliebt machen könne, sey dieß, wenn man sich um das Gebet und die Segenswünsche bedrängter und nothl. ender Personen bewerbe. Demzufolge ließ sie überall, im ganzen Königreiche, sehr ansehnliche Summen Geldes unter diese Unglücklichen austheilen. Bey dieser Gelegenheit richtete sie ihr Augenmerk besonders auf jene Hausväter, die nach der unerbittlichen Strenge unserer Gesetze deswegen in Verhaft saßen, weil sie nicht im Stande waren die Säugammen zu bezahlen, welche

ihren neugebornen Kindern die erste Nahrung gereicht hatten.

Welchen Werth diese Art von Wohlthaten nach dem Urtheil des Erzbischofs von Paris (Christoph von Beaumont) hatten, das erhellet aus folgender Stelle seines bey dieser Gelegenheit erlassenen Hirtenbriefs:

„Wie wirksam, sagt er, sind nicht die Fürbitten „der Armen und Elenden! Was kann nicht das Gebet „so vieler Unglücklichen ausrichten, die man so uner„wartet in Freyheit gesetzt und ihren Weibern und Kin„dern zurückgegeben hat, welche sich um so mehr nach „ihrer Beyhülfe sehnten, da diese letztern die unschuldige „Veranlassung gegeben hatten, weswegen man ihre „Väter in Verhaft nahm?“

Ein Denkmal dieser Art, gereicht der Königin zu immerwährendem Ruhm. Das Geschrey der Verläumdung wird mit dem Hinscheiden der jetzt lebenden Zeitgenossen verstummen; aber das Zeugniß dieses ehrwürdigen Bischofs wird dereinst noch den spätesten Nachkommen zur Versicherung dienen, daß Marie Antoinette, als sie den herrlichsten Thron Europens bestiegen hatte, noch immer fortfuhr die Trösterin der Unglücklichen zu seyn.

Diese Fürstin wünschte nichts sehnlicher, als daß sie einen Prinzen zur Welt bringen möchte. Da sie das fürchterliche Schicksal, welches ihr bevorstand, noch nicht vorher sehen konnte, so glaubte sie mit Recht, daß die Erfüllung dieses Wunsches die Glückseligkeit ihres Gemahls vollständig machen, und daß die öffentliche Ruhe gewiß auf viele Jahre hinaus von neuem befestigt werden würde, wenn sie den besten der Könige mit einem männlichen Erben beschenkte.

Allein der Himmel, welcher sie durch wiederholte Prüfungen zu den schwersten und härtesten Leiden vorbereiten wollte, befand nicht für gut ihr Gebet zu erhören. Am neunzehnten Dezember 1778 gebar sie eine Tochter. Das Schrecken über ihre fehlgeschlagene Hoffnung griff sie dergestalt an, daß sie in eine schwere Krankheit verfiel. Sie war dem Tode nahe, und die Aerzte zweifelten an ihrer Rettung. Man denke sich den Schmerz, welchen der König und die wenigen gutgesinnten Personen empfanden, die den Werth dieser vortreflichen Fürstin zu schätzen wußten!

Hier bietet sich mir eine sehr natürliche Veranlassung dar, einer von jenen Beförderungen zu erwähnen, weswegen man sie mit so vieler Bitterkeit, obgleich ohne alle Ursache, getadelt hat. Als nemlich ihre Vermählung mit dem Dauphin im Werk war, schickte man den Abbe De

Vermond nach Wien, in der Absicht, sie auf ihre künftige Bestimmung vorzubereiten. Wie hätte Marie Antoinette, die gefühlvollste und dankbarste Dame von der Welt, die Dienste dieses Geistlichen je wieder vergessen können? Als sie an den französischen Hof kam, ernannte sie ihn zu ihrem Vorleser. Dieß war nun freylich keine der ansehnlichsten Stellen; sie verschafte ihm aber freyen Zutritt bey der Königin, und wenn man auch gleich, wie die Frau von Maintenon zu sagen pflegte, bey Hofe kein großes Glück macht, so hat man doch desto mehr Neider und Feinde. Nachdem man eine Unwahrheit nach der andern verbreitet hatte, brachte man es endlich dahin, dem Publikum weiß zu machen, die Königin behalte diesen Geistlichen aus keiner andern Ursache bey sich, als weil er den ganzen Stolz und die ganze Politik eines Richelieu und Alberoni, mit der ganzen Geschmeidigkeit eines Mazarin, in seinem Charakter vereinbare. Im vorliegenden Fall läßt sich jedoch der Betrug leicht in seiner ganzen Blöße darstellen; denn dieser so stolze, so geschmeidige Mann, war und blieb nach wie vor der Königin Vorleser. Hier haben wir schon einen überzeugenden Beweis vor uns, daß diese Prinzessin diejenigen, welche sie mit ihrem besondern Zutrauen beehrte, eben nicht mit Gnadenbezeugungen zu überhäufen pflegte, und daß der Mann, welcher dem Vorgeben nach so hoch bey ihr am Brete stand, seinen Einfluß keineswegs dazu anwendete, seine Glücksumstände zu

Souveraine den Beystand des Himmels erflehet, gereicht euch zur Ehre! Eine Regimentsinhaberin, wie diese, ist es aber auch werth, daß man sich um ihretwillen keine Mühe verdrüßen läßt; denn alles macht sie uns verehrungswerth, ihr Rang, ihr Geschlecht und ihre Reize."

„Der Anblick, so viele brave Militärpersonen, den Ewigen, welcher sein Ohr zu ihren gerechten Bitten herabneigt, um eine glückliche Entbindung ihrer Regimentsinhaberin anrufen zu sehen, bewegt die sämmtlichen Einwohner der Stadt, sich eiligst herbeyzudrängen; denn, sobald es um die Wohlfahrt einer so geliebten Königin zu thun ist, gehören wir insgesammt zu ihrem Regiment."

Die Königin hatte die Gewohnheit, daß sie allemal, wenn ihr etwas Wichtiges bevorstand, außer den gewöhnlichen Almosen, welche sie ohnehin täglich austheilte, den Armen ungemein viel Gutes that. Das sicherste Mittel, sagte sie, wodurch man sich bey Gott beliebt machen könne, sey dieß, wenn man sich um das Gebet und die Segenswünsche bedrängter und nothl. ander Personen bewerbe. Demzufolge ließ sie überall, im ganzen Königreiche, sehr ansehnliche Summen Geldes unter diese Unglücklichen austheilen. Bey dieser Gelegenheit richtete sie ihr Augenmerk besonders auf jene Hausväter, die nach der unerbittlichen Strenge unserer Gesetze deswegen in Verhaft saßen, weil sie nicht im Stande waren die Säugammen zu bezahlen, welche

ihren neugebornen Kindern die erste Nahrung gereicht hatten.

Welchen Werth diese Art von Wohlthaten nach dem Urtheil des Erzbischofs von Paris (Christoph von Beaumont) hatten, das erhellet aus folgender Stelle seines bey dieser Gelegenheit erlassenen Hirtenbriefs:

„Wie wirksam, sagt er, sind nicht die Fürbitten „der Armen und Elenden! Was kann nicht das Gebet „so vieler Unglücklichen ausrichten, die man so uner„wartet in Freyheit gesetzt und ihren Weibern und Kin„dern zurückgegeben hat, welche sich um so mehr nach „ihrer Beyhülfe sehnten, da diese letztern die unschuldige „Veranlassung gegeben hatten, weswegen man ihre „Väter in Verhaft nahm?“

Ein Denkmal dieser Art, gereicht der Königin zu immerwährendem Ruhm. Das Geschrey der Verläumdung wird mit dem Hinscheiden der jetzt lebenden Zeitgenossen verstummen; aber das Zeugniß dieses ehrwürdigen Bischofs wird dereinst noch den spätesten Nachkommen zur Versicherung dienen, daß Marie Antoinette, als sie den herrlichsten Thron Europens bestiegen hatte, noch immer fortfuhr die Trösterin der Unglücklichen zu seyn.

verbessern. Es ist in der That empörend, wenn man bedenkt, wie gleichgültig die französische Nation es mit ansah, als der Duc Regent den Abbe Dubois aus dem Staube zur Kardinalswürde erhob, und welchen Lerm sie darüber machte, daß die Königin von Frankreich ihren ehemaligen Lehrmeister zu ihrem Vorleser ernannte. Man muß gestehen, daß sich unser Zeitalter durch eine ganz eigene Art von Ungerechtigkeiten und Narrheiten auszeichnet, dergleichen man in keinem der vorhergehenden antrift.

Noch mehr! Der Abbe De Vermond that nicht das Allergeringste zu Gunsten seiner Anverwandten und Freunde. Nie hörte ich, daß irgend jemand in Frankreich, wer es auch seyn möge, seine Bedienung, seine Anstellung, oder seine Standeserhöhung, diesem Geistlichen zu danken habe. Der einzige Antrag, den er je das Herz hatte der Königin zu machen, bestand darin, daß er ihr seinen leiblichen Bruder als Geburtshelfer empfahl. Dieser war aber auch ein sehr geschickter Wundarzt, der sich besonders durch seine Erfahrungen in der Entbindungskunst rühmlichst ausgezeichnet hatte, und dessen Talenten alle seine unpartheyischen Kunstverwandten Gerechtigkeit wiederfahren ließen. Die Königin ließ sich den Vorschlag seines Bruders gefallen. Sogleich erhob sich ein Zetergeschrey bey Hof, das in der ganzen Stadt wiederhallte. De Vermond aber recht-

fertigte die Wahl der Königin im vorliegenden Fall auf eine Art, die alle Erwartung übertraf. Er war unter allen Aerzten der einzige, welcher den Muth nicht verlor, und behauptete dreust, daß die Königin mit dem Leben davon kommen würde. Zu dem Ende trug er darauf an, ihr am Fuß, und zwar im trocknen Wege, zur Ader zu lassen. Den Aerzten und Wundärzten standen bey diesem Vorschlage die Haare zu Berge; er aber blieb ein für allemal bey seiner Meinung. Jetzt stellte man ihm vor, ganz Frankreich würde ihn dafür verantwortlich machen, wenn die Königin mit Tod abgehen sollte. Er spottete dieser Drohung, vollzog die Aderlässe, und rettete der Königin das Leben.

Nun ersuche ich jeden Leser von Herz und Gefühl, sich selbst folgende Frage zu beantworten: Würde es, wenn die Königin den Wundarzt De Vermond und dessen Bruder in die glänzendsten Glücksumstände versetzt hätte, nicht schändlich gewesen seyn, sie deswegen zu tadeln? Gegen wen sollen wir uns denn eigentlich dankbar erweisen, wenn wir es nicht gegen solche Personen seyn dürfen, die uns dem Tode entrissen haben? Indeß hatte die Königin ihre guten Ursachen, weder dem einen noch dem andern besondere Gnadenbezeugungen angedeyen zu lassen. Man hätte glauben sollen, sie würde sich durch diese Mäßigung den Beyfall des Publikums erwerben; statt dessen aber rechnete man ihr sogar die

Achtung zum Verbrechen an, womit sie die Gebrüder De Vermond beehrte. So gerecht handelte man in diesem unserm Jahrhundert!

Am französischen Hofe war der Gebrauch eingeführt, den königlichen Kindern, so bald sie auf die Welt kamen, die Nothtaufe zu geben. Die eigentliche Taufceremonie blieb vor der Hand ausgesetzt, um nach Verlauf einiger Zeit mit desto größerm Pomp vollzogen zu werden. Die Königin befand für gut, in dieser Rücksicht eine andere Einrichtung zu treffen. Obgleich ihre Frömmigkeit weniger Aufsehen machte, als die ihres Gemahls, so war sie dennoch von einer eben so vernünftigen als warmen Anhänglichkeit für die Religion ihrer Väter beseelt. Da sie nun sehr überzeugt war, daß ihr Kind, dieses köstliche Geschenk des Himmels, erst seinem Schöpfer dargebracht werden müsse, bevor sie es als ihr Eigenthum betrachten könne, so eilte sie, sich dieser Pflicht zu entledigen, und verordnete demnach, die Ceremonien, kraft deren es der christkatholischen Kirche einverleibt werden sollte, ohne den geringsten Verzug zu vollziehen.

Demzufolge wurde die neugebohrne Prinzessin, des nemlichen Tages, an welchem sie zur Welt kam, vom Kardinal Rohan getauft. Ihre Pathen waren der König von Spanien und die Kaiserin Königin. Sie er-

hielt die Namen Marie Therese Charlotte, und man titulirte sie Madame Tochter des Königs (Madame fille du roi); in der Folge gab man jedoch der Benennung Madame Royale den Vorzug.

Diese Prinzessin ist die nehmliche, welche das Glück hatte, den Mördern ihrer Angehörigen zu entkommen, und sich dermalen am kaiserlichen Hofe zu Wien befindet. Sie sieht ihrem eben so verehrungswürdigen als unglücklichen Vater sehr ähnlich, hat Marien Antoinettens Herz, und besitzt eben das ungekünstelte, gefällige und einnehmende Wesen, wie ihr verstorbener Bruder, welcher noch jünger war als sie, und den sein unschuldsvolles Alter demungeachtet nicht vor der Wuth jener blutdürstigen Ungeheuer zu schützen vermochte, von welchen die theuern Urheber seiner Lebenstage zu einem schmähligen Tode verdammt worden waren. Welch eine fürchterliche Wirkung menschlicher Leidenschaften! Ein schuldloses Kind läßt man im Kerker eines langsamen qualvollen Todes sterben, und ein Volk, das von den Voreltern dieses nemlichen Kindes zu dem Range eines der vornehmsten europäischen Völker erhoben ward, sieht diesen Greul ungerührt und gelassen mit an! . . . .

Uebrigens dienen die vortrefflichen Eigenschaften der jungen Prinzessin, welche diese Digression veranlaßte, zu einem überzeugenden Beweis, wie ungegründet jene

boshaften Verläumdungen waren, die ihren unvergeßlichen Eltern ihr ganzes Leben hindurch so viel Kummer und Verdruß verursachten. Alle die, welche das Glück haben, sich ihr zu nähern, versichern einstimmig, daß ihr keine bessere Erziehung hätte zu Theil werden können, wenn selbst die Tugend in eigener Person ihre Lehrmeisterin gewesen wäre.

Ich fahre nun wieder in meiner Erzählung fort.

Es ist leicht zu erachten, daß die Hofleute, welche die Königin um sich hatte, ihr mit der Hoffnung schmeichelten, sie werde einen Prinzen zur Welt bringen. Dieß ward ihr unter andern von der Gräfin de Beauharnois prophezeiht, die sich nachher, wie mehrere andere ihres Standes, nur allzu berüchtigt machte. Als diese Dame vernahm, daß sich gerade das Gegentheil ihrer Prophezeihung ereignet habe, war sie äußerst beschämt, und sann hin und her, wie sie die rührenden Vorwürfe der Königin von sich abwenden möchte. Endlich half sie sich auf die nemliche Art aus ihrer Verlegenheit, wie jener Cavalier zu Wien, dessen zu Eingang dieses Werks Erwähnung geschah. Sie überreichte nemlich Marien Antoinetten nachstehende Reime:

Qui, pour fée étourdie à vos traits je me livre;
Mais si ma prophétie a manqué son effet,
Il faut vous l'avouer, c'est qu'en ouvrant mon livre,
J'avois pour le premier pris le second feuillet

Auf Deutsch:

„Ja, ich unterwerfe mich meinem Schicksal, als eine Wahrsagerin, die, von Deinen Reizen aus der Fassung gebracht, Irrthümer für Wahrheit verkündete. Weißt Du aber auch wohl, warum meine Prophezeihung nicht eintraf? Unverholen will ich Dir es bekennen. Als ich das Buch des Schicksals aufschlug, nahm ich aus Versehen das zweyte Blatt für das erste."

Dieser Einfall war freylich nicht so sinnreich, wie jener des Abbe' Metastasio, er gefiel aber der Königin dennoch, weil sie es eben nicht so genau nahm, wenn man ihr etwas Artiges sagte.

Als sie wieder im Publikum erscheinen konnte, begab sie sich nach Paris, und brachte Gott ihr Dankopfer erst in der Liebfrauen Kirche, dann auch in jener der heiligen Genoveva dar. Diese Handlung kann zum Beweis dienen, daß sie keine Gelegenheit verabsäumte, gottselige Gebräuche, die leider bey dem Volke nur zu sehr in Vergessenheit gerathen waren, von neuem in Erinnerung zu bringen, und ihre Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Vorfahren vor aller Welt zu bekennen.

Sie ließ es jedoch nicht bloß bey dieser gottesdienstlichen Handlung bewenden, sondern verband zugleich, wie sie immer zu thun pflegte, jene guten Werke damit, welche die Religion anbefiehlt. Nur allein in Paris

ſtattete ſie hundert arme Mädchen aus, welche die Seelſorger auf der Königin ausdrücklichen Befehl unter den tugendhafteſten ihrer Pfarrkinder ausſuchen mußten.

Die Einwohner der Hauptſtadt und einiger andern Städte gaben ihre Freude über die Geburt der Prinzeſſin dadurch zu erkennen, daß ſie allerley Feyerlichkeiten veranſtalteten. Zu Paris bezeigte man ſich während derſelben ſehr freygebig; denn es wurden ſehr anſehnliche Summen in die Spitäler, in die Gefängniſſe, und überall hingeſchickt, wo es Nothleidende gab. An dieſer Art von Freudensbezeugungen fand die Königin das meiſte Vergnügen. Das gemeine Volk, welches damals noch nicht durch verläumderiſche Gerüchte gegen die Königin aufgehetzt war, äußerte ſeine Freude mit weit mehr Herzlichkeit, als die andern Stände der bürgerlichen Geſellſchaft. Die Schauſpieler gaben auf verſchiedenen Theatern Freycomedien. Bey dieſer Gelegenheit ereignete ſich im Théâtre françois ein Vorfall, der, ſo unbedeutend er Manchem vorkommen mag, wenigſtens in ſo fern hier angeführt zu werden verdient, als ſich daraus ergiebt, wie weit man damals, ſelbſt in den niedrigſten Volksklaſſen, davon entfernt war, jenes Syſtem der Gleichheit einführen zu wollen, wodurch aller Unterſchied der Stände ganz aufgehoben wird. Es war nemlich von Alters her üblich, daß ſich die Kohlenträger bey dergleichen Feyerlichkeiten in der Loge des Königs, und

die Fischweiber in jener der Königin einfanden. Jene wie diese, wunderten sich bey ihrer Ankunft im Theater nicht wenig, ihre Plätze besetzt zu sehen. Beyde machten gewaltigen Lerm über die Verletzung eines Privilegiums, welches man ihnen seit undenklichen Zeiten zugestanden hatte, und verlangten auf der Stelle in Integrum restituirt zu werden. In unsern Tagen pflegt man freylich von dem Gipfel der neumodischen Philosophie auf dergleichen geringfügige Ansprüche mitleidsvoll herabzulächeln. Unbegreiflich kömmt es uns vor, wie es nur möglich sey, dergleichen Lappalien als Dinge von Wichtigkeit zu behandeln? Sollte man sich denn aber nicht glücklich schätzen, wenn man im Stande ist, einen Theil der bürgerlichen Gesellschaft, für die mühseligen Beschäftigungen, welchen er sich Tag für Tag unterziehen muß, durch dergleichen unschuldige Prärogativen zu entschädigen?

Die Schauspieler machten jener Streitigkeit dadurch ein Ende, daß sie den Kohlenträgern ihren Platz auf der nemlichen Seite anwiesen, wo der König, und den Fischweibern da, wo die Königin zu sitzen pflegte. Allenthalben machten die Schauspieler und das Volk, nach Endigung des Stücks, gemeinschaftliche Sache, tanzten, stimmten der Königin zu Ehren in vollem Chor allerley Lieder an, und wiederholten besonders die bekannten Verse aus der Oper Iphigenie in Aulis, welche sich mit den Worten anfangen:

Chantons, célébrons nôtre Reine.

(Singt, preiset unsre Königin.)

Wenn diese Vergnügungen zu Ende waren, theilte man Erfrischungen unter die Zuschauer aus, welche viel tausendmal das Freudengeschrey hoch lebe die Königin! wiederholten, und allerley Trinksprüche auf das Wohl der neugebohrnen Prinzessin in die Runde gehen ließen.

Das Merkwürdigste bey diesen Volksfesten ist, daß Alles so ruhig abgieng, und daß jedermann die froheste und herzlichste Theilnahme an den Tag legte. Ist das Volk auch noch dermalen so froh? Zum Beyspiel, bey dem Feste der Ehegatten, bey jenen abgeschmackten und langweiligen Ceremonien, wozu man es heutiges Tages einladet? Soll man sich darüber freuen, oder es beklagen, daß ihm jetzt nicht mehr jene Wonne zu Theil wird, die es sonst bey den Geburtsfeyerlichkeiten der königlich französischen Prinzen und Prinzessinnen genoß?

Zu Lyon zeigte es sich nicht minder eifrig, den frohen Antheil zu erkennen zu geben, welchen es am Wohl der Königin nahm. Es verließ seine Werkstätten, eilte in die Kirchen, beleuchtete mehrere Tage lang die Stadt, und veranstaltete allerhand Freudenfeuer. Die Anordnung der Lustbarkeiten auf dem dortigen Rathhause,

Ver-

verrieth viel Einsicht, besonders in so fern, als dafür gesorgt war, daß dieses gute Volk überall das Bildniß seiner geliebten Königin vor Augen sah. Die größte Aufmerksamkeit erregte jedoch das Feuerwerk. Ganz zu oberst an dem Gerüste, dessen man sich hierzu bediente, erblickte man das Portrait der Königin im Medaillon, welches zwey Genien hielten und mit Blumenkränzen schmückten. Am Frieß war nachstehende, der Wahrheit vollkommen gemäße Inschrift zu lesen:

De ses sujets elle est aussi la mère.

(Auch ist sie Mutter ihrer Unterthanen.)

Wenn man sich jene glücklichen Tage wieder ins Gedächtniß zurückruft; wenn man bedenkt, von welcher Volksklasse diese Ausdrücke der Ehrfurcht und Liebe herrührten, die in dem dankbegierigen Herzen der Königin so beseligende Gefühle erregten; kann man sich dann noch wundern, daß diese Prinzessin sich in Rücksicht ihrer Wünsche, ihres Betragens, ihres Geschmacks, dem Volke so viel möglich zu nähern suchte? Ach, es ist nicht möglich sich eine herzzermalmende Wahrheit zu verhelen, die auf jeder Seite dieses Werks Bestätigung erhält; daß nemlich Marie Antoinette bloß deswegen so unglücklich ward, weil sie eine zu große Liebe für das Volk hegte. Die anstößigen Sitten einiger Großen flößten sowohl ihr selbst, als ihrem tugendhaften Gemahl, Ludwig dem Sechzehnten, eine sichtbare Abneigung

gegen den hohen Adel, die höhere Geistlichkeit, und die Parlementer ein. Beyde suchten sich einen Anhang bey dem Volke zu machen, um jene Colosse durch dessen Beyhülfe von ihrer Höhe tiefer herabsetzen zu können; aber siehe da! als man an den Grundpfeilern des Staatsgebäudes rüttelte, stürzte dasselbe zusammen, und die ganze königliche Familie erlag unter dessen Trümmern. Dieß ist in wenig Worten die ganze Geschichte der französischen Revolution! Die Königin traute dem Volke Tugend, Gerechtigkeit, Freundschaft und Dankbarkeit zu. Wer darf es wagen, sie wegen dieser irrigen Voraussetzung zu tadeln? Verdient wohl eine zärtliche Hausmutter, die ihre Kinder liebt, deswegen weniger Lob, weil ihr dieselben, statt herzlicher Gegenliebe, mit dem schändlichsten Undank lohnen?

Die Dichter gaben ihre Freude über die Geburt der königlichen Prinzessin ebenfalls zu erkennen, und ließen für dießmal der Königin Gerechtigkeit wiederfahren. Das heißt, sie rühmten die Tugenden derselben, und sprachen von der Ehrfurcht, die ihr in dieser Rücksicht gebühre. Einer aus ihrer Mitte, Namens Noel, welcher sich während der Revolution aus dem Schulstaube zu einem Gesandschaftsposten emporschwang, widmete ihr unter andern auch ein Gedicht, welches sehr lang war, und wovon ich zur Probe nur die drey letzten Verse hier anführen will. Sie lauten so:

Multiplier ſon image,
C'eſt donner un nouveau gage
De l'amour qu'elle a pour nous.

Dieß neugeborne Kind, das ihre Züge trägt,
Zeugt von der Liebe, die die Mutter für uns hegt.

Nur im Vorbeygehen will ich hier anmerken, daß der Verfaſſer dieſes Gedichts, welcher damals der Königin das Zeugniß gab, daß ſie das Volk liebe, dieſe nemliche Prinzeſſin nach dem Ausbruch der Revolution als eine Feindin des Volks verſchrie. Die Wahrheiten, welche ſich hieraus folgern laſſen, ſind zu niederſchlagend, als daß ich dabey verweilen könnte, ſie umſtändlich aus einander zu ſetzen. Indeß kann ich nicht umhin, meine Verwunderung über die Unverſchämtheit der meiſten Gelehrten zu äußern, die, nachdem ſie lange genug mit der größten Bitterkeit auf die Speichelleckerey der Höflinge geſchimpft hatten, nun ſelbſt die ſchändlichſten Beweiſe gaben, daß ſie nur ſolche Perſonen zu lobpreiſen pflegten, denen das Glück günſtig war.

Noch muß ich nachfolgende Verſe hier anführen, ob ich gleich nicht weiß, wer ſie gemacht hat. Ich rücke ſie deswegen ein, weil ſie die Geſinnungen ſchildern, welche das Volk in dem damaligen Zeitpunkte gegen ſeine Beherrſcherin an den Tag legte, und worauf es ſo ſtolz war. Hier ſind ſie:

J' ai vu dans tous les coeurs l' amour et l' allégreſſe,
J' ai vu la ville en feu ſignaler ſa tendreſſe;
François, peuple volage et conſtant à-la-fois,
Que j' aime ta brillante ivreſſe!
Il eſt donc vrai qu' on peut te fixer quelquefois,
Et ſi tu changes de maîtreſſe,
Tu reſtes fidèle à tes rois.

„Ich ſah, daß aller Herzen von Lieb' und Fröhlichkeit „überfloſſen. Ich ſah, daß die ganze Stadt, zum Zeichen „zärtlicher Theilnahme, beleuchtet war. Franzoſen! Leicht„ſinniges, flatterhaftes Volk, und doch voll herzlicher Anhänglichkeit! Wie lieb' ich dich in deinem Wonnetaumel! „So iſt es denn doch wahr, daß man deine Zuneigung zu „feſſeln vermag. Ungetreu wirſt du zwar oft deiner Geliebten, deſto getreuer hingegen bleibſt du deinen Königen.“

Die Königin war demnach in jenem Zeitpunkte noch glücklich. Sie ſah die mehr als wahrſcheinliche Hoffnung vor ſich, ihren Gemahl mit einem Thronerben zu erfreuen, und glaubte noch überdieß vom Volke geliebt zu ſeyn.

In den erſten Monaten des Jahres 1781 gewann ihre Glückſeligkeit einen neuen Zuwachs; denn ſie befand ſich abermals in andern Umſtänden. Während ihrer Schwangerſchaft ſtattete der Kaiſer ſeinen zweyten Beſuch bey ihr ab. Am neun und zwanzigſten Julius kam er zu Paris an, und den vierten Auguſt reiſete er von

da wieder ab. Die kurze Dauer seines Aufenthalts veranlaßte die Vermuthung, daß er durch Dinge von der äußersten Wichtigkeit bewogen worden sey, den Hof von Versailles zu besuchen. Wahrscheinlicherweise mochte er hiebey keine andere Absicht haben, als sich durch seine persönliche Gegenwart zu überzeugen, daß ihm die Politik Ludwigs des Sechzehnten, in Betreff seiner weitaussehenden Entwürfe, die er schon damals im Kopfe trug, keine Hindernisse in den Weg legen werde.

Es ist bekannt, daß er diese Projekte mit einer Schnelligkeit und Hartnäckigkeit durchzusetzen suchte, die ihn um einen beträchtlichen Theil seiner Schätze brachten, wenigstens zweymal hundert tausend Menschen das Leben kosteten, seine Gesundheit zerrütteten, und ihn vor der Zeit ins Grab stürzten.

Joseph der Zweyte hatte sich vorgenommen, die ganze Welt umzukehren. Wer getrauet sich den Zeitpunkt zu bestimmen, wo das Feuer, welches er zuerst in Europa anfachte, wieder erlöschen wird? Zu eben der Zeit, wo er, durch eben so rasche als unzeitige und größtentheils unüberlegte Neuerungen, in seinen eigenen Staaten das Unterste zu Oberst kehrte, schloß er zugleich mit der Kaiserin von Rußland einen Allianztraktat, der darauf abzweckte, die Macht der Ottomannen zu stürzen. Seine weitschichtigen Staaten dünkten ihm nicht

groß genug; er ging daher mit dem Vorhaben um, dieselben zu erweitern, und wollte sich hinfort nicht mehr mit dem leeren Titel eines römischen Königs begnügen.

Kaum hatte er seine Laufbahn betreten, als ihn der Tod übereilte. Wenn er länger am Leben geblieben wäre, würde er seine nachherigen Schritte gewiß reiflicher überlegt haben und folglich einer der einsichtsvollsten Regenten geworden seyn. Dieß erhellet unter andern daraus, daß er am Ende seiner Tage, wo jede Täuschung vor seinen Augen verschwand, sich selbst vor seinen gigantesken Ideen entsetzte. Er bezeugte darüber eine Reue, die seinem Andenken zur Ehre gereicht, und erklärte sich umständlich, in Betreff des Weges, welchen er eigentlich hätte einschlagen müssen, um zu einem wahren und dauerhaften Ruhm zu gelangen. Leider wurden aber seine frühern Entwürfe nicht mit ihm zu Grabe getragen. So krumm und verworren sich bey den dermaligen Conjunkturen der Gang der Politik hin und her schlängelt, so ist dennoch nichts leichter, als ihrer Spur zu folgen, und sich zu überzeugen, daß ihr ganzes Bestreben noch immer darauf abzweckt, den Plan Josephs des Zweyten ins Werk zu setzen.

Jetzt sah ihn die Königin Marie Antoinette zum zweytenmal, eben so wie bey seiner ersten Anwesenheit, seinen Rang, seine Würde gänzlich hintansetzen, und

alles das sorgfältig von sich entfernen, was nur irgend dazu beytragen konnte, ihm von Seiten des großen Haufen Respekt zu verschaffen. Zufolge eines unbegreiflichen Geschicks, nahmen also selbst diejenigen, welchen doch am meisten daran gelegen seyn mußte, von dem Volke für wahre Erdengötter gehalten zu werden, die Mühwaltung über sich, dasselbe zu überzeugen, daß sie nicht das Geringste vor dem niedrigsten Erdensohne voraus hätten. Wenn ehedem ein Gesandter an diesen oder jenen Hof geschickt wurde, so hielt er jedesmal seinen öffentlichen Einzug, und zeigte sich bey dieser Gelegenheit in vollem Staate, und mit einer Pracht, die jedermann von der Macht und Größe seines Gebieters überführte. In neuern Zeiten wurden alle diese Staatsaufzüge von den Regenten ein für allemal abgeschaft, nicht anders, als wenn sie befürchtet hätten, man möge sich vielleicht von ihrer Würde eine zu hohe Idee machen. Ja sie trieben die Sache noch weiter, und ließen sich durch eine sehr übel angebrachte Philosophie verleiten, von ihrer eigenen Person allen äußern Glanz zu entfernen, den doch selbst die Religion, dieses Schooßkind des Himmels, nicht verschmäht, weil er dazu beyträgt, ihr auf die Herzen der Menschen desto mehr Einfluß zu verschaffen. Ist es demnach wohl zu verwundern, wenn sich die Unterthanen den Königen gleich zu seyn dünkten, da die Könige mit aller Gewalt gleich ihren Unterthanen behandelt seyn wollten?

Am zwey und zwanzigsten Oktober 1781, kam die Königin zum zweytenmal in die Wochen. Ihr war auſerordentlich bang, daß sie wieder eine Prinzessin zur Welt bringen möchte. Der König, welcher sie mit jedem Tage mehr lieb gewann, suchte ihr diesen Irrthum so geschwind als möglich zu benehmen. Madame, sprach er, Sie haben meinen und meines Volkes Wunsch erfüllt. Sie sind von einem Dauphin entbunden. Kaum hatte er ausgeredet, als sie das Kind zu sehen verlangte. Die Prinzessin von Guemenee, welche damals Gouvernante der königlichen Kinder war, gab es ihr aufs Bett. Sie segnete es ein, und befahl, daß es sogleich getauft werden sollte.

Nun waren denn also die Wünsche des Königs und der Königin erfüllt. Die ganze Nation würde sich in dem nemlichen Fall befunden haben, wenn nicht schon damals die Verläumdung ihren verderblichen Einfluß geäussert, und die Herzen der Menschen in Eis verwandelt hätte. Auch dießmal waren die Glückwünschungscomplimente der niedrigern Volksklassen die schmeichelhaftesten unter allen. Der Eifer, mit welchem sie dem hohen Ehepaar dargebracht wurden, und die freymüthige Art des Vortrags, zeugten deutlich genug, daß dabey weder Etiquette noch eigennützige Absichten zum Grunde lagen.

Jene, der Fischweiber, sind es werth, dieser Geschichte von Wort zu Wort eingerückt zu werden. Zum Könige sagten sie:

„Sire, wenn je der Himmel bewogen werden konnte, einem Könige, der seine Unterthanen wie seine eigenen Kinder liebt, einen Sohn zu schenken, so flehten wir ihn durch unser Gebet und unsere Wünsche schon längst darum an. Endlich sind sie gewährt. Nun sehen wir mit Gewißheit zuvor, daß unsere Kinder dereinst eben so glücklich seyn werden, wie wir; denn dieses Kind wird Ihnen ähnlich werden. Sie werden es lehren, Sire, eben so gerecht und gütig zu seyn, wie Sie. Wir werden es uns zur Pflicht machen, die unsrigen zu lehren, wie man seinen König verehren und lieben müsse.“

Die Königin redeten sie folgendermaßen an:

„Schon lange liebten wir Sie, Madame, ohne daß wir uns getrauten, es Ihnen zu sagen. Jetzt müssen wir die ganze Ehrfurcht, die ihnen gebührt, zu Hülfe nehmen, damit wir die Erlaubniß, Ihnen unsere Liebe zu bezeugen, nicht mißbrauchen.“

An den Dauphin hielten sie folgende kurze Anrede:

„Dermalen kannst du zwar die Glückwünsche, welche dir von denen, die sich um deine Wiege versammelt haben, dargebracht werden, noch nicht verstehen; einst wird aber eine Zeit kommen, wo man sie dir erklären wird. Sie bestehen darin, daß du denen ähnlich werden mögest, die dir das Leben gaben.“

Die Respectsbezeugung dieser gutmüthigen Weibespersonen, welche die Empfindungen, wovon sie sich gegen ihre hohe Landesherrschaft durchdrungen fühlten, mit so vieler Offenheit und Unbefangenheit ausdrückten, gefielen der Königin weit mehr, als die erkünstelten Complimente der Großen; denn eben diese so einfache und naive Respectsbezeugung diente ihr zum Beweiß, daß sie von jenem Theile des Volks, welchen sie am meisten liebte, hinwiederum geliebt werde. Um so mehr mußte es ihr aber auffallen, daß man nicht überall an der Freude, welche dieses gute Volk über die Geburt des Dauphin an den Tag legte, gleichen Antheil nahm.

Aeußerst empfindlich war sie insonderheit über die Gleichgültigkeit der Stadt Paris, und es ist nicht zu läugnen, daß diese Gleichgültigkeit einem wahren Scandal glich. Der Dauphin, mit welchem sie Frankreich beschenkt hatte, war den zwey und zwanzigsten October geboren worden, und zu Anfange des darauf folgenden Januar war auf dem Rathhause zu Paris noch nicht

die allergeringste Anstalt zu öffentlichen Freudensbezeugungen wahrzunehmen. Die Königin konnte sich nicht länger enthalten, öffentlich ihr Mißvergnügen hierüber zu äußern. Sie fragte unter andern: ob man denn die Freudensbezeugungen über die Geburt des Dauphin etwa so lange versparen wolle, bis er groß genug seyn werde, denselben beywohnen, und ein Tänzchen mit machen zu können?

Endlich wurde der ein und zwanzigste Jänner als der Tag anberaumt, an welchem diese Feyerlichkeiten ihren Anfang nehmen sollten. Der König und die Königin wurden beyderseits eingeladen, sie mit ihrer Gegenwart zu beehren. Bevor sie sich einfanden, veranstalteten sie eine Menge guter Werke. Fast alle die, welche wegen Schulden verhaftet waren, wurden wieder auf freyen Fuß gesetzt; auch öffnete man die Thüren des Gefängnisses solchen Verbrechern, die einige Nachsicht verdienten; und damit diese Handlungen der Wohlthätigkeit in gehöriger Ordnung vollbracht werden, damit keine einzige Gattung hülfsbedürftiger Personen ganz leer ausgehen möchte, so ernannte man hierzu eine eigene Commission, die aus den Requetenmeistern bestand, und wobey der Cardinal von Rohan, als damaliger Großalmosenier von Frankreich, den Vorsitz führte.

Nur allein die Geldsummen, welche zur Befreyung verhafteter Schuldner erfoderlich waren, betrugen vier,

mal hundert und vier und siebenzigtausend Livres. Die andern Almosen, welche bloß in dieser einzigen Hauptstadt, denn der andern will ich nicht einmal erwähnen, vertheilt wurden, lassen sich gar nicht berechnen. Bemerkenswerth ist es, daß die Königin allemal, wenn es darauf ankam, mehr Wohlthaten als gewöhnlich auszuspenden, sich ein besonderes Vergnügen daraus machte, den größten Theil derjenigen Gelder, worüber sie freye Hand hatte, der Stadt Paris zufließen zu lassen. Diese großmüthige Sorgfalt legte sie einmal wie das andere an den Tag, wenn es darum zu thun war, nothleidenden Einwohnern in dieser Hauptstadt unter die Arme zu greifen. Wer hätte damals vermuthet, daß diese mitleidsvolle Prinzessin dereinst mitten unter denen, welche sie so gern in glücklichere Umstände versetzte, so viele Trübsale würde zu erdulden haben?

In Gemäsheit der Wünsche, welche der Stadtrath geäußert hatte, fanden sich der König und die Königin den ein und zwanzigsten Jänner zu Paris ein. Als sie dort anlangten, begaben sie sich, wie sie gewöhnlich bey dergleichen Gelegenheiten zu thun pflegten, sogleich in die Liebfrauen Kirche, und von da nach jener der heiligen Genoveva, um Gott ihr Dankopfer darzubringen. Hier brachten sie den ganzen Vormittag im Gebet zu. Gegen zwey Uhr Nachmittags erhoben sie sich auf das Rathhaus, wo der ganze Hof zur Tafel eingeladen war.

Hier ging es aber so bunt durch einander, und die Bedienung war so erbärmlich, daß mancher Duc und Pair nichts weiter zu essen bekam, als etwas Rüben und Butterbrod. Wenn man auch diese schlechte Bewirthung nicht in der Absicht veranstaltet hatte, dem hohen Ehepaar einen Possen zu spielen, so ist wenigstens nicht zu läugnen, daß aus Allem eine unverzeihbare Nachlässigkeit und Knauserey hervorleuchtete.

Das Feuerwerk, welches am Abend des nemlichen Tages abgebrannt wurde, der von rechtswegen für die Königin einer der festlichsten hätte seyn sollen, entsprach der Erwartung so wenig, daß das gemeine Volk seine Unzufriedenheit laut darüber äußerte. Zum Beweiß, daß diejenigen, welche diese lächerliche Feyerlichkeit veranstalteten, hiebey nicht sowohl auf die eigentliche Veranlassung, als vielmehr auf ihr schändliches Interesse Rücksicht genommen hatten, dienet unter andern der Umstand, daß sich in Betreff dieses Feuerwerks ein scandalöser Prozeß entspann. Lavariniere, der sowohl den Plan dazu entworfen, als auch die Ausführung besorgt hatte, erhielt nemlich die Belohnung nicht, weswegen man mit ihm übereingekommen war. Er klagte. Man entschuldigte sich damit, da er nicht viel geleistet habe, könne er auch nicht viel begehren. Seine Anwort war: er habe sich bey seiner Arbeit sehr einschränken müssen, weil man nicht viel hätte daran wenden wollen.

Es fällt von selbst in die Augen, daß dieser Rechtshandel, welcher bey einer Gelegenheit entstand, wo man die öffentlichen Freudensbezeugungen nicht groß und majestätisch genug einrichten konnte, viel Aergerniß erregte, und daß diejenigen Schimpf und Schande davon hatten, die mit einer Feyerlichkeit, welche von den Bewohnern einer so berühmten Stadt dem Könige und der Königin zu Ehren veranstaltet wurde, so wenig Pracht und Würde vereinbarten. Man nenne dieß immerhin Kleinigkeiten, wenn man will; auf keinen Fall durfte ich sie mit Stillschweigen übergehen; denn es ist schwer zu glauben, daß man hierbey nicht die Absicht gehabt haben sollte, der königlichen Würde einen boshaften Streich zu spielen; ja es scheint mir sogar, als wenn das Vorhaben unverkennbar daraus hervorleuchte, die Achtung, welche der Krone gebührt, allmählich zu schwächen.

Noch niederschlagender ist die Bemerkung, daß man unter dem Zuckerwerk, womit der Nachtisch verziert war, allerley Figuren wahrnahm, welche die schändlichsten Anspielungen auf die Königin veranlaßten, und die Ehrbarkeit auf eine so empörende Art beleidigten, daß ich es, aus Achtung für meine Leser, nicht einmal wagen darf, dieses Blatt mit ihrer Beschreibung zu verunreinigen. Hätte man nur die allergeringste Aufmerksamkeit anwenden wollen, so hätte man die Feinde der Königin gar leicht verhindern können, sich dieser schändlichen

Waffen zum Nachtheil derselben zu bedienen; aber es waren, wie ich bereits zu wiederholtenmalen angezeigt habe, Leute, die eben nicht zu den geringern Volksklassen gehörten, welche dergleichen verläumderische Anspielungen erdichteten, und sie mit dem größten Vergnügen zu verbreiten suchten.

Eine andere nicht minder traurige Wahrheit, die aber eben so wenig wie jene mit Stillschweigen übergangen werden darf, ist diese, daß die Königin, deren Scharfblick nicht leicht etwas zu entgehen pflegte, und die den Menschen die geheimsten Gedanken ihres Herzens an den Mienen ansehen konnte, bey diesem Festin sonst nirgends, als nur unter Leuten geringen Standes eine ungeheuchelte und zwangiose Theilnahme an ihrem Wohlergehen wahrnahm. Hierdurch wurde sie von neuem in der Vermuthung bestätigt, daß man ihr nur von Seiten der untern Volksklassen volltommene Gerechtigkeit wiederfahren lasse.

Eben so wahrscheinlich ist es, daß sich diejenigen, welche von der Möglichkeit einer bevorstehenden Staatsveränderung überzeugt waren, nicht wenig darüber ärgerten, daß die Autorität des Königs und der Einfluß der Königin durch die Geburt des Dauphin einen neuen Zuwachs gewann. Ehedem hatten sie gehofft, daß die Königin keine Kinder zur Welt bringen würde, jetzt sa-

hen sie aber wohl ein, daß die lächerlichen Mährchen, welche man in dieser Rücksicht ausgesprengt hatte, ganz ungegründet waren; und als die Königin im Märzmonate 1785 einen zweyten Prinzen gebar, ward das Vertrauen, welches sie auf jene Fabeln gesetzt hatten, vollends ganz zu nichte gemacht. Ihr und ihres Gemahls jugendliches Alter ließ natürlicherweise eine zahlreiche Nachkommenschaft erwarten, und folglich verschwand vollends alle Aussicht, als wenn je der Mangel an Thronerben, unter der jetzt regierenden Dynastie Veranlassung geben würde, die Rebellionsprojekte, worüber man brütete, in Ausführung zu bringen.

Dieser zweyte Prinz ward eben auch, wie sein erstgeborner Bruder, gleich nach der Geburt getauft. Die Ducheſſe von Polignac, welche statt der Prinzessin von Guemenee zur Gouvernante der königlichen Kinder ernannt worden war, präsentirte ihn der Königin. Diese gab ihm den Titel als Herzog der Normandie, welches auch von Seiten des Königs geschah.

Diese Benennung konnte niemanden befremdend vorkommen; denn da am französischen Hofe der Gebrauch herrschte, daß alle königliche Kinder den Namen einer oder der andern Provinz führten, so war es wohl sehr natürlich, daß man den zweyten Sohn des Königs nach der Normandie nannte, weil diese unter allen Provin-

zen im ganzen Königreiche die ansehnlichste war. Der König und seine Gemahlin hatten aber hiebey noch einen besondern Beweggrund, der ihrem Herzen zur Ehre gereichte. Der König hatte nemlich bey Gelegenheit einer Reise, die er in der Absicht nach Cherburg machte, die berühmten Arbeiten am dortigen Hafen in Augenschein zu nehmen, die ganze Normandie durchstreift. Ueberall, wo dieser gute Fürst hinkam, erwartete ihn der frohe und herzlichste Empfang von Seiten seiner Unterthanen. Dieß bewog ihn, in einem Schreiben an seine Gemahlin unter andern diese rührenden Ausdrücke mit einfließen zu lassen: Die Liebe meiner Unterthanen hat mich tief in der Seele gerührt. Urtheilen Sie selbst, ob ich nicht Ursache habe, mich für den glücklichsten König auf Erden zu halten.

Dankbarkeit war eine von den Haupttugenden, wodurch sich Ludwig der Sechzehnte eben so sehr auszeichnete, wie die Königin Marie Antoinette. Der geringste Beweis von freundschaftlicher Zuneigung machte den tiefsten Eindruck auf sein Herz, und kam ihm nie wieder aus dem Gedächtniß. Sorgfältig ergriff er jede Gelegenheit demjenigen, welcher ihm dergleichen zu erkennen gegeben hatte, seine Erkenntlichkeit zu bezeigen.

Da ihm nun die gute Aufnahme, welche er bey seinen getreuen Unterthanen in der Normandie gefunden

hatte, in frischem Andenken schwebte, so nahm er die Abrede mit der Königin, daß der zweyte Prinz, welchen sie zur Welt bringen würde, den Namen dieser Provinz führen sollte. Dieß geschah deswegen, damit sich dieser Prinz dereinst bey reifern Jahren des besondern Wohlwollens erinnern möchte, welches er den Bewohnern eines Landes schuldig sey, wo der Urheber seines Daseyns mit so vielen Segenswünschen überhäuft worden war. Fürsten, welche so großmüthige Gesinnungen, deren nur tugendhafte Seelen fähig seyn können, an den Tag legten, hatten doch fürwahr in Rücksicht ihrer eigenen Person die gerechtesten Ansprüche auf Dankbarkeit zu machen.

Da ich eben der Reise nach Cherburg erwähnte, während welcher Ludwig der Sechzehnte einige der glücklichsten Tage seines Lebens genoß, so muß ich doch die Bemerkung beyfügen, daß diese Reise schon an und für sich den stärksten Beweis darbieten würde, die Vorwürfe zu entkräften, welche man der Königin wegen ihrer vermeintlichen Ehrsucht zu machen pflegte. Wäre es nicht ihr fester und unverbrüchlicher Vorsatz gewesen, sich auf keinerley Weise in Staatsangelegenheiten zu mischen, so hätte sie damals die schicklichste Veranlassung von der Welt gehabt sich dieses Recht anzumaßen. Was hätte man vernünftigerweise dagegen einwenden können, wenn sie sich während der Abwesenheit des Königs für dessen Stellvertreter erkläret, oder sich wenig-

stens eine Art von Obergewalt im geheimen Staatsrath zugeeignet hätte? Ein Fall dieser Art würde nicht der erste gewesen seyn; denn mehr als eine Königin hatte bereits in Abwesenheit des Monarchen die Regierungsgeschäfte besorgt. Hätte die Königin hierauf ebenfalls Anspruch gemacht, so würde ihr niemand haben einwenden können, daß sie etwas begehre, was sich nicht für ihren Rang schicke. Es fiel ihr jedoch nicht auf die entfernteste Art ein, sich, obgleich nur auf wenige Tage, des Staatsruders zu bemächtigen, und ich getraue mir zu behaupten, daß sie sich standhaft geweigert haben würde, dieses Erbieten anzunehmen, wenn es ihr auch wirklich gemacht worden wäre. Auf der andern Seite dachte der König eben so wenig daran, ihr, so sehr er übrigens überzeugt war, daß sie es verdiene, diesen, an sich sehr geringfügigen Beweis seines Zutrauens zu geben, weil er mehr als zu gut wußte, daß er dem Neide dadurch nur Gelegenheit verschaffen würde, sie von neuem zu kränken.

Während der Abwesenheit ihres Gemahls beschäftigte sich Marie Antoinette mit nichts andern, als nur mit ihm. Sie zählte jeden Augenblick, der bis zu seiner sehnlichst erwarteten Zurückkunft verstrich. Sie konnte sich an seinen Briefen gar nicht satt lesen. Sie benetzte diejenigen, worin er ihr seine Dankbarkeit gegen die biedern Bewohner der Normandie schilderte, mit ihren

Thränen, widmete denselben in ihrem Herzen die nemliche Erkenntlichkeit, und dankte dem Himmel, daß er ihr das Vergnügen gewährte, ihren Gemahl so geliebt zu sehen, wie er es wirklich verdiente. Diese kurze Abwesenheit verlebte sie auf eben die Art, als wenn sie in die tiefste Trauer versetzt worden wäre; denn so lange dieselbe dauerte, erlaubte sie sich nie das geringste Vergnügen. Wenn jemand einen Ball, oder eine andere Lustbarkeit, in Vorschlag brachte, pflegte sie diesen Vers herzusagen, woraus man damals viel Wesens machte:

Quand le bien-aimé reviendra!
Wenn einst der Vielgeliebte wiederkehrt.

Ich denke, man wird dieser Fürstin die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie nicht zu denen gehörte, die ihre Pflichten als Gattin aus den Augen setzen.

Hiernächst muß ihr die Geschichte das Zeugniß geben, daß sie, als Mutter betrachtet, es allen Frauenspersonen ihres Zeitalters an Zärtlichkeit und Sorgfalt zuvorthat. Außer der bereits erwähnten Prinzessin, und den beyden Prinzen, hatte Marie Antoinette noch eine zweyte Prinzessin gebohren, die aber nur kurze Zeit lebte. Ueber diesen Todesfall vergoß die Königin die bittersten Thränen. Es waren bereits mehrere Monate verflossen, und sie konnte sich noch immer nicht über ihren Verlust zufrieden geben. Als einst der Prinz Georg

von Hessendarmstadt einen Besuch bey ihr abstattete, kam er eben dazu, als sie bitterlich weinte. Der Prinz war innigst gerührt. Mit der lebhaftesten Theilnahme stellte er ihr vor, es sey ihm unbegreiflich, wie ihr Schmerz so anhaltend und doch so lebhaft fortdauern könne. Er müsse sich, sprach er, die Freyheit nehmen, ihr vorstellig zu machen, daß es der Vernunft widerstreite, so viele Thränen über den Verlust eines Kindes zu vergiessen, an welchem noch gar nichts zu bemerken gewesen sey, das einem so tief empfundenen Schmerz zur Entschuldigung diene. Ach mein Herr, versetzte die Königin, dieses Kind würde dereinst meine Freundin geworden seyn! Nur Leidende, nur gefühlvolle Herzen, nur Mütter sind im Stande, dieses Wort nach seinem ganzen Werth zu würdigen. Sie werden insgesammt darin übereinstimmen, daß es der vortreflichen Prinzessin, die es aussprach, unendlich viel Ehre macht.

Die zärtliche Liebe, welche sie für ihre Kinder hegte, war keineswegs eine zweckleere oder blinde Vorliebe, die alle Fehler übersieht. Im Gegentheil setzte sie die Sorgfalt für die Erziehung derselben nie aus den Augen, und ertheilte ihnen den ersten Unterricht in eigener Person. Alle Morgen gegen zehn Uhr mußten sie von einer Unterhofmeisterin zu ihr gebracht werden. In ihrem Beyseyn ließ sie den Kindern von den verschiedenen Lehrmeistern, die ihnen zugeordnet waren, Lection geben. Diese

Beschäftigung setzte sie nie aus; selbst dann nicht, wenn sie unpäßlich, oder wohl gar bettlägrig war. So freundlich sie sich gegen jedermann betrug, und so gern sie mit ihren Freundinnen scherzte, so ernsthaft war sie gegen ihre Kinder. Immer sprach sie in einem gesetzten und sehr vernünftigen Tone mit ihnen. Sie war streng gegen sie, und sah ihnen nie durch die Finger, wenn sie ihr gerechte Ursache zum Mißvergnügen gegeben hatten. Sie fürchteten sich vor ihr; da sie aber nie aus Eigensinn mit ihnen schmälte, oder ihnen bloß aus Laune Belohnungen ertheilte, so wurde sie zugleich im höchsten Grade von ihnen geliebt und verehrt. Eine Prinzessin, die es sich zum angelegensten Geschäft machte, dergleichen schwere Pflichten so pünktlich zu erfüllen, verdiente gewiß nicht, daß man sie des Leichtsinns beschuldigte.

Uebrigens wird sich wohl niemand von unsern dermaligen Zeitgenossen in vollem Ernst einfallen lassen, die Einsicht und Sorgfalt, welche Marie Antoinette in der Erziehung ihrer Kinder an den Tag legte, bezweifeln zu wollen. Fast sollte man glauben, daß die Prinzessin Marie Therese Charlotte, welche bekanntlich von Frankreich an das Haus Oesterreich ausgeliefert ward, ihre beyden Brüder, die Prinzen, bloß deswegen überlebt habe, um der ganzen jetztlebenden Generation einen anschaulichen Beweis vor Augen zu stellen, daß ihre vortrefliche Mutter alle nur erdenkliche Mühe anwandte,

ihre Kinder auf eine solche Art zu erziehen, damit sie dereinst alle Tugenden, alle Verdienste wieder in Erinnerungen bringen möchten, wodurch jene hohen Personen sich auszeichneten, welchen sie ihr Daseyn zu verdanken hatten.

Die Prinzessin Marie Therese besitzt, nach dem einstimmigen Zeugniß aller, welche das Glück hatten, sie kennen zu lernen, einen eben so leutseligen, sanftmüthigen und mitleidigen Charakter, wie ihre unglücklichen Eltern, Ludwig der Sechzehnte und Marie Antoinette. Sie verbindet damit alle jene Kenntnisse, die einer Person von ihrem Alter zur Zierde gereichen. Gleichwohl wurde sie unter Stürmen und Ungewittern erzogen, und kaum war sie der Kindheit entwachsen, als sie ihre vortrefliche Lehrmeisterin auf immer verlor. Wäre es wahr gewesen, daß die Königin wenig Geistesbildung, wenig Tugendliebe besessen, und die sinnlichen Vergnügungen mehr als alles andere geliebt hätte; so fragt sich: Wie ging es denn zu, daß der Unterricht, welchen sie ihren Kindern mitten unter Kummer und Angst, und noch überdieß in einem so kurzen Zeitraume mittheilte, so vortrefliche Früchte hervorbrachte? Dieß einzige Beyspiel beweiset meines Erachtens deutlich genug, daß sie es ihren Kindern weder an Liebe noch an der sorgfältigsten Erziehung fehlen ließ.

Freylich trugen ihre Handlungen nicht wenig dazu bey, ihren Lehren einen besondern Nachdruck zu geben. Sie wußte über alles das, was eine Prinzessin zu wissen nöthig hat, so vortreflich zu räsonniren, daß es beynahe nicht möglich war, sie über dergleichen Dinge sprechen zu hören, ohne daß man sich zugleich ermuntert fühlte, seine Kenntnisse ebenfalls zu erweitern. Und wie müßte es zugegangen seyn, wenn nicht in ihren Kindern der Trieb des Wohlthuns erwacht wäre, da sie ihre Mutter täglich so viel Gutes um sich her verbreiten sahen?

Ihr Verhalten während der grimmigen Winterzeit von 1783 bis 1784 war so edel, daß ich nicht umhin kann, einen Augenblick dabey zu verweilen.

Gleich bey dem Eintritt der strengen Kälte nahm sie fünfhundert Louisdor aus ihrer Schatoulle, und sandte sie dem Oberpolizeylieutenant, mit dem Auftrage, sie unter die Armen auszutheilen. In dem Billet, welches sie ihm bey dieser Gelegenheit schrieb, kamen unter andern folgende Ausdrücke vor: Nie hat mir eine Ausgabe mehr Vergnügen gemacht, wie diese. Hätte sie wohl ihre Bereitwilligkeit, den Armen Gutes zu thun, deutlicher an den Tag legen können?

Der Zeitpunkt, wo Frankreich von dieser fürchterlichen Landplage heimgesucht wurde, war vielleicht in

dem ganzen Leben der Königin der einzige, wo man ihr völlige Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Ihre Wohlthaten stillten so viele Thränen, strahlten einen solchen Glanz von sich, daß man sie überall, wo es Unglückliche gab, mit Segenswünschen überhäufte. Ein Haufe Volks in Paris machte sich den Spaß, am äußersten Ende der Straße Coc=Saint=Honore' eine große Pyramide von Schnee aufzuthürmen, und grub der Königin zu Ehren folgende Inschrift darauf ein:

Reine, dont la bonté surpasse les appas,
Près d'un roi bienfaisant occupe ici la place:
Si ce monument frêle est de neige et de glace,
Nos coeurs pour toi ne le sont pas.

d. h.

„Königin, die du dich von Seiten deiner Herzensgüte „noch weit mehr auszeichnest, als durch deine Schönheit! Hier „weisen wir dir deinen Platz neben einem wohlthätigen König „an. Dieß hinfällige Denkmal, welches wir dir errichteten, „besteht zwar nur aus Schnee und Eis; aber unsere dir gewidmete Herzen sind ganz anders beschaffen."

Allerdings war dieses Denkmal sehr hinfällig; denn sobald es die Sonnenstrahlen berührten, verschwand es, mit samt jener viel versprechenden Inschrift, wovon eben so wenig eine Spur übrig blieb, als von der Dankbarkeit des Pariser Volks. Desto länger werden sich hingegen diese Blätter erhalten, worauf ich die schönen Thaten

Marien Antoinettens beschreibe, und unsere unpartheyischen Nachkommen werden ihr dereinst Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Paris und Versailles waren jedoch nicht die einzigen Ortschaften, welche sich der Wohlthaten der Königin in jenem fürchterlich kalten Winter zu erfreuen hatten, sondern sie erstreckten sich auf alle Unglückliche überhaupt, deren Noth ihr zu Ohren kam. So lebte zum Beyspiel, in einer entlegnen Provinz, eine arme Bauersfrau, die ihren Mann verloren, und mehrere Kinder zu ernähren hatte. Lange kämpfte sie mit Mangel und Elend, und eben war sie im Begriff, ihrem Schicksal zu erliegen, als ihr, wie durch eine Art von Wunderwerk, eine beträchtliche Summe Geldes zugestellt wurde, die allen ihren Leiden auf einmal ein Ende machte. Natürlicherweise bedurfte es nicht viel Kopfbrechens, die Wohlthäterin zu errathen, welche diese plötzliche Veränderung ihrer Glücksumstände bewirkt hatte. Da sie derselben ihre Dankbarkeit auf keine andere Art bezeigen konnte, kam sie endlich auf den Einfall, sich hierzu wie gewöhnlich der Dichtersprache zu bedienen. Zwar fehlte es den Versen, welche sie der Königin zuschickte, an jener Eleganz, die man von Werken dieser Art zu fodern berechtigt ist; doch führe ich dieselben um so lieber hier an, da sie jene schöne That nach der ganzen Lage der Umstände ins Licht setzen, und vielleicht unter allen, welche je der

Königin überreicht wurden, die einzigen sind, deren sie sich nicht schämen durfte. Hier ihr Inhalt:

„Ein Monat war bereits verflossen, und immer „noch sah ich mich zwischen vier alten baufälligen Wän„den unter dem Schnee begraben. Ach! mir gebrach es „an Feuer, an Wasser und Brod. Unaufhörlich von „Hunger und Durst gepeinigt, fleht' ich, daß die Natur, „oder der Himmel, meine langwierigen Leiden verkürzen „möchte. Umsonst war mein Flehen! Es kam so weit, „daß mir vor Kälte die Milch in meinem Busen gerann. „So war mir denn auch das einzige, das letzte Vergnü„gen versagt, welches eine zärtliche Mutter in ihrem „Elende zu genießen vermag. Mein hülfloses, unlängst „gebornes Kind, erfüllte meine Hütte mit seinem klägli„chen Geschrey, das mir das Herz zerriß; und sein un„glücklicher Bruder stimmte mit ein. Mitleidsvoll nahte „sich endlich der Tod, in der Absicht, uns alle drey auf „einer und eben derselben Stätte zur Ruhe zu bringen. „Dieß war der Augenblick, wohlthätige Königin! wo „deine mitleidsvolle Seele, die sich der Unglücklichen so „gern erbarmt, der leidenden Menschheit unter dem nie„dern Strohdach eben so schleunige als unerwartete „Hülfe sandte. Dieser Beystand hat uns das Leben „gerettet. Denke dir selbst, wie sehr wir Ursache haben, „dich für diese Wohlthat zu segnen! Sollte ich je den „Gebrauch meiner erfrornen Füße wieder erlangen, ja

„dann werde ich mich, geschäh es auch mit dem größten „Unvermögen, auf den Weg machen, dich von dem gan„zen Werth deiner Wohlthaten überzeugen, und dir, zu „deinen Füßen liegend, das Dankopfer geretteter Armuth „darbringen. Sobald meine Kinder, die ich nun wieder „freudig umarmen darf, die ersten Schritte zu thun ver„mögen, sollen sie diese Reise mit mir antreten. Gesetzt „auch wir sänken bisweilen ermattet darnieder, so wird „uns doch die Hoffnung, unserer Königin uns nähern „zu dürfen, mit neuer Kraft beleben. Dann werden wir „mit unsern eigenen Augen jene wohlthätige Hand zu „sehen bekommen, welche sich so unermüdet damit be„schäftigt, die Thränen der Unglücklichen zu trocknen; „und dieses Vergnügen wird uns für die Leiden, welche „wir erduldet haben, reichlich entschädigen.“

In der Folge werden wir sehen, daß Marie Antoinette ihre großmüthige menschenfreundliche Denkart auch dann nicht verläugnete, als sie selbst arm und elend war. Wir wissen nun, daß sie als Königin sehr klug und vorsichtig handelte, und nicht den geringsten Stolz besaß; daß sie, als Gattin, von dem besten und tugendhaftesten unter allen Königen fast angebetet wurde; daß sie ihre Kinder mit der zärtlichsten Sorgfalt erzog, und daß sie die Trösterin aller Unglücklichen war. Jetzt ist mir nur noch zu zeigen übrig, daß sie gerade wegen derjenigen Verbindungen, die ihr den meisten Tadel zuzogen, das größte Lob verdiente.

Es ist sehr zu zweifeln, ob je eine Prinzessin von ihrem Rang existirte, die den Werth der Freundschaft so ganz zu schätzen wußte, dieselbe so treu und gewissenhaft zu unterhalten suchte, und sich in der Auswahl der wenigen Personen, welchen sie alle ihre Gedanken und Gesinnungen anvertraute, so selten betrog, wie sie.

Ich rede hier nicht von der Zuneigung, welche sie für die Tanten Ludwig des Sechzehnten hegte. Diese Zuneigung macht zwar ihrem Andenken Ehre; allein zwischen dem Alter jener Prinzessinnen und dem ihrigen war ein viel zu großer Abstand, als daß eine andere Art von Verbindung zwischen ihnen Statt finden konnte, als nur eine solche, die von Seiten der besagten Prinzessinnen auf einer liebevollen Theilnahme an ihrem Wohl, und von Seiten der jungen Königin auf einer gewissen ehrerbietigen Submission beruhte. Ein vertrauter und wahrhaft freundschaftlicher Umgang setzt nothwendig eine gewisse Gleichförmigkeit des Alters und der Neigungen voraus; und diese Art von Freundschaft kann schlechterdings nicht ohne wechselseitige Familiarität bestehen.

Hingegen lebte Marie Antoinette mit der Prinzessin Elisabeth, der Schwester Ludwigs des Sechzehnten, in der engsten Vertraulichkeit. Den Beweis hievon findet man am Ende der Lobschrift, welche ich auf den eben genannten König verfertigt habe, und wohin ich den

Leser verweisen muß. Hier will ich nur noch eine Anecdote nachtragen, die wenig bekannt ist.

Als man die Prinzessin Elisabeth nach der Conciergerie brachte, wußte sie noch nicht, daß ihr die Königin bereits in die Ewigkeit vorangegangen war. Im Gegentheil glaubte sie, dieselbe sitze noch immer in diesem nemlichen Gefängniß der Conciergerie, dessen Benennung ihr nicht eher bekannt wurde, bis man sie daselbst ablieferte. Als sie von dem Kerkermeister vernahm, wo sie nun eigentlich sey, sagte sie mit unbeschreiblicher Rührung, wobey ihr die Thränen in die Augen traten: Gott sey gelobt! Er erbarmt sich mein; denn er gewährt mir den Wunsch, meine liebe Freundin, meine Schwester, vor meinem Hinscheiden noch einmal sehen und umarmen zu dürfen. Hätte wohl Marien Antoinetten hienieden eine Freundin von edlerm und reinerm Charakter zu Theil werden können, wenn sie auch wirklich unmittelbar vom Himmel herabgekommen wäre? Wenn man auch weiter nichts zum Lobe dieser unglücklichen Fürstin zu sagen wüßte, so dürfte man nur die wenigen Worte auf ihr Grabmal setzen: Elisabeth war ihre Freundin.

Hiernächst hatte sie eine sehr vertraute Freundin an Marien Theresen Louisen von Savoyen-Carignan, der Wittwe des Prinzen von Lamballe, und ein-

zigen Tochter des Duc de Penthievre. Der Name der Prinzessin von Lamballe war vorwurfsfrey; nie wagte man es, denselben in einem jener Pasquille zu entweihen, worin selbst die Königin auf die respektswidrigste Art mißhandelt wurde; nie habe ich ihn auf einer Proscriptionsliste gelesen; nie erfrechten sich die Bösewichter, welche seit dem merkwürdigen Tage des zehnten August von Mord und Blutvergießen lebten, dieses Schlachtopfer zu lästern. Selbst Orleans, der sie ermorden ließ, war nicht im Stand, sie ihres guten Namens zu berauben. Als seine Henkersknechte diese Prinzessin ansichtig wurden, fuhren sie erschrocken zurück, und wahrscheinlich würden sie ihr das Leben geschenkt haben, wenn nicht ein Ungeheuer, in dessen Herz Orleans ganze Verruchtheit übergegangen war, zuerst Hand an sie gelegt, und dadurch zu Verübung jenes Verbrechens das Signal gegeben hätte.

Marie Antoinette und die Prinzessin von Lamballe hatten sich gleich an dem ersten Tage ihrer Bekanntschaft so lieb gewonnen, daß von nun an keine mehr ohne die andere leben konnte; nichts vermochte sie zu trennen, als nur der Tod. Ludwig der Sechzehnte hatte eine herzliche Freude, als er sie so oft beysammen sah, denn er hielt sehr viel auf den Duc de Penthievre, weil er wußte, daß er ein sehr rechtschaffner Mann war, und seine Schwiegertochter wie sein eigenes Kind liebte.

Eines Tages sagte er zur Königin: Ich nehme mit Vergnügen wahr, daß die Frau von Lamballe fast nicht mehr von Ihnen kömmt. Sie haben sie wohl recht lieb? — O, mehr noch als Sie es sich vorstellen können, erwiederte die Königin; die Freundschaft der Prinzessin von Lamballe macht die ganze Glückseligkeit meines Lebens aus. — Auf der Stelle ernannte Ludwig der Sechzehnte diese Prinzessin zur Oberhofmeisterin und Intendantin des Hofstaats der Königin.

Es ist leicht zu erachten, daß die Frau von Lamballe, vermöge ihrer Geburt und ihrer Verwandschaft mit dem Hause Bourbon, sehr gegründete Ansprüche auf die größten Gunstbezeugungen zu machen hatte. Um so mehr verdient die Mäßigung der Königin gerühmt zu werden, die, ob sie gleich für diese geliebte Freundin alles Mögliche zu erhalten vermochte, sich bloß mit demjenigen begnügte, was der König aus eigenem Antriebe für sie gethan hatte. Ueberhaupt gebührt ihr das größte Lob, daß sie sich diese Dame zur Freundin erkohr; denn diese Wahl gereichte in aller und jeder Rücksicht sowohl ihrem Kopfe als ihrem Herzen zur Ehre.

Die dritte Freundin, mit welcher sie einen sehr vertraulichen Umgang unterhielt, war die Ducheſſe von Polignac. Da man diese Dame, in der Absicht, die Königin

gin recht empfindlich zu kränken, auf das schändlichste heruntergerissen hat, so halte ich es für nöthig, hier etwas umständlicher von ihr zu reden, als von den beyden andern.

Gabriele Yolande Martine von Polastron, ward in ihrem siebzehnten Jahre mit dem Grafen Julius von Polignac vermählt. Die Familie Polignac stammte aus der Provinz Auvergne, und war von guter altadelicher Herkunft. Einen vorzüglichen Glanz verschaffte ihr der Kardinal dieses Namens, welcher zugleich Erzbischof von Auch, Comthur des heiligen Geist-Ordens, Mitglied der französischen Akademie, wie auch Ehrenmitglied beyder Akademien der Künste und Wissenschaften war; denn dieser erwarb sich, theils durch sein vortreffliches Gedicht, Anti-Lukrez betitelt, theils durch seine ganz besondere und von dem glücklichsten Erfolg begleitete Geschicklichkeit im Negociren, einen Platz unter den berühmtesten Männern, welche das schöne Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten verherrlichten. Es ist bekannt, daß dieser König, welcher jede Art von Verdienst gehörig zu beurtheilen wußte, nach einer Unterredung, die er mit dem damals noch jungen Abbe von Polignac gehabt hatte, öffentlich bey Hof sagte: So eben habe ich mich mit einem Manne, und zwar mit einem ganz jungen Manne unterhalten, der mir immer widersprochen und dennoch ausnehmend gefallen hat.

Diese Bemerkung über das Herkommen derer von Polignac schien mir deswegen nicht überflüssig zu seyn, weil sich der Leser nun um so mehr verwundern wird, daß sich diese Familie unter der Regierung Ludwigs des Sechzehnten nicht höher emporschwang, da ihm nicht unbekannt seyn kann, daß jeder, der von altadelichem Geblüt stammte, vermöge der ehemaligen Verfassung, das Recht hatte, zu den vornehmsten Civil- und Militärstellen zu gelangen.

Die Gemahlin des Grafen Julius von Polignac führte bis in ihr fünf und zwanzigstes Jahr eine sehr eingezogene Lebensart, und genoß bis dahin einer ungestörten Ruhe, weil niemand von ihr sprach.

Als aber die Schwester des Grafen Julius nach dem Absterben Ludwigs des Funfzehnten eine Stelle in dem Hofstaat der Gräfin von Artois erhalten hatte, gab dieser Umstand dem Grafen und der Gräfin von Polignac Gelegenheit an die Hand, sich bisweilen in Versailles zu zeigen.

Die Gräfin zog die Aufmerksamkeit der Königin an sich; denn sie tanzte mit vieler Grazie, hatte eine sehr anmuthige Stimme, und besaß ungemein viel Geistesbildung. Sie war nicht nur schön, sondern auch liebenswürdig, von etwas mehr als mittlerm Wuchse und

treflich proportionirt. Sie hatte einen niedlichen Mund, schöne weisse Zähne, braunes Haar und blaue Augen. Ihr Blick, der immer von einem holden Lächeln begleitet war, verlieh ihrer Physiognomie viel Anmuth und Ausdruck. Was aber am meisten an ihr gefiel, war die Schönheit und Regelmäsigkeit ihrer Gesichtszüge, ihre anständigen Manieren, ihr sittsames Betragen, und ihre bezaubernde Unterhaltung.

So bald sich die Königin überzeugt hatte, daß die Frau von Polignac mit den Vorzügen ihrer äußern Gestalt zugleich die vortreflichsten Eigenschaften des Herzens vereinbarte, ertheilte sie ihr alsbald die Erlaubniß, sich bey allen ihren Concerten und Bällen einzufinden. Je genauer sie mit ihr bekannt wurde, desto mehr nahm ihre Achtung und Liebe gegen sie zu; und endlich schenkte sie derselben ihr unbegränztes Vertrauen.

Der Anfang sowohl, als das Steigen dieser ausgezeichneten Gnade, hatte jedermanns Erwartung gespannt. Desto mehr wunderte man sich hinterdrein, daß die Frau von Polignac um gar nichts ansuchte, das darauf abzwecken konnte, ihre Familie empor zu bringen, und daß ihr die Königin eben so wenig etwas anbot als gab. Hieraus läßt sich doch wohl nichts anderes schließen, als daß sich der eine Theil nicht die geringste Zudringlichkeit zu schulden kommen ließ, und daß

der andere Theil eben so wenig Lust hatte, den Besitz einer Freundin mit Geld oder durch Austheilung ansehnlicher Aemter und Würden zu erkaufen.

Da jedoch Graf Julius kein großes Vermögen besaß, hiernächst auch zwey Kinder hatte, sich aber gleichwohl nebst seiner Gemahlin, nach dem ausdrücklichen Verlangen der Königin, bey Hofe niederlassen sollte; so war es nicht mehr denn billig, daß man ihn und die Seinigen in Stand setzte, den Aufwand, welchen ihr nunmehriger Aufenthalt zu Versailles nothwendig machte, bestreiten zu können, ohne sich dadurch in Schulden zu stürzen. Die Königin sprach hierüber mit ihrem Gemahl, und dieser eben so gerechte als gütige Monarch ernannte den Grafen von Polignac zum dereinstigen Nachfolger des Grafen von Tesse', damaligen Oberstallmeisters der Königin.

Diese Gnadenbezeugung gereichte dem Grafen von Tesse' nicht im geringsten zum Nachtheil, denn er hatte keine Kinder, und folglich konnte ihm die ganze Sache sehr gleichgültig seyn. Auch war die bloße Anwartschaft auf eine Stelle dieser Art, für einen Mann, wie Graf Polignac, der, wie wir bereits gesehen haben, einen Cardinal und verschiedene Ritter vom heiligen Geistorden unter seine Ahnen zählte, eben nicht als ein Glück zu

betrachten, worauf er, vermöge seines Standes, keine Ansprüche gehabt hätte.

Demungeachtet gab dieser Umstand die erste Veranlassung zu dem Neide, der diesem Hause in der Folge so vielen Verdruß machte. Wer das menschliche Herz und die Denkart der Höflinge kennt, wird sich dieß Phänomen leicht erklären können. Ein Mensch, der keine Religion besitzt, ist von Natur neidisch, und trägt kein Bedenken, alle mögliche Ungerechtigkeiten zu begehen. Ein Höfling, der jenes heilsame Joch von sich abgeschüttelt hat, ist das gehässigste und rachgierigste Geschöpf, das man sich nur denken kann. Da nun die Philosophie in unsern Tagen leider weit mehr Anhänger hat als die Religion, so darf man sich eben nicht wundern, daß es so viele Menschenpeiniger giebt, und eine so große Anzahl von Schlachtopfern, die bis aufs Blut von ihnen verfolgt werden.

Wenn leidenschaftliche Menschen vernünftigen Vorstellungen Gehör geben könnten, so würden sie die Gnadenbezeugungen, welche der Gräfin von Poliguac zu Theil wurden, für den sichersten Beweis gehalten haben, daß sie eben nicht nach hohen Dingen strebe; denn ohne Uneigennützigkeit kann schlechterdings keine wahre Freundschaft bestehen, und große Herren werden es, eben sowohl wie einzelne Privatpersonen, in kurzer Zeit

müde, sich mit Leuten abzugeben, die immer nur haben wollen. Man will um sein selbst willen geliebt seyn; nicht wegen der Gaben, die andere von uns erwarten.

Ueberdieß konnte man den Einfluß, welchen die Gräfin von Polignac bey Hof hatte, nicht einmal als eine Art von wirklicher Favoritschaft betrachten. Sie besaß das ganze Vertrauen, die ganze Achtung, die zärtlichste Zuneigung der Königin; mithin spielte sie bey dieser ihrer Gebieterin nicht sowohl die Rolle der Favoritin, als vielmehr jene der Freundin.

Als man ihr eines Tages dafür bang machen wollte, daß ihr die Hofintrigue auf alle mögliche Art bey der Königin zu schaden suche, gab sie zur Antwort: Ich habe nicht zu befürchten, daß man mir je ihr Herz entreissen werde; sollte jedoch die Königin aufhören, mich zu lieben, so würde ich zwar über den Verlust dieser Freundin die bittersten Thränen vergießen, übrigens aber mich nicht im geringsten um die fortdauernde Gnade einer Person bewerben, die ich von nun an bloß als meine Gebieterin betrachten müßte. Dieß ist doch fürwahr nicht die Sprache einer ehrgeizigen Frau, sondern vielmehr einer gefühlvollen Freundin, die auf Gegenliebe rechnet, und ihrer Sache gewiß ist. Von rechtswegen hätte man sich innigst darüber freuen sollen, endlich einmal ein Beyspiel wahrer

Freundschaft bey Hofe zu sehen; aber freylich mußte dieser rührende Anblick unserm verdorbenen Zeitalter ein Greuel seyn.

Die Gräfin von Polignac hatte eine erwachsene Tochter, die nun bald heirathen sollte. Der Graf von Grammont begehrte sie zur Gemahlin. Der König, welcher diese Heirath, sowohl aus Gefälligkeit gegen die Königin, als aus persönlicher Achtung für Herrn von Polignac, zu befördern wünschte, erlaubte dem Grafen von Grammont, den Titel als Duc de Guiche anzunehmen, und ernannte ihn zugleich zum Hauptmann bey der Leibgarde.

Dieß war jedoch dem Könige noch nicht genug. Aus eigenem Triebe stellte er der Königin vor, er halte es für billig, dem Publikum einen Beweis von der besondern und vorzüglichen Achtung zu geben, die ihnen beyderseits Graf Julius von Polignac eingeflößt habe; auch sey es ihm Pflicht, so viel möglich für die Wohlfahrt seiner Kinder zu sorgen. Demzufolge wolle er sie ersuchen, sie möchte ihm doch die Nachricht hinterbringen, daß er ihm und seinen Erben den Titel als Duc beygelegt habe.

Diese abermalige Gnadenbezeugung, um welche der Herr von Polignac nicht einmal angesucht hatte,

vergrößerte die Anzahl seiner Feinde, und vermehrte den Haß derer, die ohnedieß äußerst darüber aufgebracht waren, daß ihm der König bereits so viel Gutes erzeigt hatte. Als Ludwig der Dreyzehnte einem unbedeutenden Edelmanne, der aus einem kleinen Städtchen im Comtat Venaissin gebürtig war, die ansehnliche Würde eines Connetable von Frankreich verlieh, da hielt sich kein Mensch darüber auf; jetzt aber, da Ludwig der Sechszehnte einem Cavalier, der aus dem berühmten Hause von Polignac stammte, den bloßen Titel als Duc ertheilte, jetzt machte man einen Lerm, als ob er das größte Verbrechen begangen hätte. Wie hatten sich doch die Zeiten und Sitten verändert!

Die Ducheſſe von Polignac brachte wenigstens zwey Drittheile von ihrer Zeit bey der Königin zu, und dennoch meinte dieſe letztere, dieß ſey noch zu wenig. Unvermuthet ereignete ſich ein Vorfall, der ihr Gelegenheit gab, ihre Freundin zu ſich zu nehmen, und ihres ununterbrochenen Umgangs zu genießen. Die Prinzeſſin von Guemenee ſah ſich nemlich, wegen ihrer zerrütteten Vermögensumſtände, genöthigt, ihre Stelle als Gouvernante der königlichen Kinder, niederzulegen, und dieſe ward hierauf, durch Vermittelung der Königin, der Ducheſſe von Polignac übertragen.

Jene Menſchenklaſſe, welche ſich auf eine ſehr unſchickliche Art den hohen Adel nannte, pflegte gewiſſe

Dienststellen als ihr ausschließliches Eigenthum zu betrachten. Da nun die Bedienung, welche die Gouvernante der königlichen Kinder bekleidete, ebenfalls unter diese Rubrik gehörte, so läßt sich leicht denken, daß manche Leute sehr scheel dazu sahen, als dieselbe der Frau von Polignac übertragen wurde. Allein fürs erste konnte sich die Königin vorgenommen haben, jenen demüthigenden Unterschied, welchen man zwischen dem hohen und niedern Adel machte, nicht länger Statt finden zu lassen, und zweytens müßten die Prärogativen, welche mit ihrem Range verbunden waren, sehr eingeschränkt gewesen seyn, wenn die Freundschaft, womit sie eine unter ihrer Botmäßigkeit stehende Dame beehrte, nicht einmal vermocht hätte, dasjenige zu ersetzen, was ihr zufolge jenes thörichten, ohnehin nur in der Einbildung bestehenden Unterschieds, abging.

Eigentlich hätte man die Frau von Polignac wegen ihrer nunmehrigen Bestimmung um so weniger beneiden sollen, da sie mehr dabey verlor als gewann, und wirklich in dieser Rücksicht bemitleidet zu werden verdiente. Die Dienstgeschäfte, welche man ihr anvertrauet hatte, waren ihrem ganzen Charakter zuwider; denn sie hatte eine schwächliche Natur, einen starken Hang zur Unthätigkeit, und liebte die Ruhe über alles. Man konnte daher mit Wahrheit sagen, daß sie der Freundschaft, durch Uebernehmung dieser Stelle, kein geringes Opfer dargebracht habe.

Unmöglich kann man sich einen vollständigen Begriff von den Unannehmlichkeiten machen, welche sie in ihrer nunmehrigen Lage zu erdulden hatte. Es war nicht genug, daß sie sich ihren Berufsgeschäften den ganzen Tag hindurch aufopferte, sondern es ging auch selten eine Nacht vorüber, wo sie nicht auf eine oder die andere Art im Schlafe gestört wurde. Entweder erwachte sie aus Besorgniß, oder das ängstliche Geschrey des kleinen Dauphin weckte sie auf, der immer schwächlich und ungesund war. Wie schief und einseitig pflegt man nicht die Verhältnisse mancher vornehmen und, dem äußern Anschein nach, sehr glücklichen Personen zu beurtheilen, wenn man das Hofleben nicht kennt! Wohl dem, der im Mittelstande lebt! Nur hier, oder nirgends, ist wahre Glückseligkeit zu finden.

Auf ausdrückliches Verlangen der Königin mußte die Ducheſſe von Polignac, als Gouvernante der königlichen Kinder, einen ansehnlichen Hofstaat unterhalten, und alle fremde Standespersonen zu den Gesellschaften einladen, welche sie in ihrer Wohnung veranstaltete. Selbst die königliche Familie, und die vornehmsten Personen von Hof, pflegten bald bey dem Duc, bald bey der Ducheſſe zu speisen. Natürlicherweise würden die Vermögensumstände beyder Eheleute in der Folge nicht zureichend gewesen seyn, den außerordentlichen Aufwand zu bestreiten, welchen sie unmöglich vermeiden konnten,

wenn dem Begehren ihrer Landesherrschaft Genüge geschehen sollte. Damit sie nun nicht in Schulden gerathen, und ihre Kinder dadurch verkürzt werden möchten, so ernannte der König den Duc zum Oberaufseher des Postwesens und der königlichen Stutereyen.

Dieß war die höchste Stufe, zu welcher der Duc sich emporschwang, und hier blieb er stehen. In der That ein mäßiges Glück; besonders wenn man es mit jenem vergleicht, das so manchem andern Günstling unter den vorhergehenden Regierungen zu Theil ward. Hiebey verdient noch bemerkt zu werden, daß der Duc von Polignac durch die ökonomischen Einschränkungen, welche der Erzbischof von Sens, Herr von Brienne, während seiner kurzen Staatsverwaltung bey Hofe vornahm, einen beträchtlichen Theil seiner Einkünfte verlor. Er verschmerzte diesen Verlust, ohne sich im geringsten darüber zu beklagen, und da er verhältnißmäßig weit mehr als andere Hofbeamten eingebüßt hatte, so veranlaßte dieß die Königin bey einer gewissen Gelegenheit zu sagen: Nun darf sich niemand beschweren, da der König die Einschränkung seines Hofwesens bey einem Manne begonnen hat, den wir unter allen am meisten lieben.

Ferner muß man dem Duc zum Ruhme nachsagen, daß er in allen seinen Geschäften die strengste Oekonomie

und die pünktlichste Ordnung eingeführt hatte. Eben so wenig darf ich den Umstand mit Stillschweigen übergehen, daß, ungeachtet der großen Menge seiner Feinde und Verläumder, nicht ein einziger Mensch gegen ihn auftrat, der ihm eine Ungerechtigkeit zur Last legen konnte. Ja, was noch mehr ist, sogar während der Revolution wagte es niemand, ihn wegen irgend einer seiner Handlungen in Anspruch zu nehmen.

Wir kommen nun wieder auf seine Gemahlin zu sprechen. Diese spürte mehr als zu bald, daß sie unmöglich eine Lebensart fortsetzen könne, die ganz und gar nicht nach ihrem Geschmack war. In ihren Gesundheitsumständen hatte sich eine Veränderung ereignet, welche die gefährlichsten Folgen befürchten ließ. Die Aerzte riethen ihr an, die Bäder zu Bath zu gebrauchen. Da nun bey Hof der Gebrauch eingeführt war, daß sich die Gouvernante der königlichen Kinder nie von denselben entfernen durfte, so sah die Ducheſſe von Polignac wohl ein, daß ihr jene Verordnung der Aerzte keine andere Wahl übrig lasse, als entweder eine Stelle beyzubehalten, welcher sie, wegen den schmerzhaften Zufällen, denen sie zum öftern ausgesetzt war, nicht mehr vorstehen konnte; oder ihre Dimission zu nehmen. Sie that das Letztere. Die Königin ließ sie ausreden, und antwortete sodann mit Thränen im Auge:

„Sie können, Sie dürfen mich nicht verlassen. „Ihr eigenes Herz würde es nicht zugeben. In dem „Stande, worin ich lebe, hält es so schwer, eine treue „Freundin zu finden; und dennoch thut es einem so „wohl, ist man so glücklich, wenn man sein Herz einer „würdigen Person entdecken kann! Sie beurtheilen mich „nicht, wie der große Haufe. Sie wissen, daß mir „der Glanz, von welchem ich mich umgeben sehe, keine „wahre Glückseligkeit gewährt. Es kann Ihnen nicht „unbekannt seyn, daß meine Seele bisweilen von Leiden „und Sorgen darnieder gebeugt wird, die ich vor aller „Welt verbergen muß, und daß sie folglich das Bedürf„niß fühlt, dieselben einem Herzen anzuvertrauen, das „Sinn dafür hat. Urtheilen Sie selbst, wie sehr ich „Ursache habe, dem Himmel zu danken, daß er mir „eine wahre, gefühlvolle Freundin verlieh; eine Freun„din, die ihre Anhänglichkeit nicht meinem Stande, son„dern meiner Person gewidmet hat! O, dieß Glück „schätze ich höher als Alles. Um Gotteswillen, berau„ben Sie mich dessen nicht!“

Was werden unsere Nachkommen sagen, wenn sie dereinst diese Zeilen lesen? Welche Vorstellung werden sie sich von diesem unseligen Jahrhundert machen, in welchem eine Prinzessin, die sich auf ihrem Throne mit so vieler Klugheit benahm, deren Herz so edler, so rührender Gefühle empfänglich war, weit härter und

schimpflicher behandelt wurde, als der strafwürdigste Verbrecher?

„Ich werde, fuhr die Königin fort, den König „von Ihrem Vorhaben benachrichtigen, und Ihnen so„dann das Resultat unserer gemeinschaftlichen Bera„thung eröffnen.“

Dieses Resultat lief endlich darauf hinaus, daß die Ducheſſe ihre Gesundheitsreise immerhin antreten, nach erfolgter Zurückkunft aber ihre zeitherigen Verrichtungen bey den königlichen Kindern wieder fortsetzen sollte.

Sie beurlaubte sich auf zwey Monate. Die Engländer, gerechter als wir, begegneten ihr mit aller Achtung, die ihr als einer Freundin der Königin gebührte. Als sie nach Hof kam, wurde sie auf die ehrenvollste Art empfangen. Obgleich die Königin von England viel häusliches Glück genoß; ob sie gleich von ihrem tugendhaften Gemahl innigst geliebt wurde, eine beträchtliche Anzahl Kinder hatte, und sich auf die treue Ergebenheit des brittischen Volks verlassen konnte: so äußerte sie dennoch gegen die Ducheſſe, die Glückseligkeit Marien Antoinettens scheine ihr wahrhaft beneidenswerth; weil sie allem Ansehen nach unter allen regierenden Fürstinnen die ein-

zige sey, welche das Geheimniß ausfindig gemacht habe, sich die Liebe der Menschen bloß durch ihren eigenen Werth zu erwerben.

So war der Ursprung und die Beschaffenheit der Verhältnisse, welche zwischen der Königin und der Duchesse von Polignac Statt fanden. In der Folge werde ich Gelegenheit nehmen, dem Leser einige Fragmente aus ihrem Briefwechsel vorzulegen, wornach sich die herzliche Freundschaft, welche diese beyden Personen an einander fesselte, nach ihrem ganzen Umfange beurtheilen läßt. Zur Probe können einstweilen nachstehende Zeilen dienen, welche die Königin mit eigener Hand an die Duchesse schrieb. Letztere hatte sich, wegen einer zugestoßenen Unpäßlichkeit, einige Tage in Paris aufhalten müssen. Als sie wieder hergestellt war, meldete sie der Königin, sie werde nun unverzüglich die Ehre haben, derselben ihre Aufwartung zu machen. Die Königin antwortete:

„Wer von uns beyden sich am meisten darnach „sehnt, die andere zu umarmen, das bin ich; denn „morgendes Tages eile ich nach Paris, und speise „bey Ihnen.“

Wirklich fand sich die Königin zur bestimmten Zeit ein, und nahm bey ihrer Freundin das Mittagsmahl.

Billig hatte man alle mögliche Ursache, sich über diese vertraute Freundschaft zwischen einer regierenden Fürstin und einer ihr unterwürfigen Person zu verwundern; und zwar um so mehr, da man bis dahin sich keines ähnlichen Beyspiels zu erinnern wußte. Indeß existirte diese Freundschaft wirklich, und niemand konnte daran zweifeln. Jene schändlichen Menschen, welche dieselbe nicht ohne Aerger mit ansehen konnten, kamen demnach, da ihnen jedes andere Mittel zu Befriedigung ihrer Rachgier benommen war, auf den Einfall, den beyden Freundinnen strafbare Absichten beyzumessen; und dieses Mittel führte leider zum Ziel.

Sobald man einmal den ernstlichen Vorsatz gefaßt hatte, Ludwig den Sechzehnten vom Thron zu stoßen, eben sobald war man auch überzeugt, daß man die Ausführung dieses Entwurfs damit beginnen müsse, den unglücklichen Monarchen auf alle Weise verächtlich zu machen. Dieß konnte nicht leichter und schneller ins Werk gesetzt werden, als wenn man die Königin eines unsittlichen Lebenswandels beschuldigte. Damit aber dieser höllische Plan seines Endzwecks um so weniger verfehlen möchte, war es wesentlich nothwendig, die Ducheſſe von Polignac vor allen Dingen in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, ehe man sich unmittelbar an die Königin wagte. Hatte man es nur erst so weit gebracht, daß die Ducheſſe allgemein verachtet und

verab-

verabscheuet wurde, dann folgte von selbst, daß die Schande, womit sie bedeckt war, auf ihre erhabene Freundin zurückfallen mußte.

Von nun an gieng fast kein Tag vorüber, wo man nicht eine Menge Satiren und Pasquille auf die Frau von Polignac verfertigt hätte. Man hat mich zum öftern gefragt: ob ich diese Schmähschriften gelesen hätte? Ja, leider! Und wer sollte sie wohl nicht gelesen haben? Meiner Seits fragte ich aber ebenfalls: ob die Verfasser derselben wohl das Herz hätten, sich öffentlich zu nennen, und die darin enthaltenen Angaben zu beweisen? Hierauf soll ich noch bis auf den heutigen Tag Antwort bekommen. Ich erkundigte mich dießfalls bey mehrern vernünftigen Leuten, welche den Duc und die Ducheſſe von Polignac sehr genau kannten, und sie versicherten mich einstimmig, jene Schmähschriften rührten von niederträchtigen Verläumdern her, die von den Feinden des Königs und der Königin ausdrücklich in der Absicht besoldet würden, dergleichen boshafte Erdichtungen im Publikum zu verbreiten. Ich besprach mich hierüber mit Personen, die ehedem bey der Ducheſſe in Diensten gestanden, und dermalen nicht das geringste mehr von ihrer vormaligen Gebieterin zu hoffen hatten; gleichwohl ward ich durch ihre Antworten überzeugt, daß sie von allen ihren Leuten geliebt wurde, und daß sie in allen Verhältnissen ihres häuslichen Lebens

sich auf eine sehr anständige und ganz untadelhafte Art betrug.

Kurz in meinem ganzen Leben ist mir niemand vorgekommen, der mich versichert hätte, daß ihm je von Seiten des Duc oder der Ducheſſe von Polignac nur die kleinste Beleidigung wiederfahren wäre. Da ich nun zwischen jenen zwar äußerst wichtigen, aber durchaus unerwiesenen Beschuldigungen, und den so eben erwähnten unwiderlegbaren Thatsachen, unpartheyisch entscheiden soll; so bleibt mir nichts anderes übrig, als mich geradezu für die letztern zu erklären. Als Geschichtschreiber ist es mir schlechterdings nicht erlaubt, einen andern Weg einzuschlagen.

Nun ist mir nur noch übrig, von den Leiden und Unglücksfällen zu reden, mit welchen die Königin Marie Antoinette zu kämpfen hatte. Dieß heißt in der That die Geschichte einer Märtyrin schreiben; denn jene Leiden waren langwierig, schrecklich, einzig in ihrer Art. Da ist wohl keine Beschimpfung, keine Beleidigung, keine Schmach, keine Quaal zu erdenken, die man ihr nicht angethan, und bis zum Uebermaaß angethan hätte. Laßt uns der Unglücklichen in ihr Elend folgen! Eine Kaiserstochter, eine Königin von Frankreich, in ihren schönsten Lebensjahren mit Widerwärtigkeiten jeder Art ringen zu sehen, ist freylich eines der fürchterlichsten

Schauspiele, die je auf dem Schauplatze der Welt dargestellt wurden; indeß kann es von sehr großem Nutzen seyn, wenn man sich nicht abschrecken läßt, dasselbe mit Aufmerksamkeit zu betrachten.

Ende des vierten Buchs.

Fünftes Buch.

Ein einziger mächtiger und kühner Vasall, sagt Voltaire, hat oft das größte Reich in das tiefste Elend gestürzt. Die Rolle dieses mächtigen und kühnen Vasallen, sah man in Frankreich den ersten Prinzen von Geblüt, den Herzog von Orleans, spielen. Es ist nunmehro allgemein als entschiedene Wahrheit anerkannt, daß er an der Spitze derer stand, welche die Königin anfeindeten. Niemand hat etwas gegen die Behauptung einzuwenden, daß er einen Groll gegen diese Prinzessin hegte, der desto mehr zunahm, je glücklicher seine boshaften Entwürfe von statten giengen. Jedermann weiß, daß er der Urheber aller und jeder gegen die Königin gerichteten Unternehmungen war. In seiner Wohnung, im Palais-Royal, wurden die Schandschriften verfertigt, welche man gegen sie ausstreute; aus seiner Schatoulle empfingen die Unruhstifter und Banditen ihren Sold.

Ich sollte doch denken, daß eine so wichtige und von aller Welt als wahr anerkannte Thatsache, mehr

als zureichend seyn müßte, jede Beschuldigung zu widerlegen, wodurch man die Königin an ihrer Ehre zu kränken suchte. Da diese Beschuldigungen nur in jenen Schmähschriften vorkommen, die auf Orleans Anstiften verfertigt wurden, so ergiebt sich von selbst, daß die unglückliche Marie Antoinette dereinst vor dem Richterstuhle der Nachwelt keinen andern Ankläger wider sich haben wird, als den so eben erwähnten Prinzen. Wie kann man aber das Zeugniß eines Menschen für gültig erkennen, dessen ganzes Leben ein ununterbrochenes Gewebe der verruchtesten Verbrechen war? Wenn ein Mensch wie dieser, welcher sich Tag für Tag mit den schändlichsten Lastern besudelte, die Frechheit hat, seine Landesregentin eines unsittlichen Lebenswandels zu beschuldigen, so kann man wohl für bekannt annehmen, daß er hierbey auf eben die Art zu Werke ging, wie es in unsern Tagen alle Bösewichter überhaupt zu thun pflegen, und daß er folglich seine eigenen Schandthaten der Königin Schuld gab. Da nun die unreine Quelle bekannt ist, aus welcher diese Beschuldigungen herflossen, so versteht sich von selbst, daß sie nicht länger Statt haben können.

Ich will es dahin gestellt seyn lassen, ob nicht vielleicht dieser ruchlose Prinz, so gewiß er übrigens bloß aus persönlichen Absichten zu handeln vermeinte, von jener unsichtbaren Hand geleitet worden sey, die überhaupt alle Begebenheiten, welche sich während unserer

Revolution ereigneten, herbeygeführt zu haben scheint, um uns dadurch einem Ziel zu nähern, welches wir zwar noch nicht wahrnehmen können, das aber, meines Erachtens, nicht fern mehr ist. *) Gegenwärtige Schrift ist nicht dazu geeignet, daß ich hier eine Erörterung dieser Art einschalten könnte; denn alles dreht sich bloß um die Frage, wie weit sich der Antheil erstreckte, welchen der unselige Orleans an dem traurigen Schicksal der Königin hatte.

Eben so wenig kann uns daran gelegen seyn, den Zeitpunkt zu bestimmen, wo ihm zuerst der Gedanke in den Kopf kam, eine Rebellion anzuzetteln. So viel getraue ich mir indeß mit Gewißheit zu behaupten, daß sich sein Haß gegen die Königin hauptsächlich aus jenen Tagen herschrieb, wo das Flottengefecht bey Ouessant vorfiel, wovon man in der Geschichte seiner Verschwörung einen ausführlichen Bericht findet.

Dieser Vorfall veranlaßte eine Intrigue, die zwar keine eigentliche Hofintrigue war, zu der aber doch Leute gehörten, die damals viel Einfluß hatten, und welcher selbst solche Personen nicht völlig auf den Grund kommen konnten, die doch am meisten dabey interessirt waren, sie ganz zu entschleyern. Ich glaube nunmehr über dieses Werk der Finsterniß einiges Licht verbreiten zu können.

---

*) Von dem Ex-Theologen Sieyes.

Nach allem, was ich aus den Berichten über das Seegefecht bey Guessant ersehen habe, bin ich fest überzeugt, daß man schon damals mit dem Vorhaben umging, die größten Zerrüttungen im Staate zu bewirken. Auf dem Schiffe, welches Orleans, damals noch Duc de Chartres, bestieg, existirte eine Verschwörung, die darauf abzweckte, unsere Flotte zu Grunde zu richten. Der Admiral, Graf D' Orvilliers, war ein sehr treuer Unterthan, der seinen König ganz außerordentlich liebte, und den Ruhm seines Vaterlandes aus allen Kräften zu befördern suchte. Er genoß das Zutrauen seines Monarchen und die allgemeine Achtung des Publikums. Seine persönlichen Eigenschaften, und die wichtigen Dienste, welche er dem Staate geleistet hatte, verbreiteten aber einen zu starken Glanz um ihn her, als daß er nicht eine große Anzahl Feinde gehabt haben sollte. Neid und Eifersucht folgten ihm, so zu sagen, von Fuß auf nach. Man konnte vorher sehen, daß er unfehlbar den Commandostab eines Marschalls von Frankreich zur Belohnung erhalten würde, wenn er aus dem Gefecht bey Guessant als Sieger zurückkehrte. Riß man ihm hingegen diesen Sieg aus den Händen, so beraubte man ihn jener glorreichen Belohnung, und richtete ihn sowohl in der Achtung des Königs, als auch des Publikums, unvermeidlich zu Grunde. Hiernächst mochte man sich wohl auch mit der Hoffnung schmeicheln, daß die Bestürzung über die Niederlage unserer Flotte viel-

leicht tumultuarische Auftritte nach sich ziehen würde, welche man mit guten Erfolg benutzen könnte.

Anschläge dieser Art setzen freylich eine Bosheit voraus, die man sich fast nicht als möglich denken sollte. Gab es aber wohl je eine Bosheit auf Erden, die nicht in dem Herzen eines Orleans ihren Sitz gehabt hätte? Damit man aber nicht etwa glaube, als ob ich dieß alles bloß aus mir selbst genommen habe, und meine Erzählung auf leere Vermuthungen gründe, so will ich hiermit dem Leser einen Bericht von dem Seetreffen bey Ouessant vorlegen, den ich von Wort zu Wort und auf eben die Art abgeschrieben habe, wie er mir von einem ehemaligen Chef d'Escadre mitgetheilt wurde, der jener Action beywohnte. Ich räume dieser Relation um so lieber eine Stelle hier ein, da sie zur Berichtigung derjenigen dienen kann, welche man bereits in der Geschichtserzählung von Orleans Verschwörung gelesen hat.

„Der Duc de Chartres begab sich an Bord des Saint-Esprit, eines Kriegsschiffs von vier und achtzig Kanonen, welches Herrn De la Motte-Piquet zum Befehlshaber hatte. So lange die Flotte in der gewöhnlichen Ordnung segelte, kommandirte der Prinz die dritte Abtheilung derselben, oder die Arrieregarde. Allein da das eben so glücklich ausgedachte als schnell ausgeführte Manöver vor sich ging, vermöge dessen

Graf D' Orvilliers seine ganze Flotte eine Schwenkung machen ließ, geschah es, daß die Arrieregarde zur Avantgarde wurde. Dieser Avantgarde gab Graf D' Orvilliers das Signal am Winde zu halten, um dadurch zu verhindern, daß die Engländer seiner Schifflinie den Wind nicht abgewinnen möchten.

„Die Flotte segelte mit zehen Vierteln Windes, das heißt, sie hatte den Wind gegen sich. Der Prinz gehorchte, hielt sich so nah als möglich am Winde, brachte die Engländer in Unordnung, und nöthigte sie, sich in der Weite eines Pistolenschusses vor der französischen Flotte in Schlachtordnung zu stellen.

„Das Gefecht begann mit dem vordersten Schiffe des Mitteltreffens, und der Saint-Esprit befand sich, als dieß geschah, vermöge der Stellung, welche seine Division genommen hatte, außer dem Kanonenschuß. Er feuerte zwar einigemal, jedoch ohne Wirkung. Es war schlechterdings unmöglich, daß eine Kugel den Prinzen erreichen konnte; mithin versteht sich von selbst, daß weder Herr De la Motte-Piquet, noch sonst jemand, der zur Avantgarde gehörte, verwundet wurde.

„Als sich die beyden Flotten wieder von einander losgemacht hatten, kam Graf D'Orvilliers auf den Einfall, die Arrieregarde der Engländer, welche ohnehin sehr

übel zugerichtet war, völlig abzuschneiden. Zu dem Ende gab er jenes berühmte Signal, demzufolge sich seine Flotte durch eine successive Bewegung der englischen Arrieregarde nähern, ihr die volle Ladung geben, und sich unter dem Winde, in der Weite eines Pistolenschusses, in Schlachtordnung stellen sollte.

„Der Saint-Esprit wiederholte jenes Signal, ohne es jedoch verstanden zu haben. Das Diadem, ein Schiff von vier und siebenzig Kanonen, welches von Herrn De la Cardonie befehligt wurde, die Tete formirte, und sich zuerst in Bewegung setzen sollte, nahm entweder jenes Signal nicht wahr, oder wollte es nicht wahrnehmen. So auch das zweyte, dritte und vierte Schiff. Hierüber verlor man die Zeit, und ließ den günstigen Augenblick unbenutzt entfliehn.

„Der Prinz, welcher sich von seinen Hofleuten bethören ließ, und von Herrn De la Motte-Piquet getäuscht wurde, entfernte sich aus der Linie, und schickte jemand am Bord des Admiralschiffs, um sich nach der Bedeutung jenes so deutlichen und doch so mißlichen Signals erkundigen zu lassen.

„Graf D'Orvilliers griff hierauf in eigener Person nach dem Sprachrohr, und rief ihm zu: He! Gnädiger Herr! Machen Sie, daß Sie herbey kommen. For-

miren Sie die Schlachtordnung unterm Winde! Die Zeit verstreicht.

„Der Saint-Esprit rangirte sich wieder in die Linie, machte sodann eine Bewegung, als ob er den Feind angreifen wollte, und die andern Schiffe folgten ihm nach. Allein die englische Arrieregarde war bereits der Gefahr entgangen; die feindliche Flotte befand sich über dem Winde, und getraute sich nicht, den Angriff zu erneuern. . . . . .

„Der Saint-Esprit hat während der ganzen Affaire nicht das geringste risquirt.

„Der Artesien, ein Schiff von vier und sechzig Kanonen, worauf Herr Destouches *) Befehlshaber war, befand sich im zweyten Treffen, und war nebst noch zwey kleinern Schiffen dazu beordert, überall Hülfe zu leisten, wo es nöthig seyn möchte. Alle drey verbrauchten kein Körnchen Zündkraut, weil die französische Flotte auf allen Punkten den Sieg davon trug.

„Aus diesem zwar kurzen, aber mit der strengsten Wahrheit übereinstimmenden Bericht erhellet, daß der

---

*) In der Geschichte von Orleans Verschwörung steht irrig Graf de la Touche. Dieß ist ein Druckfehler; denn der Graf de la Touche war gar nicht auf der Flotte.

Duc de Chartres bey diesem Vorfall nur eine erzwungene Entschlossenheit zeigte, wie man ihm deutlich genug anmerken konnte; daß er sich während des Gefechts außer der Schußweite befand; daß er das Signal zwar bemerkte und wiederholte, es aber entweder nicht verstand, oder nicht verstehen wollte; und endlich, daß seine vertrauten Anhänger, an deren Spitze sich der bekannte Sillery befand, es ganz darauf angelegt hatten, daß der Graf D'Orvilliers nicht Marschall von Frankreich werden sollte; denn zu diesem hohen Militär-Grade würde er ganz unfehlbar befördert worden seyn, wenn er die feindliche Flotte zu Grunde gerichtet hätte.

„Es wird stark davon gesprochen, daß der Duc de Chartres, Sillery, und andere dieses Gelichters, ein Complot gemacht hatten, wodurch sie dem Grafen D'Orvilliers den Sieg so zu sagen aus den Händen rissen. Diese boshaften Menschen opferten die Ehre des Königs und das Wohl ihres Vaterlandes dem schändlichen Vorhaben auf, einen Admiral in übeln Ruf zu bringen, der in Ansehung der Verdienste unendlich weit über sie erhaben war, und dem sie eben deswegen nicht über den Weg traueten.

„Hätte sich nicht der treulose Duc de Chartres höchst unglücklicherweise bey D'Orvilliers's Flotte befunden, so würden die Engländer zuverlässig geschlagen

worden seyn, und wir hätten sodann wenigstens sieben, wo nicht mehr, Schiffe ihrer Arriergarde genommen, und zu Brest aufgebracht.“

Dieser von einem Augenzeugen verfaßte Bericht ist, wie mich dünkt, mehr als zureichend, unser Urtheil, in Betreff des Flottengefechts bey Ouessant, zu bestimmen. Man siehet, daß diese Relation dasjenige bekräftigt, was ich bereits an einem andern Orte in der Absicht erzählt habe, die Rolle zu charakterisiren, welche der Duc de Chartres an diesem merkwürdigen Tage spielte. Es ist freylich nicht zu läugnen, daß er sich bey dieser Gelegenheit, wie gewöhnlich, als ein schändlicher treuloser Mensch betrug; eben so wahr ist es aber auch, daß er keinen in die Augen fallenden Beweis von Feigheit gab; und die Sage, als ob er sich während des Treffens im untersten Schiffsraum versteckt habe, ist vollends ganz ungegründet, so sehr sie übrigens das Publikum belustigt hat.

Gewiß ist, daß er sich, dem äußern Anschein nach, auf eine solche Art benommen hatte, die dem Publikum Veranlassung gab, ein sehr günstiges Urtheil über ihn zu fällen. Auf die erste Nachricht von jenem Seetreffen söhnte sich die öffentliche Meinung wieder ganz mit ihm aus. Bey Hofe sowohl, als in der Stadt, kam niemand auf den Einfall, ihn für einen feigherzigen Menschen zu halten, oder ihn der Verrätherey zu beschuldigen.

Als man aber genauer unterrichtet wurde, das heißt, als der Hof eine Relation von jenem Treffen erhielt, die mit derjenigen, welche ich hier wörtlich abdrucken ließ, die größte Aehnlichkeit hatte, da änderten sich die Gesinnungen, und zwar auf eine Art, die ihn um so empfindlicher schmerzen mußte, da sie von der tiefsten Verachtung zeugte. Wo er sich nur sehen ließ, ward er verhöhnt, ausgezischt, ausgepfiffen, und mit den bittersten Spottreden überhäuft. Es ist nicht zu läugnen, daß man bey diesen öffentlichen Beschimpfungen sehr leidenschaftlich zu Werke gieng, und da bekanntlich leidenschaftliche Handlungen immer mit Ungerechtigkeiten verbunden sind, so ließ man es nicht dabey bewenden, dem Prinzen Wahrheiten unter die Nase zu reiben, die ihm schon an und für sich sehr unangenehm seyn mußten, sondern man verbreitete sogar offenbare Lügen, um ihn dadurch noch tiefer herabzuwürdigen. Jedermann glaubte steif und fest, daß er sich während des Treffens in den Schiffsraum verkrochen habe.

Diese plötzliche Umwandlung der allgemeinen Achtung in Abscheu und Haß, war in der That fürchterlich. Man denke sich den Eindruck, welchen sie auf das Herz eines Menschen machte, der von Natur ganz außerordentlich rachgierig war! Stolz und Eigennutz trugen ihrer Seits auch dazu bey, den Orleans zu erbittern, und seinen ganzen Grimm aufzuregen. Er hatte sich

nemlich eingebildet, in Rücksicht seines Betragens während des Treffens bey Guessant, werde er unfehlbar die Stelle als Großadmiral von Frankreich, welche damals der Duc de Penthievre bekleidete, zur Belohnung erhalten. Da ihn aber der König, als er das erstemal wieder bey Hofe erschien, ganz kurz abfertigte, so entstand die Besorgniß in ihm, daß er diese Stelle nach aller Wahrscheinlichkeit nicht einmal alsdann erhalten würde, wenn sie durch das Absterben des besagten Prinzen, seines Schwiegervaters, erledigt werden sollte. Hierzu gesellte sich vielleicht noch überdieß die irrige Vorstellung, daß der König bereits von seinem treulosen Betragen gegen den Grafen D' Orvilliers unterrichtet seyn möchte.

Dieß alles zusammengenommen versetzte ihn, wie leicht zu erachten, in eine Lage, wo er vor Wuth und Erbitterung ganz außer sich war. Sich selbst als den einzigen Urheber seines Unglücks zu betrachten, ließ er sich gar nicht einfallen; im Gegentheil nahm er für bekannt an, daß ihn jemand bey dem Könige verschwärzt haben müsse. Da er aus eigener Erfahrung am besten wußte, wie es bey Hofe zuging, so war es wohl sehr natürlich, daß er auf dergleichen argwöhnische Gedanken verfiel. Der schändliche Neid, welcher sich in seinem Herzen gegen den Grafen D'Orvilliers regte, führte ihn auf die Vermuthung, daß alle Höflinge überhaupt wohl eben viel besser seyn möchten, als er selbst.

Unter diesen Umständen war es wohl sehr natürlich, daß sich der unglückliche Prinz nach einem Gegenstande umsah, an dem er seine ganze Wuth auslassen könnte, und leider fiel es ihm ein, sich dießfalls an die Königin zu halten. Sein ganzes Leben hindurch beharrte er bey dem Wahn, diese Prinzessin sey einzig und allein daran schuld, daß er nicht Großadmiral geworden wäre; denn sie und einige Generaloffiziere von der Marine, sagte er, hätten gemeinschaftlich die Relation entworfen, die ihn um die Achtung des Königs und des Publikums gebracht habe. Dieß war der Augenblick, wo er in seinem Herzen den Schwur ablegte, daß er nicht eher ruhen werde, bis er der Königin so viel Böses zugefügt habe, als nur immer in seinen Kräften stehe; und leider blieb er diesem Versprechen nur allzu getreu.

Von nun an trug er weniger als jemals Bedenken, sich aller und jeder Mittel und Wege zu bedienen, die darauf abzweckten, seine Glücksumstände zu verbessern. Wäre man von Seiten des Hofes nur ein klein wenig auf der Huth gewesen, so würde man gewiß nicht gestattet haben, daß ein Prinz, der ohnehin schon so reich und mächtig war, es sich so leicht machte, über kurz oder lang eine furchtbare Rolle zu spielen.

Dieß war zugleich der Zeitpunkt, wo man den Anfang machte, Schmähschriften jeder Art in ununterbro-

chener

chener Folge gegen die Königin zu verfertigen und überall auszustreuen. Wenn man bedenkt, wie gleichgültig sich der Hof in dieser Rücksicht betrug, und wie unthätig diejenigen Magistratspersonen diesem Unwesen zusahen, welche demselben von rechtswegen steuern sollten, so kann man sich hierüber in der That nicht genugsam verwundern.

Bey dieser Gelegenheit fällt mir ein, daß einer unserer Könige, ich weiß nicht mehr welcher, dem Polizeylieutenant folgende Frage vorlegte: Wie mag es doch zugehen, Herr, daß immer Pasquille gegen die vornehmsten Personen, und sogar gegen mich selbst, zum Vorschein kommen, und daß sich doch niemand getrauet, dergleichen auf den dermalen im Dienst stehenden Polizeylieutenant zu verfertigen? Ludwig der Sechzehnte hatte die gerechteste Veranlassung von der Welt, sich dieses Problem ebenfalls erklären zu lassen.

Die Schonung, welche man den Taugenichtsen angedeihen ließ, deren sich Orleans zu seinen strafbaren Absichten bediente, machte es freylich erklärbar, wie es zugieng, daß die Verläumder der Königin ebenfalls ungestraft durchkamen; aber eben jene Schonung war in der That beyspiellos. Ich habe bereits anderwärts mehr als einen Fall dieser Art namhaft gemacht, halte

es aber demungeachtet nicht für überflüssig noch folgenden zu erzählen.

Ein gewisser Scribler gab alle Monate richtig eine Schmähschrift gegen Marien Antoinetten heraus. Diese anhaltende Beschäftigung machte ihn endlich so dreust, daß er es nicht mehr der Mühe werth achtete, sie geheim zu halten. Einst ließ er sich sogar an einem öffentlichen Orte verlauten, jene Pamphlets würden ausdrücklich von einer sehr vornehmen Standesperson bey ihm bestellt, die ihn dafür bezahle. Diese Unbesonnenheit erregte Besorgnisse. Man warnte ihn vor den Spionen der Polizey, gab ihm zu verstehen, daß jene vornehme Standesperson vielleicht nicht mächtig genug seyn dürfte, sich seiner mit gehörigem Nachdruck anzunehmen, und schloß endlich damit, daß man ihm wohlmeinend anrieth, sich eine Zeitlang aus Frankreich zu entfernen, und nach London zu gehen. Er benutzte diesen Wink; allein, bevor er noch nach Calais kam, war er bereits ermordet. War wohl zu den damaligen Zeiten in ganz Frankreich ein Mensch zu finden, der mehr als der Duc d'Orleans von jener Wahrheit überzeugt gewesen wäre, welche Barrere späterhin mit den Worten ausdrückte: die Todten kommen nicht wieder!

Unter allen den schändlichen Cabalen, welche darauf abzweckten, die Königin ins Verderben zu stürzen,

trug jedoch keine so viel dazu bey, sie der Achtung ihrer Unterthanen zu berauben, wie diejenige, deren Geschichte ich nunmehr dem Leser in ihrem ganzen beweinenswerthen Zusammenhange vorlegen will.

Den funfzehnten August 1785, gerade an ihrem Namenstage, erhielt die Königin ein Promemoria von zwey Juwelenhändlern, Namens Böhmer und Bassanges, worin sie die Bezahlung eines diamantenen Halsbandes in Erinnerung brachten, welches sie, dem Vorgeben nach, für Rechnung der Königin abgeliefert haben wollten, und dessen Werth die ungeheure Summe von sechzehnmal hundert tausend Livres betrug.

Die Königin, welche dieses Halsband nie zu Gesicht bekommen hatte, und der es gar nicht eingefallen war, sich einen so theuern Schmuck zu kaufen, ließ sogleich die beyden Juwelenhändler zu sich entbieten, wo sie dann Folgendes ausfagten:

„Zu Ausgang des letzt verwichenen Monats Ja„nuar, kam der Herr Cardinal von Rohan zu uns. Wir „zeigten ihm ein Halsband, das aus Brillanten bestand, „die zusammen eine seltene und in ihrer Art einzige „Sammlung ausmachten. Wir erzählten ihm, daß es „von den Herrn Dogny und Maillard auf sechzehnmal „hundert tausend Livres geschätzt worden sey; und daß

„wir von einem Augenblick zum andern auf Gelegenheit „warteten, diesen Schmuck nach Spanien zu senden. „Zugleich gaben wir ihm zu erkennen, wie lieb es uns „seyn würde, wenn wir dieses kostbare Stück je eher „je lieber los werden könnten.“

„Der Herr Cardinal versetzte, das sollten wir ihm „nicht umsonst gesagt haben; er werde mit jemanden „darüber sprechen; er mache sich anheischig, uns zum „Verkauf behülflich zu seyn; er selbst sey zwar nicht „dabey interessirt; doch könne er uns im voraus versi„chern, daß wir die Vorschläge des Käufers mit Ver„gnügen annehmen würden; nur wisse er nicht mit Ge„wißheit zu sagen, ob es ihm vergönnt seyn werde den„selben zu nennen, oder nicht.“

„Zwey Tage nachher kam der Herr Cardinal wieder „zu uns, und erzählte, er habe nun anderweitige Auf„träge erhalten, wodurch ihm die Vollmacht ertheilt wor„den sey, sich mit uns in Handel einzulassen, doch unter „der ausdrücklichen Bedingung, daß wir hierüber das „tiefste Stillschweigen beobachten sollten. Wir verspra„chen ihm dieß. Hierauf theilte er uns die Vorschläge „mit, worin sowohl der Kaufpreis als auch die Zah„lungstermine bestimmt waren. Da wir diese Vorschläge „annehmlich fanden, so setzten wir unsere Acceptation „darunter, welche vom neun und zwanzigsten des letzt „verflossenen Monates Januar datirt war.“

„Drey Tage nachher, als am ersten Februar, ließ „uns der Herr Cardinal sagen, wir möchten doch zu ihm „kommen, und das Bewußte mitbringen. Demzufolge „fanden wir uns bey ihm ein, und übergaben ihm das „quäſtionirte Halsband zu eigenen Händen. Jetzt eröffnete „uns der Herr Cardinal, und zwar zum erstenmal, daß „Ewr. Majestät dasselbe an sich gekauft hätten, und zu „dessen Beweiß zeigte er uns die Vorschläge, welche wir „bereits acceptirt hatten, und die auf dem Rande mit „dem Wort approuvé (genehmigt) bezeichnet waren. Ne„ben unserer Acceptation standen die Worte: approuvé, „Marie Antoinette de France (genehmigt, Marie Antoi„nette von Frankreich). Der Herr Cardinal versicherte „uns, das Halsband würde Ewr. Majestät noch des „nemlichen Tages zugestellt werden. Er fügte hinzu, „Ewr. Majestät könnten sich zwar nicht darauf einlassen, „uns wegen der Kaufsumme durch Anweisungen sicher „zu stellen, doch hoffe er, Sie, Madame, würden uns „die Interessen vergüten.“

„Des nemlichen Tages gegen Abend erhielten wir „ein Schreiben vom Herrn Cardinal, welches er mit ei„gener Hand aufgesetzt und unterschrieben hatte, und „worin er uns meldete, Ew. Majestät hätten sich dahin „gegen ihn geäussert, daß die Interessen von den Geldern, „welche man uns nach der ersten Zahlung noch schuldig „bleiben würde, nach und nach nebst den Capitalien ab-

„getragen werden sollten, bis endlich die ganze Schuld „getilgt wäre.“

So lautete die Aussage der beyden Juwelenhändler. Würde nicht der unbedeutendste Privatmann über diese schändliche Betrügereyen äußerst aufgebracht gewesen seyn? Würde er nicht Himmel und Erde aufgefodert haben, ihm Genugthuung zu verschaffen? Wie mußte nun vollends der Königin zu Muthe seyn! Ganz außer sich für Bestürzung und Schmerz eilte sie zum Könige, erzählte ihm, unter Vergießung häufiger Thränen, was sie so eben von den beyden Juwelenhändlern vernommen hatte, und foderte seine Gerechtigkeit, als seine Gemahlin, als Königin, auf, die abscheuliche Beleidigung zu ahnden, die ihr vom Cardinal von Rohan wiederfahren war.

Der König ließ sogleich den Obersiegelbewahrer, nebst dem Minister Baron von Breteuil von Paris kommen, und verlangte ihr Gutachten. Beyde waren der Meinung, der Cardinal müsse auf der Stelle in Verhaft genommen werden. Allein der König und die Königin, welche die Grundsätze der Mässigung und der Billigkeit ihr ganzes Leben hindurch, und folglich auch jetzt, vor Augen hatten, wollten dieß durchaus nicht gestatten, sondern verlangten, daß er vor allen Dingen verhört werden solle.

Als er erschien, sagte die Königin: Jetzt frage ich Sie auf Ihr Gewissen, Herr Cardinal, ob dieß nicht seit vier Jahren das erstemal ist, daß ich mit Ihnen rede? Da der Cardinal dieß bejahete, so erhellet von selbst, daß er sich eben dadurch sein Urtheil sprach. Als man in ihn drang, sich über die wahre Beschaffenheit der Sache zu erklären, gestand er sein Vergehen, und sagte aus, daß er von einer gewissen Frauensperson, Namens De la Motte, betrogen worden sey.

So wie er vor die Thür des königlichen Kabinets trat, nahm ihn De Jouffroi, ein Unterlieutenant von der Garde du Corps, in Verhaft. Dieser Offizier hatte den gemessensten Befehl, ihn auf seinem Zimmer zu bewachen, und ihn keinen Augenblick aus den Augen zu lassen. Dieß that er nun zwar, doch lieh er dem Cardinal einen Bleystift, womit derselbe einige Worte in deutscher Sprache auf eine Charte schrieb, die er auf der Stelle durch einen seiner Heyducken nach Paris schickte. Sie enthielt den Befehl, gewisse Papiere zu verbrennen, welches auch wirklich schon geschehen war, ehe man noch den Auftrag, seine sämmtlichen Briefschaften zu versiegeln, vollziehen konnte. Also fand dieser Mensch mehr Theilnahme bey Hof, als seine so schwer beleidigte Gebieterin, und zwar zu einer Zeit, wo die wahre Beschaffenheit seines Verbrechens noch nicht einmal bekannt war.

Des Nachmittags führte man ihn nach Paris in sein Hotel, wo man ihm zu übernachten vergönnte. Des andern Morgens erhielt er einen Besuch vom Marquis de Launay, der ihn in die Bastille brachte. Hier ward er jedoch mit der größten Achtung behandelt. Man gestattete ihm zwey Kammerdiener und einen Secretaire um sich zu haben; auch ließ man ihm die Freyheit, Briefe zu schreiben, und Besuche von seinen Verwandten anzunehmen. Dieses Verfahren zeigte deutlich genug, daß die Königin ihren gerechten Unwillen in Schranken zu halten wisse, ob sie gleich auf die gröbste Art beleidigt worden war.

Da die eigentlichen Beweggründe, welche die Verhaftung des Cardinals veranlaßten, nicht gleich bekannt wurden, so verbreitete sich anfänglich die Sage, er habe eine Meuterey angestiftet, vermöge deren er dem Kaiser, bey Gelegenheit eines plötzlichen Ueberfalls, die Provinz Lothringen in die Hände spielen wollen. Dieß Gerücht hatte die Folge, daß sich niemand für ihn interessirte; der König ließ es aber bald darauf durch Bekanntmachung der Wahrheit widerlegen.

Dieser Regent, welcher sein ganzes Leben hindurch jede Art von Despotismus verabscheute, ließ dem Gefangenen sagen, er möge nun selbst die Art und Weise bestimmen, wie man mit ihm verfahren solle. Der Car-

dinal verlangte eine Untersuchung der Sache, nach Urtheil und Recht. Hierauf erfolgte eine zweyte Botschaft von Seiten des Königs, kraft deren ihm vergönnt wurde, sich einen selbstbeliebigen Gerichtshof zu wählen. Nun begehrte er vom Parlement gerichtet zu werden. Diese Mäßigung, welche der König und die Königin nach einer so schweren Beleidigung an den Tag legten, ist mehr als zureichend, ihre Verläumder mit Schimpf und Schande zu überhäufen.

Da nun der Cardinal seinen Entschluß zu erkennen gegeben hatte, schickte der König dem Pariser Parlemente folgendes Handschreiben zu:

„Wir Ludwig u. s. w. Die Herren Böhmer und „Bassanges, Galanteriehändler, haben sich bey der „Königin, unserer geliebten Gemahlin, gemeldet, um „die Bezahlung eines diamantenen Halsbandes im Em„pfang zu nehmen, welches sie dem Cardinal von Ro„han verkauft haben, und zwar auf Bedingungen, wel„che von der Königin herrühren und eigenhändig von „ihr unterschrieben seyn sollen. Voll gerechten Unwillens „über den Mißbrauch, welchen man sich erfrecht hat „von dem Namen einer Person zu machen, die unserm „Herzen so theuer ist, haben wir sogleich den besagten „Cardinal vor uns beschieden, der in unserm Beyseyn „aussagte, die eben erwähnten Bedingungen wären ihm

„von der Frau De la Motte zugestellt worden. Da „wir es nun für unsere Pflicht halten, eine so wichtige „Sache an den Tag zu bringen, und ein so schweres „Verbrechen nicht unbestraft zu lassen; so ist der besagte „Cardinal von Rohan nebst der Frau De la Motte „auf unsern Befehl in gefängliche Verwahrung gebracht „worden, und wir befinden für gut, euch dieselben „hiermit zu überantworten, damit ihr ihnen den Prozeß „machet, wie es die Landesgesetze mit sich bringen, als „wozu wir euch hiermit volle Macht und Gewalt er„theilen. . . . . .“

Wenn man einen Rechtsfall auf eine so einfache Art darstellt, wenn man alle Nebenumstände, alle leidenschaftliche Insinuationen, gänzlich hinwegläßt; dann spricht die Sache für sich selbst, und sagt weder mehr noch weniger, als was sie eigentlich sagen soll. Jeder vernünftige Mensch wird hoffentlich mit mir darüber einverstanden seyn, daß alles, was in vorliegenden Thatsachen enthalten ist, der Königin zur Ehre gereicht. Wenigstens wird man sie nunmehr von dem Vorwurfe freysprechen müssen, daß sie einen rachgierigen Charakter gehabt habe. Die entsetzliche Beleidigung, welche ihr wiederfahren war, würde ihr einigermaßen zur Entschuldigung gedient haben, wenn sie sich dießmal von jener Leidenschaft hätte hinreissen lassen; und ihr entschiedener Einfluß auf die Denkart des Königs machte es ihr

gewiß leicht, sich in vollem Maaße Genugthuung zu verschaffen.

Die Frau De la Motte gestand sowohl im Verhör als auch in ihren Vertheidigungsschriften förmlich ein, daß sie der Königin nie vorgestellt worden sey, und nie in ihrem Leben die Ehre gehabt habe, sich derselben zu nähern, oder nur ein einziges Wort mit ihr zu sprechen *). Diese Frau war von blutarmen Eltern gebohren, und hatte in ihrer Kindheit auf den Straßen gebettelt. Demungeachtet hatte sie ein Taufzeugniß aufzuweisen, worin ihr der berühmte Name De Valois beygelegt wurde. Die Marquise de Boulainvilliers hatte sie zu sich ins Haus genommen. Man verfertigte ihr einen Stammbaum, worin man ihre Herkunft in gerader Linie von einem natürlichen Sohne König Heinrichs des Zweyten ableitete. Vermittelst dieses Stammbaums gelang es ihr, eine Pension bey Hofe zu erschleichen, die nach und nach bis zu der Summe von funfzehnhundert Livres erhöhet worden war. Sie verhey-

---

*) Da die Schriften, welche bey dieser Gelegenheit herauskamen, in jedermanns Händen sind, so kann man sich leicht von der Wahrheit dessen, was ich hier anführe, überzeugen. Man wird finden, daß ich immer in den Gränzen der strengsten Unpartheylichkeit bleibe.

rathete sich mit einem Menschen, der unter der Gendarmerie diente, und es ist bekannt, daß die jungen Leute, woraus dieses Corps bestand, eben nicht viel im Vermögen hatten, obgleich die meisten von guter Herkunft waren. Ihr Mann nannte sich De la Motte, und gab sich nach seiner Verheirathung für einen Grafen aus.

Dieß ist in wenig Worten die Geschichte dieser Frau, die, wenn sie sich nicht über die niedrige Sphäre, worin sie gebohren war, erhoben hätte, die Ruhe der Königin gewiß nie gestört haben würde. So wie sie vom Cardinal von Rohan angeklagt wurde, klagte sie ihrer Seits einen gewissen Geheimnißkrämer an, dessen Vater ehedem zu Neapel Barbier war, und mit seinem wahren Namen Tichio hieß. Dieser Mensch ließ sich zu Paris Graf Cagliostro nennen, und gab sich das Ansehen, als ob er Wunder was wäre.

Die Gaukeleyen dieses sogenannten Grafen Cagliostro hatten schon manchem Hofmanne, mancher übrigens sehr ehrwürdigen Magistratsperson, und mehr als einem Doctor der Philosophie, den Kopf verdreht. Unter denen, die er bey der Nase herumführte, gehörten denn auch Seine Eminenz, der Herr Cardinal von Rohan. Am Ende zeigte es sich, daß jener vorgebliche Graf ein Nichtswürdiger war, der die Leute um ihr Geld betrog, und der Gedanke, daß ihn die Beklagten

zu ihrem Sündenbock gebrauchen wollten, war eben so übel nicht.

Inzwischen mißlang diese List, und zwar durch das eigene Versehen der Frau De la Motte. Sie hatte nemlich die Frau des Cagliostro beschuldigt, daß sie die Worte: Approuvé, Marie-Antoinette de France geschrieben habe, und siehe da! bey genauerer Untersuchung fand sich, daß die Frau Gräfin weder schreiben noch lesen konnte. Jene Schriftzüge rührten eigentlich von einem gewissen Louis-Marc-Antoine Reteaux de Villette her, der ein vertrauter Freund von der Frau De la Motte und ihrem Manne war. Dieß gestand dieser nemliche Reteaux de Villette selbst ein.

Seit jenem Zeitpunkte, wo dem Cardinal das mehr erwähnte Halsband überliefert worden war, hatten sich die Vermögensumstände der Frau De la Motte zusehends verbessert, ohne daß sie eine gegründete Ursache angeben konnte, wie dieses eigentlich zugegangen sey. Sie selbst erwähnte in einer ihrer Vertheidigungsschriften des Umstandes, daß sie, außer einer zahlreichen Dienerschaft, zu gleicher Zeit fünf Kammerfrauen gehabt habe. Sie hatte sich eine beträchtliche Anzahl sehr schöner Pferde und Wagen angeschaft, mit welchen sie großen Staat machte. In ihrem Hause war alles auf das prächtigste und geschmackvollste eingerichtet. Sie

trieb den Luxus so weit, daß ihre Dienstleute sich silberner Rauchfässer bedienen mußten, wenn sie Wohlgerüche in ihren Wohnzimmern verbreiteten.

Sie ward aber nicht etwa bloß deswegen verdächtig, weil sie die Quellen dieses Prachtaufwandes nicht darthun könnte, sondern man bewies ihr sogar, daß sie mehrere Diamanten zu Paris veräußert, und daß ihr Mann noch mehrere dergleichen an den Juwelier Gray in London, wo er sich damals noch aufhielt, für ansehnliche Geldsummen verkauft habe. Sie selbst, die überhaupt in ihrer Vertheidigung sehr inconsequent handelte, übergab ihren Richtern ein Verzeichniß *), woraus man ersah, daß sie bereits für dreymalhundert und siebentausend Livres Diamanten verkauft hatte.

Da nun die Angeklagten sich dieses abscheulichen Verbrechens wegen unter einander selbst die bittersten Vorwürfe machten, und dasselbe sonst niemanden zur Last legten; so bedurfte es wohl keines anderweitigen Beweises, daß die Königin an der Sache nicht den allergeringsten Antheil hatte. Leider giebt es aber gewisse

*) Man sehe ihr erstes Memoire, welches der Advokat Doillot unterzeichnet hat, S. 32.

Vorfälle im menschlichen Leben, wo es schon Unglücks genug ist, wenn man auch nur dem Namen nach dabey figurirt, und von der Art war die schändliche Beutelschneiderey, auf deren Erforschung es hier ankam.

Hierbey kam aber noch ein anderer Umstand mit ins Spiel, welcher der Königin noch weit unangenehmer seyn mußte, wie jener. Die Aussagen der Beklagten führten nemlich auf die Entdeckung eines Abentheuers, womit es diese klägliche Bewandniß hatte:

Im Monat Julius 1784, folglich lange vor der schändlichen Halsbandgeschichte, hatte sich der Cardinal einmal um Mitternachtzeit in den Park bey Versailles begeben, weil er sich den tollen Gedanken in den Kopf gesetzt hatte, die Königin habe ihn dahin bestellen lassen. . . . . Welch ein Scandal von Seiten eines so vornehmen geistlichen Fürsten! Welch eine Schande für ihn, daß er den Fall für möglich hielt, nur für möglich halten konnte, die Gemahlin seines Monarchen werde ihn zu einer solchen Zeit, und an einen solchen Ort bestellen! Verdient die Königin auch jetzt noch den Vorwurf, daß sie die Verachtung gegen die Großen des Reichs bisweilen zu weit getrieben habe?

Diesen abermaligen Betrug hatte dem Cardinal von Rohan niemand anders gespielt, als das scheußli-

che Weib die La Motte. Eine von jenen lüderlichen Dirnen, welche sich gewöhnlich im Palais Royal aufhalten, stellte bey dieser Gelegenheit die Königin vor. Sie hatte sich, wie die meisten dieser nichtswürdigen Geschöpfe, im Publikum unter oft verändertem Namen herumgetrieben, und ließ sich bald Sophie, bald Marie, bald Nicole, bald La Guay, bald Oliva, bald Dessigny nennen. Die Elende sagte selbst aus, daß man sie für einige Louisdor gedungen habe zu Ausführung dieser Spitzbüberey behülflich zu seyn. Welch eine Schmach für die königliche Würde, daß der Name einer Person, welcher die größte Ehrfurcht gebührte, von einer so verächtlichen Dirne herabgewürdigt ward!

Aus dem ganzen Zusammenhange des Prozesses ergab sich endlich, daß niemand als die La Motte dem Cardinal die Lüge aufgeheftet hatte, die Königin wünschte das mehr erwähnte Halsband zu besitzen; daß sie es war, die ihn verleitete, dasselbe im Namen dieser Prinzessin zu kaufen; daß er dieser nemlichen La Motte das Halsband nach geschlossenem Kaufe zustellte, und daß sich dieses Weib den ganzen Werth desselben eigenthümlich angemaßet hatte.

Das Urtheil des Parlements fiel dergestalt aus, daß sowohl der Cardinal von Rohan, als auch der Scharlatan Cagliostro, eigentlich Tichio genannt, von

aller

aller und jeder Anklage in Ehren freygesprochen wurden. Die berüchtigte Sophie, Marie, Nicole, Le Guay, Oliva, Dessigny, die der Generalprocurator, wenigstens aus Achtung für die guten Sitten, nicht ungestraft aus dem Heiligthum der Gerechtigkeit hätte sollen entwischen lassen, ward ebenfalls losgesprochen. Den Louis-Marc-Antoine Retreaux de Villette, welcher den von den Juwelenhändlern acceptirten Kaufbedingungen die Worte: Approuvé, Marie Antoinette de France, beygesetzt hatte, verurtheilte das Parlement zu lebenslänglicher Landesverweisung; eine Strafe, die für diesen Verbrecher, welcher sich erfrecht hatte, einen so ehrwürdigen Namen zu mißbrauchen, in der That viel zu gelind war.

Dem Marc-Antoine-Nicolas de la Motte wurde lebenslängliche Galeerenstrafe zuerkannt, vorher aber sollte ihn der Henker mit Ruthen streichen, und ihm die Buchstaben G. A. L. mit einem glühenden Eisen auf den Rücken brennen. Da er auf die gerichtliche Vorladung nicht erschien, so ließ ihn das Parlement contumaciren, sein Urtheil auf eine Tafel schreiben, und diese auf dem Greveplatz an einen Schandpfahl hängen.

Die Frau des La Motte, welcher man den schönen Namen De Valois ließ, ward dazu verurtheilt, auf ihre ganze Lebenszeit als Gefangene in der Salpe-

triere eingesperrt zu werden; vorher aber sollte ihr der Henker einen Strick um den Hals legen, sie mit Ruthen streichen, und ihr mit einem glühenden Eisen ein V auf beyde Schultern brennen.

Dieses letztere Urtheil war wirklich zu hart. Da man einmal ihren Stammbaum, vermöge dessen sie eine Art von Verwandschaft mit der königlichen Familie vorspiegelte, für gültig erkannte, so hätte man sie mit einer gewissen Schonung behandeln sollen. Dafür wäre es besser gewesen, wenn man sie dazu verurtheilt hätte, daß ihr der Kopf vor die Füße gelegt werden sollte, jedoch mit der Bitte, der König wolle dieses Urtheil dahin mildern, daß sie auf Lebenszeit in ein Kloster gethan würde. Dadurch würde man nicht nur jede Verletzung des Wohlstandes, sondern auch alle die albernen und ungebührlichen Bemerkungen vermieden haben, welche die vorgebliche Verwandschaft dieser nichtswürdigen Weibesperson mit dem Hause Bourbon natürlicherweise veranlaßte.

In der That glaubte man allgemein, der König würde die Vollstreckung dieses so äußerst entehrenden Urtheils nicht zulassen; und gerade dieß war der Punkt, wo boshafte Menschen die Königin zu überlisten hofften. Wäre die La Motte begnadigt worden, so würde man unfehlbar gesagt haben, dieß sey einzig und allein durch Vermit-

telung der Königin geschehen. Hieraus hätte man sodann zuverläßig gefolgert, da sich die Königin für das Schicksal dieser Verbrecherin so thätig verwende, so müsse sie doch mit derselben sehr genau bekannt gewesen seyn.

Mithin ließ man dem Könige keine andere Wahl übrig, als entweder zu gestatten, daß man die königliche Würde gewissermaßen entehrte, oder solche Vorkehrungen zu treffen, wodurch die verläumderischen Gerüchte, welche man zum Nachtheile seiner Gemahlin ausspreng te, eine Art von Bestätigung erhielten.

So traurig es ist, so dringend erfordert es die Billigkeit hier die Bemerkung zu wiederholen, daß diejenigen, welche den König in diese Alternative setzten, keine gemeinen Leute waren. Als diese nemlichen Leute sich in der Folge an den Rechten des Throns vergriffen, schützten sie die Nothwendigkeit vor, die allzu große Autorität der Minister einzuschränken. In gegenwärtigem Fall kam ihnen dieser Vorwand fürwahr nicht zu Statten. Jene Beleidigung ließ sich schlechterdings nicht entschuldigen.

Der König und die Königin bemerkten die Schlinge, welche man ihnen gelegt hatte, mehr als zu wohl. Sie ließen es geschehen, daß jenes Urtheil nach seiner ganzen Strenge vollstreckt wurde. Was die Feinde der Krone

zu bewirken suchten, das geschah. Die Achtung, welche der Name des Monarchen zeither eingeflößt hatte, verminderte sich ein wenig.

Dieß alles (ich muß es nur frey heraussagen, weil wir jetzt in einer Zeit leben, wo man alles sagen darf) war das Werk einer Cabale, wobey sich einige junge Räthe, sehr unvorsichtiger Weise, vielleicht ohne ihr auf den Grund zu sehen, als Werkzeuge gebrauchen ließen. Diese Hitzköpfe zogen ihre Collegen mit ins Spiel. Es gehört mit zu den Uebeln, wovon nicht leicht eine zahlreiche Gesellschaft ausgenommen ist, daß diejenigen, welche den meisten Lerm machen, und sich als die größten Zeloten darstellen, gemeiniglich die Stimmenmehrheit mit sich fortreissen. Mithin ist es eben nicht zu verwundern, wenn man noch dermalen so viele Franzosen behaupten höret, die Königin habe sich mancherley Fehler zu schulden kommen lassen. Ich glaube gern, daß sie nicht ganz von allen menschlichen Schwachheiten frey gewesen sey; aber eben so gewiß bin ich überzeugt, daß ihr viele Franzosen bloß deswegen Vorwürfe machen, weil sie ein sehr großes Interesse dabey haben, daß man sie selbst für vorwurfsfrey halte.

Die Königin war sehr genau von den Schikanen unterrichtet, welche man im Parlement gegen sie anzettelte, so wie von den Ausfällen, welche man sich von

Zeit zu Zeit auf ihren Charakter erlaubte. Es schien, als ob man darauf ausginge, sie mit diesem Justizcollegium in unangenehme Händel zu verwickeln; wenigstens glaubte sie, daß dasselbe sie eben so wenig liebe, als ihren Gemahl respektire. Mithin war es wohl sehr natürlich, daß sich der eine wie die andere die Liebe und den Respekt, deren sie bedurften, unter Leuten von niedriger Geburt zu verschaffen suchten.

Der Cardinal war also von dem Gerichtshofe, auf dessen Entscheidung er sich berufen hatte, für unschuldig erkläret worden. War er es aber auch von Seiten seines Gewissens? War er es in der Meinung rechtschaffener und unpartheyischer Menschen, und besonders in den Augen seiner Landesherrschaft? Wie war es möglich, daß er, dem die Schriftzüge der Königin besser als irgend jemand bekannt seyn mußten; er, der als Ausspender ihrer milden Gaben fast täglich Billette von ihr erhielt, diese Schriftzüge verkennen konnte? Wie ging es zu, daß er sich in Ansehung ihrer Namensunterschrift täuschen ließ? Wußte er etwa nicht, daß sie sich nie Marie - Antoinette de France unterschrieb? Gesetzt diese Mißverständnisse wären durch seinen Leichtsinn veranlaßt worden; war es nicht billig, daß er für diesen Leichtsinn büßte?

Konnte man hiernächst dem Könige wohl zumuthen, daß er einen Menschen, der ihn so schändlich compro-

mittirt hatte, täglich vor seinen Augen dulden sollte? Mithin war es ihm wohl nicht zu verübeln, daß er ihn seiner Stelle, als Großalmosenier von Frankreich, entsetzte, und ihn, anfänglich nach seiner Abtey Chaise-Dieu, in Auvergne, nachher aber in das ihm zugehörige Bisthum Straßburg, verbannte.

Diese Bestrafung, womit sich jeder andere König als Ludwig der Sechzehnte wohl schwerlich begnügt haben möchte, erregte demungeachtet fast allgemeine Unzufriedenheit. Man schilderte, man betrachtete den Cardinal von Rohan als ein Schlachtopfer, an dessen Unglück bloß der Despotismus, noch mehr aber die Rachgier der Königin, schuld sey. Mit dieser bedauernswürdigen Prinzessin war es leider schon so weit gekommen, daß man ihr nicht einmal das Recht zugestehen wollte, sich über himmelschreyende Ungerechtigkeiten, so wenig sie dieselben verdient hatte, beschweren zu dürfen.

Im Grunde betrachtet, war übrigens diese ganze Affäre nichts anderes, als eines der schwärzesten Complotte, das darauf abzweckte, die königliche Gewalt allmählig zu untergraben, und eine Regierungsveränderung vorzubereiten. Die nemlichen Personen, welche die Gräfin De la Motte vorgeschoben hatten, interessirten sich nach ihrer Verurtheilung noch eben so lebhaft für ihr Schicksal, wie vorher, und betrachteten sie noch

immer als ein Werkzeug, dessen sie sich in der Folge mit Nutzen bedienen könnten.

Sie befreyeten dieselbe aus ihrem Gefängniß, und verschaften ihr einen sichern Zufluchtsort in London. Unter der Hand sprengten sie sogar aus, sie habe ihre Befreyung einzig und allein der Freundschaft zu danken, von welcher sich die Königin gegen sie nie ganz lossagen könne. Da jedoch die La Motte, sobald sie sich wieder in Freyheit sah, eine Schmähschrift nach der andern gegen die Königin herausgab, so widerlegte sich jene Unwahrheit von selbst. Diese Frau starb endlich eines jämmerlichen Todes. Sie sollte wegen Schulden in Verhaft genommen werden, und hatte, ehe die Gerichtsdiener in ihr Zimmer traten, kaum so viel Zeit zum Fenster hinaus zu klettern. Hier klammerte sie sich eine Zeitlang mit beyden Händen an: aber endlich verließen sie die Kräfte; sie stürzte auf das Pflaster herab, und gab auf der Stelle den Geist auf.

Der Cardinal von Rohan hat sich nie über diese berüchtigte Halsbandgeschichte deutlich erklärt. Ich weiß von guter Hand, daß gewisse Personen die wahre Beschaffenheit der Sache von ihm zu erforschen suchten, als er wieder nach Versailles kam, um in der Versammlung der Generalstände Platz zu nehmen. Er antworte-

men wären, habe niemand in seiner Vertheidigung die Wahrheit gesagt, als nur er allein; aber, fügte er hinzu, ich habe nicht die ganze Wahrheit gesagt.

Diese Zurückhaltung, gleich viel übrigens auf was für Beweggründen sie beruhte, war eben nicht dazu geeignet, denjenigen den Mund zu stopfen, welche sich dieses schändlichen Prozesses in der Absicht bedienten, die Königin in übeln Ruf zu bringen. Es giebt in der Politik gewisse Machinationen, deren eigentliche Urheber sich so sorgfältig zu verbergen wissen, daß es dem Geschichtschreiber schlechterdings nicht möglich ist, sie aus ihren Schlupfwinkeln hervorzuziehen. Zu solchen Geheimnissen der Bosheit gehörte denn auch diese schändliche Halsbandgeschichte.

Sie raubte der Königin ihre ganze Ruhe, ihre ganze Glückseligkeit. Man gab dadurch den sämmtlichen Böswichtern, die es mit dem Orleans hielten, so zu sagen das Signal, die Königin von nun an ohne alle Schonung zu lästern und zu verunglimpfen. Sie diente ihnen gleichsam zur Bürgschaft, daß sie dießfalls von Seiten der Justiz keine Strafe zu gewärtigen hätten.

Noch höher stieg die Erbitterung gegen diese unglückliche Prinzessin, als Herr von Calonne zum Minister ernannt wurde. Es gehört eben so wenig in meinen

Plan, die Handlungen und Absichten dieses Ministers zu untersuchen, als mich über jene politischen Neuerungen zu erklären, wovon er (vielleicht wider seinen Willen) das erste Beyspiel gab. Ich habe bereits bey einer andern Gelegenheit meine Meinung hierüber gesagt. Hier bleibe ich bloß bey demjenigen stehen, was auf die persönlichen Verhältnisse der Königin Bezug hat.

Sie hatte an der Beförderung des Herrn von Calonne nicht den allergeringsten Antheil gehabt. Ja, was noch mehr ist, man wußte, daß er gar nicht gut bey ihr angeschrieben war, und daß er, wenn es bloß auf sie angekommen wäre, wohl nimmermehr eine Stelle im Kabinet würde erhalten haben. Wo dieses Vorurtheil eigentlich herrührte, und auf was für Gründen es beruhete, das will ich dahin gestellt seyn lassen; genug, es war wirklich vorhanden. Demungeachtet hatte dieser Minister (ich weiß nicht, ob aus Mangel an Geschicklichkeit, oder aus Zwang der Umstände) der französischen Nation nicht sobald die Eröffnung gemacht, daß ein Deficit in den Finanzen vorhanden sey, als die Feinde der Königin mit großem Geschrey behaupteten, hieran sey weiter nichts schuld, als ihre Verschwendung. Diese offenbare Unwahrheit wurde von einem Ende des Reichs zum andern verbreitet.

Jetzt hält man diese Betrügerey für das, was sie ist. Jetzt ist jedermann überzeugt, daß, wenn die Fi-

nanzen unter der Regierung Ludwigs des Sechzehnten zerrüttet waren, dieses Unglück bloß denen zur Last fällt, welchen er die Verwaltung derselben anvertrauet hatte. Da jedoch die Begierde, die Königin unglücklich zu machen, den Haß überwog, welchen man zu gleicher Zeit gegen die Minister hegte, so hätte man sich nicht leicht eine bessere Gelegenheit wünschen können, ihr Verbrechen aufzubürden, welche wahrscheinlich ihre eigenen Feinde begangen hatten.

Von nun an pflegte man sie nicht anders als Madame Deficit zu nennen. Es kam endlich so weit, daß man sogar in ihrem Beyseyn die schnödesten Reden führte. Anstatt der Beyfallsbezeugungen, womit sie ehedem in den Schauspielhäusern bewillkommt wurde, bemerkte sie jetzt ein unzufriedenes Murren. Im Park bey Saint-Cloud wurde sie sogar von Schulbuben insultirt. Dieser Vorfall mußte sie überzeugen, daß selbst die Jugend schon von dem allgemeinen Haß angesteckt war, welchen man gegen sie zu erregen suchte. Sie ersah hieraus, daß sie nicht nur mit den Ungerechtigkeiten ihrer Zeitgenossen zu kämpfen, sondern auch noch überdieß die Verachtung der Nachkommen zu fürchten habe. Welche schmerzlichen Gefühle mußte diese Vorstellung in ihrem so weichgeschaffenen liebevollen Herzen erregen? Was für Begriffe mußte sie sich von den Eltern und Vorgesetzten jener jungen Leute machen, welche das Gift

der Verläumdungen bereits in so reichlichem Maaße eingesogen hatten?

Das Sonderbarste bey der ganzen Sache war dieß, daß gerade die nemlichen Minister, welche nunmehr der Welt durch ihre Schriften gern weiß machen möchten, daß die monarchische Verfassung bloß deswegen gestürzt worden sey, weil man unterlassen habe, sich ihrer Rathschläge zu bedienen, unter den damaligen Umständen nicht die allergeringste Vorkehrung trafen, die Quelle zu verstopfen, woraus diese Ergießungen der schwärzesten Bosheit herflossen. Gleichwohl kannten sie diese Quelle mehr als zu wohl. Sie wußten, daß dieselbe sonst nirgends zu suchen sey, als in dem berüchtigten Palais Royal.

Der Baron von Breteuil und der Oberaufseher des Polizeywesens hätten vor allen andern darauf bedacht seyn sollen, ihre so schrecklich mißhandelte Königin vor jenen Beleidigungen sicher zu stellen, und alles mögliche zu ihrer Beruhigung beyzutragen. Statt dessen aber baten sie dieselbe, ihre öftern Spazierfahrten nach Paris einzustellen, und die dortigen Schauspielhäuser unbesucht zu lassen. So anschaulich stellte man der Königin das Schreckliche ihrer Lage vor Augen! Sie selbst verheelte sich dasselbe nicht, und war standhaft genug, darüber nachzudenken. Wie manche einsame Stunde,

wie manche schauerliche Nacht brachte sie in Thränen zu! Nur dann fühlte sie einige Erleichterung ihres Unglücks, wenn sie ihrem beängstigten Herzen auf diese Art Luft machen konnte. Dieß war der einzige Trost, welchen ihr die Ruchlosigkeit ihrer Feinde und Widersacher übrig gelassen hatte. Jeder andere war ihr versagt.

Eines Tages sprach sie zum Prinzen Georg von Hessendarmstadt: „Sie kennen mich, mein Prinz; Sie haben sich nicht von den Vorurtheilen hinreißen lassen, welche man gegen mich hegt; Sie müssen am besten wissen, ob ich es verdiene, daß man so nachtheilig von mir denkt. Erinnern Sie sich dessen noch, was ich zu Ihnen sagte, als man den Herrn von Calonne ins Ministerium berief? Hatte ich vielleicht Unrecht? Oder war ich daran schuld, daß man ihn zum Minister machte?“

Die Königin war eine der empfindsamsten Personen ihres Geschlechts; mithin machte jede Art von Kränkung den tiefsten Eindruck auf sie, und that ihr ganz außerordentlich wehe. Sie bewunderte zwar den heroischen Muth ihres Gemahls, gestand aber aufrichtig, daß sie nicht Stärke genug besitze, jene Beleidigungen großmüthig zu übersehen, die ihm von solchen Personen zugefügt würden, welche sein Herz in Händen hätten. Sie bestrebte sich zwar, seine Selbstverläugnung nachzuahmen, aber

selbst diese Versuche zeigten deutlich genug, daß sie einem so schweren Unternehmen nicht gewachsen sey. Sie stellte gar nicht in Abrede, daß ihr das Böse, welches man ihr nachsagte, die schmerzlichsten Leiden verursachte, und dennoch begehrte sie, vermöge jenes unerklärbaren Hangs, welcher uns antreibt, alles, was die Leute von uns denken, in Erfahrung zu bringen, immer mehr Licht über Dinge, die ihr die Größe ihres Elends nach seinem ganzen Umfange vor Augen stellten.

Sie hatte dem Oberaufseher der Polizey den Befehl zugehen lassen, daß er alle Morgen zu ihr kommen, und ihr von allen Pasquillen, von allen Schmähungen, die er in Erfahrung brächte, Bericht abstatten sollte; und diese obrigkeitliche Person entledigte sich ihres Auftrags leider nur allzupünktlich. Nicht selten ereignete sich der Fall, daß der Polizeyaufseher mitten in seiner Erzählung inne halten mußte, weil der Königin ein Thränenstrom aus den Augen stürzte, der ihn nicht fortfahren ließ. Sobald aber diese so unglückliche, so verkannte, und dennoch so liebenswürdige Prinzessin ihre Thränen wieder abgetrocknet hatte, sagte sie: Fahren Sie fort, mein Herr; fahren Sie nur fort! Lassen Sie sich nicht durch meine Thränen unterbrechen! Freylich thut es mir weh, wenn ich höre, daß man so viel Böses von mir spricht, daß eine Nation so nachtheilig von mir denkt, von der ich doch so gern geliebt

seyn möchte, und für deren Wohlfahrt wir beyderseits, mein Gemahl eben sowohl wie ich, zu jeder Aufopferung bereit sind.

Gewöhnlich endigten sich diese traurigen Unterhaltungen damit, daß sie dem Polizeyaufseher eine Summe Geldes für die Armen gab, und sodann zu ihm sagte: Morgen, lieber Herr, sehen wir uns wieder, und dann verheelen Sie mir ja nichts. Wollte er also wohl oder übel, so mußte er sich des andern Tages wieder einstellen, und ihre Wunden von neuem aufreißen. So traurig brachte die Königin ihre Lebenstage zu, und dennoch war dieses nur der Anfang jener fürchterlichen und langwierigen Leiden, die ihr bevorstanden.

Dieß war aber noch nicht genug, daß sie alle das Böse, welches ihr von Seiten ihrer Feinde wiederfuhr, von grundaus kannte, sondern sie hatte zugleich eine Art von Vorgefühl, daß es immer mehr und mehr zunehmen, und auf keine Weise zu mildern, viel weniger ganz zu vermeiden seyn würde. Wenn man sie daher ersuchte, eines oder das andere Projekt, das dem Volke zum Vortheil gereichte, bey dem Könige durchsetzen zu helfen, und wenn man hiernächst diesem Ansinnen den Beweggrund beyfügte, daß es ihr das Volk Dank wissen werde, dann antwortete sie: Glauben Sie denn nicht, daß ich mir das größte Vergnügen daraus mache, die Wohlfahrt

des Volks zu befördern? Herzlich gern will ich Ihr Verlangen erfüllen; ob ich es gleich nie dahin bringen werde, daß man mir guten Willen zutrauet, oder mich für fähig hält etwas Gutes zu thun.

Diese Liebe für das Volk hatte in ihrem Herzen so tiefe Wurzel geschlagen, daß sie ihr durch nichts entrissen werden konnte. Entstanden hier oder da Unruhen, und man suchte sie auf die Urheber dieser Scenen aufmerksam zu machen, vielleicht auch sie zur Rache gegen dieselben zu ermuntern, dann gab sie denen, welche sich dergleichen Bemerkungeu erlaubten, zur Antwort: So müssen Sie nicht vom Volke reden; es ist hintergangen worden; aber sein Herz hat keinen Antheil an diesem Irrthum.

Außerdem nahm sie auch noch andere Rücksichten auf dieses Volk, die um so mehr hier Erwähnung verdienen, da es ihr dieselben nicht Dank wußte. Als sie nemlich ihren Kindern zu Saint-Cloud die Blattern einimpfen ließ, trieb sie die Herablassung so weit, daß sie an den Tagen, wo sich die Einwohner von Paris in dem dortigen Park vergnügten, nicht vor die Thür gieng. Wie leicht könnte es geschehen, sagte sie, daß ich die Leute mit der Krankheit ansteckte, die meine Kinder jetzt haben! Demzufolge blieb sie lieber zu Hause, als daß sie jemanden vom Spaziergehen ab-

schreckte. Unfehlbar würde man diese Sorgfalt mit dem größten Danke erkannt haben, wenn die Leichtgläubigkeit derer, die sich hinter das Licht führen ließen, nicht eben so groß gewesen wäre, wie die Bosheit jener treuloſen Verläumder, von welchen sie getäuscht wurden.

In dieser Hinsicht stimmte die Denkart Marien Antoinettens mit den Gesinnungen Ludwigs des Sechzehnten vollkommen überein. Da nemlich derselbe sehr überzeugt war, daß das Feuer des Aufruhrs nur von einigen strafbaren Großen angefacht würde, so widmete er den Verblendeten, welche sich hierbey zu Werkzeugen gebrauchen ließen, nach wie vor das zärtlichste Wohlwollen; besonders den Parisern, die, seiner Meinung nach, um so weniger der Verführung entgehen konnten, da man ihnen die meisten Schlingen gelegt hatte.

Unstreitig war es ein Unglück, daß sich die Königin durch die üble Meinung, welche sie von einigen Großen hegte, verleiten ließ, ihren Unwillen ganze Stände entgelten zu lassen; doch findet man sich allerdings bewogen, ihr auch diesen Irrthum zu verzeihn, wenn man an die ersten Ereignisse der Revolution zurückdenkt, und dieselben aus dem nemlichen Gesichtspunkte betrachtet, woraus sie dereinst die Nachwelt betrachten wird.

Die Versammlung der Notabeln, welche Herr von Calonne veranstaltet hatte, mußte die Besorgniß in ihr erre-

erregen, daß von den zwey vornehmsten Ständen der Nation weder für sie, noch für ihren Gemahl, etwas Gutes zu erwarten sey. Man durfte nur einen Blick auf die Namenliste dieser Notabeln werfen, um sich zu überzeugen, daß ihre in der That sehr ehrwürdige Versammlung aus dem Hub der Geistlichen, der Adelichen, und Magistratspersonen zusammengesetzt war. Es ist notorisch, daß sie auf der einen Seite, mit Beyhülfe eines gutdenkenden und die Wirthschaftlichkeit liebenden Königs, alles Mögliche zu Gunsten des Königreichs thun konnte, und daß sie dennoch auf der andern Seite nicht das geringste zu Verminderung der schrecklichen Verlegenheit thun wollte, worin sie den Monarchen verwickelt sah.

Es ist nur allzu wahrscheinlich, daß diese nemlichen Notabeln ganz außerordentlich gegen die Königin eingenommen waren, als sie zu Versailles sich einfanden, und daß dieses die wahre Ursache gewesen sey, weswegen sie den Entwürfen, welche man ihnen vorlegte, nicht über den Weg traueten, und keinen derselben befolgen wollten. In ihrer gemeinschaftlichen Versammlung declamirten sie gegen die Verschwendung des Hofes; in ihren Privat-Zusammenkünften machten sie sich ein eigen Geschäft daraus, die Königin und die Ducheſſe von Polignac so tief als möglich herabzusetzen. Beydes kann zum Beweis dienen, daß sie von jenen Vorurtheilen ein-

genommen waren, welche der Bösewicht Orleans ersonnen und durch seine Helfershelfer verbreitet hatte.

Freylich war damals die schlammichte Quelle noch nicht entdeckt, aus welcher jene schändlichen Unwahrheiten, wodurch man die Königin um Ehre und guten Namen zu bringen suchte, herflossen. Mithin will ich gar nicht in Abrede stellen, daß sich die Notabeln vielleicht nur in so fern strafbar machten, als sie jenen Verläumdungen Glauben beymaßen; aber kurz, sie thaten doch nichts, weder für den König, noch für sein Königreich. War denn also die Königin, da sie den Thron wanken sah, zu verdenken, daß sie auf den Einfall kam, man müsse sich der niedern Volksklassen bedienen, um die höhern zu jenen Aufopferunges zu zwingen, welche die Umstände nothwendig machten?

Jetzt erhob das Publikum einen allgemeinen Schrey gegen die Staatsverwaltung des Herrn von Calonne. Die Folge davon war, daß er in Ungnade fiel. Sein Nachfolger, Herr von Brienne, nahm bey Hofe mancherley Einschränkungen vor, wobey er mit der größten Strenge zu Werke gieng. Sie betrafen größtentheils solche Personen, die bey der Königin vorzüglich beliebt waren. Dieß gieng ihr zwar nahe, aber sie schwieg. Desto bereitwilliger ließ sie sich alle Aufopferungen gefallen, wobey sie für ihre eigene Person interessirt war;

ja sie that von freyen Stücken noch mehr, als man von ihr zu begehren schien. Diese Uneigennützigkeit hätte man ihr allerdings Dank wissen sollen, und zwar um so mehr, da sie zum Beweis diente, daß es weder in ihrem Charakter noch in ihren Grundsätzen lag, die Schätze des Staats zu verschwenden. Leider war es aber schon so weit gekommen, daß man zu nichts mehr gegen sie verpflichtet zu seyn glaubte.

Als diese Ersparnisse noch nicht hinlänglich waren, verlangte man, das Parlement solle neue Auflagen bewilligen, und insbesondere die Classe der reichen Gutsherren einer Land-Schatzung unterwerfen. Bey dieser Gelegenheit wurde man gewahr, daß in dem Parlemente die nemlichen Vorurtheile herrschten, wie in der Versammlung der Notabeln. Die nächtlichen Zusammenkünfte, welche bey dem Herzoge von Orleans gehalten wurden, und die verwegenen Reden einiger, zu seiner Parthey gehörigen, jungen Parlementsräthe, dienten zum überzeugenden Beweis, daß man mit dem Vorhaben umgieng, den Mißcredit, in welchen man die Königin gesetzt hatte, zum Nachtheil des Königs anzuwenden, und eben dadurch eine Veränderung der Regierungsform zu bewirken.

Beyde waren von den boshaften Anschlägen, welche man gegen sie im Schilde führte, sehr gut unterrichtet.

Ja, ich weiß sogar von sicherer Hand, daß man ihnen einen von der Parthey des Orleans entworfenen Plan vorlegte, der darauf abzweckte, das ganze Königreich in Aufruhr zu setzen. Vermöge dieses Plans wollte man Frankreich in eben so viele föderative Republiken abtheilen, als es in diesem Reiche Parlementer gab, und sodann sollte der Herzog von Orleans zum obersten Protector dieser nemlichen Republiken öffentlich ausgerufen werden.

Dieß war nun freylich eine Narrheit, woran die Parlamenter, im Ganzen betrachtet, gewiß keinen Antheil genommen hatten. Diese Landescollegien kannten allem Vermuthen nach nicht einmal den Zweck, wozu man sich ihrer zu bedienen gedachte. Da sie jedoch (und schon dieß war Verbrechens genug) mit aus dem Taumelkelche getrunken hatten, so folgten sie der Richtung, die ihnen Orleans geben ließ, und rissen zugleich die ganze Masse des Volks unaufhaltsam mit fort.

Hier, in diesen nemlichen Landescollegien war es, wo jener wüthige Meutemacher sich die ersten Rädelsführer ausersah, die ihm zu seiner Verschwörung behülflich seyn sollten. Diese Mordbrenner zeichneten sich bey jeder Gelegenheit, wo es darauf ankam, den König und seine Gemahlin verächtlich zu machen, durch ihren Eifer ganz vorzüglich aus. Schon damals führten sie gegen diese

hohen Personen eben die entehrende Sprache, welche nachmals von den Menschenwürgern, die in ihre Fußtapfen traten, nur allzu getreu wiederholt wurde. Selbst der Parlementsrath D'Epremesnil, der übrigens so manche gute Eigenschaft besaß, und sich unfehlbar zu den größten Männern seines Zeitalters emporgeschwungen haben würde, wenn er schon damals die Erfahrung gehabt hätte, auf die er späterhin durch den Gang unserer politischen Angelegenheiten geführt wurde, auch dieser erlaubte sich über jeden Tritt und Schritt, den unsere Königin that, die bittersten und unanständigsten Kritiken. Sein Tadel gereichte ihr um so mehr zum Nachtheil, da er ein ungemein witziger, und, im Grunde betrachtet, auch ein sehr rechtschaffener Mann war. Leider ist aber selbst der Tugendhafteste nicht vor Irrthümern sicher, die aus Mangel an Erfahrung entspringen.

D'Epremesnil trieb diese Erbitterung so weit, daß sich die Königin eines Tages gegen ihre Putzmacherin, die ihr ein neumodisches Kopfzeug zum Kauf anbot, folgender Ausdrücke bediente: Recht gern wollte ich es ihr abkaufen, wenn ich nur wüßte, daß mir Herr D'Epremesnil die Erlaubniß gäbe, es tragen zu dürfen.

Da diese Prinzessin nur allzu gut wußte, wer die Leute waren, welche ihr allen diesen Kummer und Ver-

druß zubereiteten, so bedauerte sie das Volk um so mehr, daß es sich von ihnen zu so gefährlichen Irrthümern verleiten ließ. Sie wähnte, wenn man es nur dahin bringen könne, ihm die Augen zu öffnen, so werde sie vielleicht in der Folge weniger unglücklich seyn. Jetzt gieng ihr ein Schimmer von Hoffnung auf; denn da sich die Parlementer weigerten, eine Abgabe zu registriren, die doch offenbar darauf abzweckte, dem Volke Erleichterung zu verschaffen, so glaubte sie, dieses müsse doch endlich einsehen, daß es seinem Interesse widerstreite, jene Gerichtshöfe in ihrer Widerspenstigkeit zu bestärken.

In der Absicht, über diese Widerspenstigkeit den Sieg zu erkämpfen, boten die Minister alles auf, was die königliche Autorität noch vermochte. Der König veranstaltete eine feyerliche Parlementssitzung, um die Edicte, welche man durchaus nicht für gültig erkennen wollte, in seinem Beyseyn registriren zu lassen. Allein der Herzog von Orleans und die wenigen Parlementsräthe, welche sich zu Ausführung seiner Zerstörungsentwürfe mit ihm verbündet hatten, führten sowohl vor als während der Sitzung eine so impertinente Sprache, daß es ihnen der König unmöglich vergeben konnte.

Bey seiner Zurückkunft nach Versailles ließ sich der Monarch verlauten, daß er den Herzog von Orleans und einige Räthe ins Exil schicken werde. Selbst diese

unbedeutende Bestrafung war so wenig nach dem Geschmack des damaligen Zeitalters, daß die Höflinge über den Entschluß des Königs in Schrecken geriethen. Inzwischen konnten sie die Königin schlechterdings nicht bewegen, ihrem Gemahl davon abzurathen. Sie glaubte, daß man den Respect gegen des Königs Majestät aus den Augen gesetzt habe, und dieses war unter allen Verbrechen das einzige, welches sie niemals verzieh.

Die Verbannung des ersten Prinzen von Geblüt war eben mit keinen sonderlichen Schwierigkeiten verbunden. Als man aber dieses Urtheil an seinen Mitverschwornen, den Parlementsräthen, vollstrecken wollte, hatte man hierzu ein ganzes Heer Soldaten nöthig.

Dieses strenge Verfahren hatte die Folge, daß es der Königin die Herzen der wenigen Franzosen, welche ihr noch zugethan waren, vollends abwendig machte. Man rechnete es ihr zum Verbrechen, und zwar zu einem unverzeihbaren Verbrechen, an. Orleans, welcher ihr seine Verbannung auf den Kopf schuld gab, sann während seiner Entfernung von Paris auf alle nur erdenkliche Mittel, sich des glücklichen Erfolgs jener rachgierigen Entwürfe zu versichern, die er schon längst in aller Stille ausgeheckt hatte.

Die Parlementer boten alles auf, was nur in ihren Kräften stand, damit dieses Ungeheuer wieder zurück-

berufen würde. Ungeachtet jenes bescheidenen Benehmens, welches Landescollegien, die auf Ehre halten, nicht leicht aus den Augen zu setzen pflegen, konnte man deutlich genug aus den Vorstellungen dieser Justizhöfe schließen, daß sie eben nicht die besten Gesinnungen für die Königin hegten.

Unter andern nahm sich diese Prinzessin folgende Stelle, die in einer dieser sogenannten Suppliken vorkam, ganz außerordentlich zu Herzen:

„Wenn die Treue und Anhänglichkeit der Prinzen,
„die von Ihrem Geblüt entsprossen sind, mit der Verwei-
„sung aus Ihren Augen belohnt wird, so können wir nicht
„umhin, uns mit eben so viel Schmerz als Erstaunen die
„Frage vorzulegen: was denn endlich aus den Gesetzen
„werden soll? was aus der öffentlichen Freyheit, ohne
„welche die unsrige unmöglich bestehen kann? was aus
„der Nationalehre und den Sitten der Franzosen? aus
„jenen so sanften Sitten, deren Beybehaltung um so
„nothwendiger ist, da solches sowohl das Interesse des
„Throns als der Unterthanen erheischt.“

„Diese Mittel, Sire, hat ihnen gewiß nicht Ihr
„Herz angerathen; diese Beyspiele stimmen nicht mit
„den Grundsätzen Ewr. Majestät überein; sie entsprin-
„gen aus einer ganz andern Quelle.“

Die letztern Worte, meinte die Königin, wären auf sie gemünzt. Wie sollte, wie konnte sie denn auch anders von jener Coalition urtheilen, welche zwischen der ganzen Magistratur und ihren abgesagtesten Feinden Statt hatte; von einer Coalition, die auf nichts geringeres abzweckte, als das ganze Volk gegen sie in Harnisch zu jagen?

Man hoffte den Uebermuth der Parlementer dadurch zu bändigen, daß man sie aufhob, und ihre Stelle durch eine ganz andere Magistratur ersetzte. Dieß hatte die Folge, daß sich der Adel in Bretagne gegen diese Neuerung auflehnte; daß sogar öffentliche Beamte sich weigerten, den Befehlen des Hofs zu gehorsamen. Dergleichen Beyspiele, welche nachher auf das Betragen des sogenannten dritten Standes (tiers-état) einen so verderblichen Einfluß hatten, waren eben nicht dazu geeignet, der Königin eine vortheilhafte Meinung von den höhern Volksklassen beyzubringen.

Dieser Streit endigte sich damit, daß der Hof nachgeben mußte; ein Extrem, das man leicht hätte vorher sehen können. Jedes Reich, wie auch übrigens seine Verfassung beschaffen seyn möge, hat vermöge seiner Fundamentalgesetze, seiner Gebräuche und Gewohnheiten, und der unter seinen Bewohnern herrschenden Meinung, eine gewisse Art des Seyns, welche man kennen

und respectiren muß, wenn man gut regieren will. Da nun die Minister, welche damals in Frankreich am Staatsruder saßen, diese erste und vornehmste Grundregel der Politik ganz aus der Acht ließen, so konnte es nicht anders seyn, als daß sie eben dadurch alles verdarben. Das größte Unglück war dieß, daß ihre verkehrten Maaßregeln dem ersten Prinzen von Geblüt das sicherste Mittel an die Hand gaben, die Königin vollends unglücklich zu machen.

Die Parlementer drangen auf die Zusammenberufung der Generalstände; die Adelichen gaben das nemliche Verlangen zu erkennen, und die Geistlichkeit, welche gar nicht Ursache hatte, sich mausig zu machen, trat ihnen ebenfalls bey. Aus Achtung für die Geistlichkeit legte sich der König zum Ziel. Man bewilligte jene Versammlung der Stände, weil man es für entschieden annahm, daß ihre Zusammenberufung die Folge heben würde, die großen Corporationen in ihre Gränzen zurückzuweisen.

Die Minister, welche damals angestellt waren, wurden verabschiedet. Bey den öffentlichen Freudensbezeugungen, die ihr Fall veranlaßte, und wozu Orleans das Geld hergab, beliebte es dem Pöbel, die Bildnisse dieser Männer auf das schändlichste zu mißhandeln. Die nemliche Beschimpfung widerfuhr auch der Ducheſſe

von Polignac; und gegen die Königin stieß man die schrecklichsten Flüche und Verwünschungen aus. Immer leitete der grimmige Orleans dergleichen tumultuarische Auftritte dergestalt ein, daß man hiebey die hohe Person nicht aus den Augen verlor, welche seine Streiche zu allerletzt treffen sollten.

Während dieser Scenen, die nur das Vorspiel von noch weit fürchterlichern waren, die der Königin bevorstanden, zog Necker zum zweytenmale die Aufmerksamkeit des Publikums an sich. Freylich war er der Mann eben nicht, den die beyden höhern Volksklassen an der Spitze der Staatsgeschäfte zu sehen wünschten; aber der große Haufe hatte sich nun einmal in ihn vernarrt. Er war damals der Abgott des Pöbels; da man nun den Pöbel zu erheben, und durch dessen Beyhülfe die beyden höhern Stände herabzusetzen wünschte, so berief man Neckern wieder nach Hof.

Die Königin schrieb mit eigener Hand an ihn, sagte ihm in ihrem Schreiben ungemein viel Schönes, und schloß endlich damit, daß sie ihn einlud, seine ehemalige Stelle als Finanzminister wieder anzutreten. Wahrscheinlich hatte die Königin die Absicht, sich durch diesen Schritt wieder ein wenig beym Volke beliebt zu machen; aber ihre Hoffnung schlug fehl. In Frankreich hatte sie nun ein für allemal keine Gerechtigkeit mehr zu erwarten;

und die Leute, welche zu der Classe gehörten, die sie vor allen andern glücklich zu machen wünschte, hatten für nichts mehr Empfänglichkeit, als nur für solche Gesinnungen, die ihnen von den Unruhstiftern eingeprägt wurden.

Necker, ein Mann, der von Stolz und Eigenliebe strotzt, nahm die Einladung der Königin mit dem größten Vergnügen an. Letztere ertheilte ihm eine Privat-Audienz von drey Viertelstunden, verschaffte ihm von Seiten der königlichen Familie die schmeichelhafteste Aufnahme, und bewog den König, ihm alles zu bewilligen, was er sich zu Befriedigung seines Ehrgeizes wünschte. Er ward zum Staatsminister und Generaldirector des Finanzwesens ernannt.

Während der zweyten Staatsverwaltung dieses Ausländers mußte die Königin leider wahrnehmen, daß die Ausgelassenheit ihrer Feinde immer höher und höher stieg. Kaum war es bekannt geworden, daß er zum zweytenmal in das Kabinet berufen sey, als eine zahllose Menge Schmähschriften gegen sie erschienen, worin sie mit einer solchen Wuth angegriffen wurde, daß man Ursache hatte, alles Mögliche für ihr Schicksal zu fürchten. Da Herr Necker das Publikum so gern mit seinen polltischen Großthaten unterhält, so sollte man billig erwarten, daß er ihm endlich die Trostgründe

vorlegen würde, wodurch er seine hohe Wohlthäterin unter diesen so bedenklichen Umständen zu beruhigen suchte.

Ich für meine Person habe nie ein Wort davon gehört. Nur eines einzigen hieher gehörigen Umstandes weiß ich mich zu erinnern, und diesen will ich erzählen. Herr Necker hatte nemlich eines Tages erfahren, daß die Königin eine von jenen wohlthätigen Handlungen vollbracht habe, dergleichen in ihrem Leben so viele vorkommen, und die sie aus Bescheidenheit vor den Augen der Welt zu verbergen suchte. Er bat sie um Erlaubniß, diesen schönen Zug öffentlich bekannt machen zu dürfen, damit man sie, sagte er, desto besser kennen lerne. Dieß hieß doch in der That sich eines sehr armseligen Hülfsmittels bedienen, um ihr wieder zu dem Besitz alles dessen zu verhelfen, was ihr entrissen worden war. Die Königin wußte die Macht der Vorurtheile, welche sie unter den damaligen Umständen wider sich hatte, viel richtiger zu beurtheilen, wie er. Sie gab ihm daher zur Antwort: Erwähnen Sie ja nichts davon! wozu dient es? Man würde Ihnen doch nicht glauben. Necker gehorsamte, und es kann seyn, daß ihm dieser Gehorsam bey der Nachwelt zum Vorwurf gereicht. Besser wäre es vielleicht gewesen, wenn man sich bestrebt hätte, die schönen Thaten der Königin eben so allgemein bekannt zu machen, wie die gehässigen Anekdoten, wodurch man sie zu verläumden suchte.

Es bedarf wohl keiner umständlichen Bestätigung, daß die unglückliche Marie Antoinette unter den drükkenden Bekümmernissen, womit sie unaufhörlich zu kämpfen hatte, weder an Bälle, noch Schauspiele, oder andere Lustbarkeiten dachte. Sie mochte, sie konnte kein Vergnügen mehr genießen. Von jener Heiterkeit, jenem Frohsinn, wodurch sie sich so allgemein beliebt machte, als sie noch Dauphine war, sah man keine Spur mehr an ihr. Der Gram, welcher an ihrem Herzen nagte, hatte alle ihre Gesichtszüge verändert. Sie sah sich gar nicht mehr ähnlich.

Eines Tages ereignete sich der Fall, daß sie im Gehölze bey Boulogne dem alten Marschall von Biron begegnete, und da derselbe in langer Zeit nicht die Ehre gehabt hatte sie zu sehen, so kannte er sie nicht mehr. Die Zeit war nahe, wo er an der Spitze seines Regiments vor dem Könige die Revüe passiren sollte. Da er nun erst seit kurzem von einer schweren Krankheit genesen war, so übte er sich im Reiten, damit es ihm bey jener Revüe, die, im Vorbeygehen gesagt, seine letzte war, nicht fremd vorkommen möchte. Er war eben, in der Absicht ein wenig auszuruhen, vom Pferde gestiegen. Die Königin ging auf ihn zu, und fragte ihn sehr freundlich, wie er sich befinde. I nu, Madame, erwiederte der Marschall, es geht ja so! Da bin ich wieder ein wenig ausgeritten, wie Sie sehen, weil der

König Revüe halten will. — Das ist ja recht gut, Herr Marschall, sagte die Königin; es soll mich freuen, wenn ich Sie bey der Revüe sehe. — Madame, fuhr der alte Krieger fort, wenn Sie meines Beystandes bedürfen, so verspreche ich Ihnen, daß Sie einen recht guten Platz haben sollen. — Herr Marschall, ich nehme Sie beym Wort! — Der Marschall: Mit wem habe ich denn die Ehre zu sprechen? — Die Königin: Ich heiße Marie-Antoinette! — Dort stand der Marschall wie aus den Wolken gefallen. Er wußte sich jedoch in der Geschwindigkeit wieder zu fassen, und entschuldigte sich bey der Königin mit aller Politesse, die sich bey einem bejahrten Hofmanne erwarten läßt. In der That war ihm dieser Irrthum sehr zu verzeihen. Jeder andere, der, wie er, die Königin seit jener glücklichen Periode, wo sie alle Herzen an sich zog, nicht wieder gesehen hätte, würde sie damals, als der Marschall sie sprach, eben so wenig wieder erkannt haben.

Es erwarteten sie jedoch noch weit schrecklichere Schicksale, und diese wurden von den nämlichen Generalständen herbeygeführt, die auf Verlangen der vornehmsten Volksklassen waren zusammenberufen worden. Von Seiten des Hofes hatte man diese Zusammenberufung versprochen, ehe noch Necker von neuem ins Ministerium getreten war; mithin hatte es das Ansehen,

als ob er wenigstens in dieser Rücksicht ganz Vorwurfsfrey sey. Auf jeden Fall konnte er sich damit entschuldigen, daß der Adelstand, die Geistlichkeit und die Magistratur auf diese Zusammenberufung gedrungen habe; und dieß war allerdings sehr gegründet.

Er konnte ferner sagen, da der König einmal jenes Versprechen von sich gestellt habe, so müsse es der König auch erfüllen. Man hielt demnach nicht nur Wort, sondern veranstaltete sogar die Zusammenberufung vor dem hierzu bestimmten Termin, und hieran that man sehr unrecht; denn diese Eilfertigkeit in Betreff einer Sache, wovon das Wohl oder Wehe des ganzen Königreichs abhieng, war in der That nicht weise.

Da man nun einmal in dem Wahn stand, daß nicht ein Augenblick Zeit zu verlieren sey, so machte man es sich zum dringendsten Geschäft, das Verhältniß zu bestimmen, in welchem jeder der drey Stände seine Deputirten abschicken sollte. Necker that den Ausspruch, der dritte Stand müsse das Recht haben, gerade so viel Deputirte zu stellen, wie die beyden andern Stände zusammengenommen; das heißt: Wenn die Geistlichen dreyhundert und der Adel ebenfalls dreyhundert abschickte, so sollte der dritte Stand sechshundert absenden dürfen. Diese Ueberlegenheit der Stimmen, welche man dem dritten Stande bewilligte, hieß die doppelte Repräsentation.

Der

Der König sowohl als die Königin hatten nicht das geringste gegen Neckers Ausspruch einzuwenden. Sie stellten nemlich folgendes Räsonnement an: „Die reichern Volksklassen haben die Zusammenberufung der Generalstände ausdrücklich begehrt; mithin dürfen sie sich nicht darüber beschweren, daß diesem Gesuche willfahrt worden ist. Sie wollten sich nicht zu den Aufopferungen verstehen, welche der Zustand der Finanzen unumgänglich erheischt; mithin muß man der königlichen Autorität durch die Macht des Volks den erfoderlichen Nachdruck geben, damit sie jene Aufopferungen erzwingen kann.“ Aus diesem Räsonnement folgte ganz natürlich, daß man darauf bedacht seyn mußte, in der Versammlung der Generalstände dem dritten Stande ein gewisses Uebergewicht der Stimmen über die beyden andern zu verschaffen.

Als man aber diesen Calcul hiebey zum Grunde legte, vergaß man jene Mitglieder des dritten Standes mit in Anschlag zu bringen, die als Deputirte der Geistlichkeit auftreten und dem dritten Stande nicht nur eine Gleichheit, sondern eine wirkliche Mehrheit der Stimmen verschaffen würden, so daß der Ausgang der gemeinschaftlichen Berathschlagungen allemal von der Willkühr des dritten Standes abhieng, ohne daß es die beyden höhern Stände zu hindern vermochten.

Diejenigen, welche die ehemaligen Besitzungen der Geistlichkeit und des Adels an sich gerissen, und eben dadurch die Erfahrung gemacht haben, daß es sich ohne Geistliche und Adeliche auf einen ganz angenehmen Fuß leben lasse, werden diese Einrichtung unfehlbar sehr vernünftig finden. Wenn man ihnen nun aber dieses auch zugeben, und über die Ursache, warum sie dieselbe so finden, gänzlich hinwegsehen wollte, so würde man ihnen noch immer die Frage vorlegen können: warum sie den König und die Königin, die ihnen zu Erlangung dieser vorgeblichen Wohlthat behülflich waren, mit einem so schändlichen und unerhörten Undank belohnten?

Necker befand für gut, die nemlichen Notabeln, welche bereits Herr von Calonne zusammenberufen hatte, von neuem zu versammeln. Er versammelte sie jedoch keineswegs in der Absicht, sich ihres Rathes zu bedienen, sondern bloß deswegen, damit sie das, was er unwiderruflich beschlossen hatte, sanctioniren sollten. Allein für dießmal hatte er sich in seiner Rechnung betrogen. Die Notabeln bemerkten die Schlinge, worin er sie zu fangen suchte, und versagten der doppelten Repräsentation fast einmüthig ihre Genehmigung.

Demungeachtet wollte sie Necker mit aller Gewalt eingeführt wissen, und wirklich wurde sie unter königlicher Autorität sanctionirt. Jetzt konnte man wenigstens

nicht vorgeben, daß diese abermalige Neuerung vom Hub der Geistlichkeit, des Adels und der Magistratur verlangt worden sey. Demungeachtet hatte Necker die Unverschämtheit die beyden höhern Stände sogar in Betreff dieses Artikels der Unwahrheit zu beschuldigen. Er gab nemlich vor, und behauptet noch bis auf die Stunde, wo ich dieß schreibe, daß die Initiative jener doppelten Repräsentation weder ihm noch dem Volke zuzuschreiben sey; indem bereits zwey Monate früher, als er wieder ins Ministerium getreten wäre, eine Gesellschaft im Delphinat, wobey ein Adelicher präsidirte, darauf angetragen habe.

Endlich kamen sie denn an, diese Generalstände, welche die Königin in der Folge den Händen der ruchlosesten Bösewichter dieses Jahrhunderts überantworten sollten. Sobald sie sich nur blicken ließen, lag der Königin die Zukunft in allen ihren Schrecknissen vor Augen. Von nun an durfte sie nicht mehr hoffen, daß je das Glück wieder zu ihr zurückkehren werde. Sie konnte so zu sagen keinen Schritt mehr thun, ohne daß ihr ein Unglück nach dem andern von Fuß auf nachfolgte, und das letzte war immer noch ärger als das vorhergehende. Sie litt, sie erduldete alle Qualen, welche die Ungerechtigkeit, die Wuth und die Bosheit der Menschen einer Person, die sie sich zum Schlachtopfer ausersehen haben, je zufügen konnten. Nicht leicht traf

jemanden ein härteres Schicksal, wie sie. Indes strahlen die Tugenden, welche sie unter ihren Leiden und Verfolgungen an den Tag legte, einen Glanz von sich, der alle kommende Jahrhunderte überzeugen wird, daß die unglücklichste unter allen Prinzessinnen zugleich diejenige war, welche vor allen andern ein glückliches Schicksal verdiente.

Ende des fünften Buchs.

Sechstes Buch.

Kaum waren die Deputirten, welche der Versammlung der Generalstände beywohnen sollten, zu Versailles angelangt, als die Königin leicht abnehmen konnte, daß sie sich in einer sehr gefährlichen Lage befinde, woraus keine Rettung zu hoffen sey, und daß sie die neuen Unglücksfälle, die ihr bevorstanden, gerade von jenen Volksklassen zu gewärtigen habe, auf die sie bis dahin ihr ganzes Vertrauen gesetzt hatte. Jetzt, aber leider zu spät, machte sie die traurige Erfahrung, daß es kein größeres Uebel auf der Welt gäbe, als wenn man von boshaften Menschen an seiner Ehre und an seinem guten Namen gekränkt wird.

Wirklich nahm alles auf einmal eine ganz andere Gestalt an, und zwar im nemlichen Nu, wo die Versammlung der Generalstände eröffnet werden sollte. Es ging eine förmliche Revolution vor sich. Die beyden höhern Stände, welche die aufrichtigste Treue und Anhänglichkeit für den Thron an den Tag legten, vereinten

sich auf immer mit ihm; der dritte Stand hingegen riß sich auf immer von ihm los.

Bey Gelegenheit der Prozession, welche man vor der ersten Sitzung der Generalstände veranstaltete, mußte die Königin leider wahrnehmen, daß das Volk ganz von ihr abgefallen war, und daß es diesen Abfall ohne alle Schonung zu erkennen gab. Der Herzog von Orleans war der Held dieses festlichen Tages; er allein zog alle Herzen an sich; er allein ärntete den allgemeinen Beyfall.

Bevor die Prozession ihren Anfang nahm, mußten die sämtlichen Deputirten, welche sich in der Liebfrauenkirche versammelt hatten, bey dem Könige und der Königin vorüber defiliren. Letztere blieb während dieser Ceremonie, die ziemlich lang dauerte, immer aufrecht stehen, und erwiederte die Begrüssung eines jeden von den Vorübergehenden mit einer tiefen Verbeugung, womit sie so viel Anmuth und Würde vereinbarte, als sie noch bey keiner andern Gelegenheit gezeigt hatte. In ihrem ganzen Leben hatte sie sich noch nie von einer so majestätischen und doch so liebenswürdigen Seite dargestellt. Demungeachtet machte dieß auf die Herzen derer, welche zum dritten Stande gehörten, und die sie durch jenes Betragen hauptsächlich zu gewinnen suchte, nicht den allergeringsten Eindruck. Sie waren und blieben wie Eis.

Auf der Straße, und überall wo der Zug hinging, brachte ihr Anblick eine Wirkung hervor, die gar nichts Gutes prognosticirte. Das Volk war nemlich so mukkisch, daß es ein tiefes und ununterbrochenes Stillschweigen beobachtete. Alle unpartheyische Zuschauer geriethen hierüber in die äußerste Bestürzung. Es kam ihnen vor, als spielte Marie Antoinette jetzt nicht sowohl die Rolle einer Königin, welche sich nebst ihrem Gemahl bey dieser Feyerlichkeit in der Absicht eingefunden hatte, derselben desto mehr Glanz und Ansehen zu verschaffen, sondern vielmehr die eines Schlachtopfers, das man in vollem Gepränge zum Altar führte. Man denke sich die Empfindungen, welche eine so grausame Behandlungsart in dem Herzen dieser unglücklichen Prinzessin erregen mußte. Ihre ganze Seele war vom Gefühl des innigsten Schmerzes ergriffen. Sie war nicht vermögend ihren Kummer zu verhelen. Mit niedergesenkten Blicken ging sie einher, und die Thränen rollten ihr häufig über die Wangen herab. Demungeachtet machte dieser rührende Anblick nicht den geringsten Eindruck auf das Volk; denn Orleans hatte aller Augen verblendet, und aller Herzen verhärtet.

Die Prozession begab sich in die Ludwigskirche, wo abermals gewisse Ceremonien vorgenommen wurden, die ziemlich lang dauerten. Von da ging der Zug nach dem Schlosse. Sey es, daß man die Absicht hatte, die Kö-

nigin für die harte Behandlung, welche ihr wiederfahren war, zu entschädigen, oder daß man dem Drange nicht länger widerstehen konnte, dieser tiefgebeugten Prinzessin seine Theilnahme zu bezeigen; genug in eben dem Nu, wo sie in das Schloß gehen wollte, ertönte von allen Seiten der Zuruf: Hoch lebe die Königin! Allein die Wunde, welche man ihrem Herzen geschlagen hatte, war viel zu tief, als daß man dieselbe sogleich durch Darreichung dieses Balsams wieder zuheilen konnte. Sie verbarg sich in ihrem Kabinet, um ihren Thränen freyen und ungehinderten Lauf zu lassen. Von diesem Tage an war die Tochter eines Kaisers, die Gemahlin eines Königs von Frankreich, weiter nichts mehr, als eine unglückliche Person, deren Schicksal Mitleid erregte.

In der ersten Sitzung der Generalstände, wobey der König präsidirte, erschien sie an dessen Seite. Man hatte ihr einen Sessel angewiesen, der etwas tiefer als der Thron stand. Als sich der König erhob, um seine an die Versammlung gerichtete Rede zu halten, stand sie ebenfalls auf. Der Monarch ersuchte sie, sich wieder niederzulassen; sie erbat sich aber die Erlaubniß, aufrecht stehen zu bleiben. In dieser Stellung, den Blick zur Erde gesenkt, und in ernste Betrachtungen vertieft, hörte sie dem Vortrage des Königs mit der größten Aufmerksamkeit zu. Ihr Anzug war so einfach

als möglich. Die Bescheidenheit in ihrem Betragen, das freundliche aber dennoch majestätische Wesen, welches aus allen ihren Gesichtszügen hervorleuchtete, und die Thränen, die ihr wider ihren Willen aus den Augen perlten, dieß alles zusammengenommen stellte einen unbeschreiblich schönen und rührenden Anblick dar. Jedermann war davon gerührt, bezaubert, entzückt. Alle Anwesenden klatschten ihr Beyfall zu; alle schrieen: Hoch lebe die Königin! Man ließ ihr Gerechtigkeit wiederfahren; sie hatte über alle Herzen gesiegt. Leider war aber ihr Triumph nur von kurzer Dauer, und der letzte dieser Art.

Je ungerechter die Menschen mit ihr umgiengen, desto mehr bestrebte sie sich, ihnen alle mögliche Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Orleans hatte durch seine Intriguen die meisten Deputirten des dritten Standes auf seine Seite gebracht. Die Königin gab sich alle erdenkliche Mühe, sie mit dem Könige wieder auszusöhnen. Sie kam bey jeder Gelegenheit ihren Wünschen zuvor; sie gab Befehl, ihnen zu jeder Stunde des Tages in den Gärten zu Trianon und Versailles, wie auch in den Thuillerien, den Zutritt zu gestatten; sie schickte jedem Deputirten eine Charte zu, die ihm in allen Schauspielen, sowohl bey Hofe als in der Stadt, freyes Entre' verschafte; aber alle diese Höflichkeitsbezeugungen wurden mit der schnödesten Gleichgültigkeit erwiedert.

Die Königin hatte den Wunsch geäußert, daß der Duc und die Ducheſſe von Polignac ihr Beyſpiel nachahmen möchten. Demzufolge waren ihnen alle Deputirte, ohne Unterſchied des Standes, in ihrer Behauſung, ihren geſellſchaftlichen Unterhaltungen und bey ihrer Tafel willkommen. Auch dieſe zuvorkommende Gefälligkeit verfehlte ihren Zweck. Der boshafte Orleans gab auf alles Acht. Jene Deputirten, die es wagten, bey Hofe zu erſcheinen, ſich der Königin zu nähern, oder bey dem Duc und der Ducheſſe von Polignac Beſuch abzuſtatten, ſetzten ſich der Gefahr aus, für Feinde des Volks gehalten, und als ſolche denuncirt zu werden. Unter den Volksrepräſentanten des dritten Standes trat ſogar ein Journaliſt auf, der weder Scheu noch Schaam hatte, und es ſich zum Geſchäft machte, ſowohl die Königin als ihre Freundin in ſeinen Flugblättern öffentlich zu beſchimpfen. Dieſer Journaliſt war der Graf Mirabeau, der unter allen Volksaufwieglern das meiſte Talent hatte, den großen Haufen hinter das Licht zu führen, und alles durch einander zu hetzen. Bald ſpielte er die Rolle eines Orleaniſten, bald die eines Royaliſten, ſo, daß man wohl ſahe, ſein größtes Vergnügen beſtehe darin, das Publikum bey der Naſe herumzuführen, und es hinüber und herüber zu zerren.

Zum Beweis, daß die Königin keineswegs die Abſicht hatte, ſich durch die Gefälligkeiten, welche ſie den

Deputirten des dritten Standes erzeigte, einige Vortheile zu verschaffen, kann unter andern Folgendes dienen. Als ihr eines Tages verschiedene Deputirten dieses Standes ihre Dienste anboten, und sie in den feurigsten Ausdrücken von der Treue und Anhänglichkeit versicherten, welche sie ihrer Person gewidmet hätten, gab sie ihnen diese merkwürdige Antwort: An mich, meine Herren, dürfen sie gar nicht denken. Alles was ich von Ihnen begehre, alles warum ich Sie inständig bitte, ist dieß: Nehmen Sie Ihre Maaßregeln so, daß der Respekt nicht aus den Augen gesetzt wird, welcher dem Könige gebührt.

Inzwischen waren die Staatsangelegenheiten, durch die Verbrechen des Orleans, durch die Betrügereyen des an der Spitze seiner Parthey stehenden Mirabeau, und durch die Händel, welche die doppelte Repräsentation unter den Deputirten aller drey Stände natürlicherweise veranlassen mußte, dergestalt in Verwirrung gerathen, daß man mit Recht sagen konnte, die Obergewalt sey jedem preis gegeben, der sich ihrer bemächtigen wolle oder könne. Stolz und Kühnheit waren zu allem fähig; aber es fehlte an Genie.

Einer der berühmtesten Schriftsteller *) hat unsere damalige Lage, ob er gleich nicht in unsern Tagen lebte,

---

*) Der Abbee Mably. Man sehe dessen Principes des Negociations Seite 18 und 19, nach der Haager Ausgabe.

weit besser beschrieben, als ich es vermöchte. Hier sind seine Worte:

„Man sah eine ganz neue Ordnung der Dinge vor „sich. Es fehlte an Erfahrung, und mehr noch an „Genie, das die Stelle der Erfahrung vertritt. Da man „Stolz in sich fühlte, ehe man noch gelernt hatte, den„selben zu mässigen, und ihm die gehörige Richtung zu „geben, so ließ man sich auf die unbesonnenste Art von „seinen Eindrücken hinreißen. Alle Gewalten waren in „Bewegung gesetzt, ohne daß nur eine derselben gewußt „hätte, was ste eigentlich wollte *). Da man nicht das „aller geringste vorhergesehen hatte; da man nur in so „fern agirte, als es abwechselnde bald wieder vorüber„gehende Ereignisse und Umstände nothwendig mach„ten; und da man folglich mit keiner einzigen Sache zu „Ende kam; so mußte man sich immer bloß darauf ein„schräuken, neue Pläne zu entwerfen. Wollte man ver„gangene Fehler wieder gut machen, so sah man sich

---

*) Es versteht sich von selbst, daß Orleans hievon eine Ausnahme machte. Dieser wußte mehr als zu gut was er wollte; schlich aber dem vorgesteckten Ziel ganz langsam entgegen, und konnte es deswegen nicht erreichen, weil es mit dem Stolze gemeiniglich ein unglückliches Ende nimmt, wenn er nicht das Genie zum Gefährten hat.

„nöthigt, die aller abentheuerlichsten Mittel zu ergreifen;
„hierdurch ward aber wenig oder gar nichts gebessert,
„und da immer eine Revolution, so zu sagen, die andere
„jagte, so entstanden immer wieder neue Besorgnisse,
„neue Hoffnungen, neue Projekte, neue Unterhandlungen,
„und neue Versprechungen, die eben so unnütz waren
„wie die vorhergehenden. Daher jene Unternehmungen,
„deren glücklichen Erfolg bloß der Zufall entschied; daher
„jene Zänkereyen, die bloß deswegen unbeendigt blieben,
„weil es an Kraft fehlte, sie durchzusetzen; daher end-
„lich alle jene treulosen Handlungen, die diesem Jahr-
„hundert, in welchem man die Unverschämtheit hat, sich
„mit seiner Unredlichkeit zu brüsten, zu immerwährender
„Schande gereichen.“

Alles lockte diejenigen an, die während dieses Um-
schwungs der Dinge an die Spitze der Aufrührer empor
gedrängt wurden, und trieb sie immer vorwärts, so wie
die Aufseher in unsern Colonien die Sklaven ihrer Gebie-
ter, mit der Peitsche in der Hand, vor sich her treiben.
Die Meinung, die Vorurtheile, der Enthusiasmus, die
Macht, die Zeitumstände, alles, alles kam ihnen zu statten;
und dennoch brachten sie nur solche Dinge zu Stande, wo-
durch sie ganz Frankreich, und endlich sich selbst ins
Unglück stürzten; denn Menschen, die keine andern als
nur mittelmäßige Talente besitzen, verstehen die Kunst
nicht, die eben angezeigten Vortheile zu benutzen.

Wie ganz anders war die Lage des Königs beschaffen! Ihm stand nichts mehr zur Seite, als nur noch seine Tugend, und diese mußte natürlicherweise für Schwäche gehalten werden, da es ihr an Macht fehlte. Ein Fürst, der keine andern Vertheidigungsmittel hat, als seine Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe, muß seinen Feinden nothwendig unterliegen.

Ludwig der Sechzehnte bekam nichts mehr von den Staatseinkünften in die Hände, und durfte seinen Truppen nicht über den Weg trauen. Sogar seine Garde du Corps ließ sich anfänglich von den Neuerungen, die an der Tagesordnung waren, hinreißen. Sie fügte dem Eide, kraft dessen sie sich anheischig gemacht hatte, für die Vertheidigung der königlichen Familie ihr Leben aufzuopfern, eine Clausel hinzu, wodurch der Gehorsam, welchen sie dem Könige geschworen hatte, gar sehr modificirt wurde.

Ein unglücklicher Vorfall brachte die Treue dieser Leute vollends zum Wanken. Da nemlich der Hof in jenen stürmischen Zeiten einer immerwährenden Gefahr ausgesetzt war, so hatten sie einen sehr beschwerlichen Dienst. Dieß war ihnen nicht recht. Sie beklagten sich, daß man zwischen ihnen und den Marechaussee-Rottern gar keinen Unterschied mache. Endlich ließen sie ihre Beschwerden von einem Quartiermeister zu Papier

bringen, und ihrem Capitän in Form eines Promemoria übergeben. Der Capitän, welcher eben so wenig nachgeben, als sich in die damaligen Zeitumstände fügen wollte, jagte den Quartiermeister aus dem Dienste. Sogleich verlangten die sämmtlichen Gardisten ihren Abschied. Die Sache ward ernsthaft, und erregte Besorgnisse.

Die Königin nahm es auf sich, diese brave Legion wieder zur Beobachtung ihrer Dienstpflichten zurückzuführen. Sie schlug sich ins Mittel, und brachte es dahin, daß der Quartiermeister seine Stelle wieder erhielt. Die Art und Weise, wie sie die Sache vermittelte, war für die Gardisten so ehrenvoll, daß sich das ganze Corps derselben bey ihr einstellte, und ihr seinen Dank dafür abstattete. Sie ertheilte ihnen folgende Antwort, die von der vorzüglichen Achtung zeugte, die ihr dieses schöne Corps eingeflößt hatte, und mit allem Recht verdiente: Wir schätzen uns glücklich, meine Herren, sagte sie, daß uns dieser Vorfall Gelegenheit verschaft hat, Sie von unserer Dankbarkeit und Zuneigung zu überzeugen.

Ueberhaupt besaß Marie Antoinette eine gewisse Geschmeidigkeit des Geistes, die man nicht leicht bey einer andern Prinzessin antreffen wird. In ihrem Gespräch und in ihren Manieren lag hiernächst eine Art von

Zauber, dem man unmögglich widerstehen konnte. Wäre es ihr möglich gewesen, sich mit allen andern Truppen, mit der ganzen Nation auf eben die Art zu besprechen, wie mit der Garde du Corps, so bin ich sehr überzeugt, daß sie alle Herzen unwiderstehlich an sich gezogen haben würde. Aber eben deswegen, weil man wußte, daß sie jedermann zu ihrem Vortheil einnahm, suchte man alle die, welche einigen Einfluß auf die tumultuarischen Bewegungen des großen Haufen erlangt hatten, durch Verläumdung und Schrecken von ihr entfernt zu halten.

Es gab Leute, und hierzu gehörten sogar verschiedene Deputirte des dritten Standes, die, da sie wohl einsahen, daß unter dem Panier des verächtlichen Orleans wenig Ehre zu erlangen seyn würde, eine Zeitlang bey der Idee verweilten, die Königin zum Oberhaupte einer Faction zu machen. Diese Unsinnigen hatten den Plan entworfen, den König zu suspendiren, die Königin zur Reichsverweserin zu ernennen, und ihr ein Parlement an die Seite zu setzen, das, wie das großbrittanische, aus zwey Kammern bestehen sollte. Leider hatte man während unserer Revolution bereits so viele abgeschmackte, tolle, und ungeheure Projekte ausgebrütet, daß es eben nicht zu verwundern war, wenn man auch noch auf dieses verfiel.

Wenn man jedoch die Gesinnungen und Grundsätze der Königin zu erforschen gesucht hätte, so würde man gefun-

gefunden haben, daß jenes unsinnige Vorhaben schlechterdings unausführbar sey. Jedes Unternehmen, das darauf abzweckte, ihr Interesse von jenem des Königs zu trennen, würde ihr noch weit verabscheuungswürdiger vorgekommen seyn, als irgend eines von denen, die sie durch Aufopferung ihres Lebens zu verhindern suchte. Als die Revolution einen Charakter annahm, der ihr die traurige Wahrheit unverkennbar vor Augen stellte, daß man es darauf angelegt habe, sich an dem Throne zu vergreifen; da identificirte sie sich mehr als jemals mit der Person ihres Gemahls, fest entschlossen, ihn mit ihrem Körper gegen die Dolche seiner Feinde zu decken, wenn sie je bis zu ihm herandringen sollten. Und diesen Entschluß führte sie aus.

Die wenigen Tage des Glücks und der Ruhe, welche sie in ihren frühern Lebensjahren genoß, wurden sehr oft durch dunkle Wolken getrübt; als aber das Unglück über sie hereinbrach, dauerte es in einem fort, ohne daß ihr je ein glücklicher Zufall dasselbe versüßte. Während des angstvollen und peinlichen Zustandes, in welchen sie sich durch die drey Stände des Reichs versetzt sahe, begegnete ihr ein Unglück, das zu den schrecklichsten gehört, die einer zärtlichen Mutter wiederfahren können. Die Gesundheit des Dauphin nahm dergestalt ab, daß man endlich die Hoffnung aufgeben mußte, ihn am Leben zu erhalten. Mehrere Tage lang hatte dieß arme Kind die

unerträglichsten Schmerzen auszustehen. Seine Seufzer, seine Klagen, zerfleischten Marien Antoinetten das Herz. Zu eben der Zeit, wo man ihr schuld gab, daß sie ganze Tage und Nächte damit zubringe, gegen die Wohlfahrt der französischen Nation zu conspiriren, kam diese unglückliche Mutter nicht von dem Bette ihres todtkranken Lieblings, und benetzte dasselbe unaufhörlich mit ihren Thränen. Sie befand sich in einem so trostlosen Zustande, daß dadurch die Leiden des Patienten nur um so mehr zunahmen. Wenn sie ihn fragte, ob er viel auszustehen habe, gab er ihr im rührendsten Tone zur Antwort: Liebe Mamma, ich leide nur dann, wenn ich Sie weinen sehe. Hätte dieser guten Mutter wohl eine härtere Prüfung wiederfahren können?

Am vierten Junius 1789 gab der Dauphin in ihren Armen den Geist auf. Er war noch nicht völlig neun Jahr alt. Seine Eltern trauerten um so mehr über seinen Verlust, da er die schönste Hoffnung erregt hatte, und da nun allgemach die Zeit herannahte, wo er sie realisirt haben würde. Er besaß ganz die Herzensgüte der Bourbonen, in Verbindung mit der Empfindsamkeit und dem einnehmenden Wesen seiner unglücklichen Mutter. Aber welche Leiden würde dieß Kind in der Folge zu erdulden gehabt haben, wenn es nicht der Himmel durch einen frühzeitigen Tod zu sich genomwen hätte? Zuverläßig würde es eben auch zur Schlachtbank

geführt worden seyn, wie seine Eltern und Anverwandten. Wohl ihm, daß es die Greuel nicht mit ansehen durfte, die vom Orleans und dessen Helfershelfern verübt wurden! Sein Tod überhob diese Königsmörder der Mühe, eine Schandthat mehr zu vollbringen.

Wenig Tage nach diesem Verlust, welchen nur die Zeit mildern konnte, wurde die Königin von neuem in das tiefste Leidwesen versetzt. Es war nemlich in eine von den Mördergruben des Palais Royal beschlossen worden, die Ducheſſe von Polignac, und alle Adeliche dieſes Namens, zu proscribiren. Marie Antoinette hatte sich kaum von dem Sterbebette ihres ältesten Sohnes entfernt, und jetzt sah sie schon wieder das Leben ihrer vertrautesten Freundin von Mördern bedrohet! Welch ein Geschick!

Mit jener Proscription, in welche die schamlosen Bösewichter sogar den Grafen von Artois zu verwickeln suchten, war eine desto abscheulichere Bosheit vereinbaret, da man unter den damaligen Umständen alle mögliche Ursache hatte, dem Könige Dank abzustatten. Dieſer Monarch hatte dem Verlangen des dritten Standes in allen Stücken nachgegeben; hatte die Zusammenberufung der Generalstände bewilligt, hatte die doppelte Repräsentation genehmigt, und so eben erst die beyden höhern Stände, aus Gefälligkeit gegen sein Volk, in die

Nothwendigkeit gesetzt, mit dem dritten Stande gemeinschaftliche Sache zu machen.

Da das Tumultuiren, die Unordnungen und die Todesdrohungen immer mehr zunahmen, je nachgiebiger sich der König bezeigte, so stellte man bey Hofe über dieses fürchterliche Phänomen langwierige Berathschlagungen an. Endlich ergriff man eine Maaßregel, die alles verdarb. Man glaubte, Necker sey einer von den Anstiftern dieser ganz außerordentlichen Gährung, die selbst durch die wohlthätigsten Handlungen des Königs nicht gestillt werden konnte. Die Gründe, worauf diese Vermuthung beruhete, gehören nicht hieher.

Genug, der König schickte Neckern den Befehl zu, er solle sich aus dem Königreiche entfernen. Necker gehorchte. Allein vor seiner Abreise schürte er das Feuer der Zwietracht an; dieß ergriff die Stadt, und verbreitete sich von da durchs ganze Reich *). Die Ein-

---

*) Aus dem Hause seiner Tochter, der Geliebten des Grafen von Narbonne, die den Namen eines Baron von Stäel aus Holstein, damaligen königlich schwedischen Gesandten zu Paris, führt, wurden die verschiedenen Angriffe gegen das Invalidenhaus und die Bastille von zwey gebornen Genfern, wovon der eine noch dazu Offizier

wohner von Paris empörten sich, und zeigten nun ohne Heel, wer denn eigentlich die Männer wären, welche sie

---

im Regimente der Königin war, dirigirt. Sie bekam hernach den Beynamen: Circe der Feuillantiner. Mit ihnen kam sie um allen Einfluß, und bestrebte sich im Sommer von 1792 vergeblich, das angestiftete Böse wieder gut zu machen, und den Wagen der Revolution, wie ihr Vater sagt, aufzuhalten. Frau Roland war an ihren Platz getreten, und ward die Circe der Girondisten. Während des Ministeriums ihres Mannes dirigirte sie die Geschäfte, und schrieb unter andern den berühmten Brief an den Pabst in seinem Namen, wie sie das selbst in ihren Denkwürdigkeiten erzählt. Nachdem sich der König für einen Augenblick ermannt, und das ihm aufgedrungene jacobinische Ministerium entlassen hatte, bereitete sie den Angriff auf das Schloß vor, um es wieder einzusetzen, und da dieß nicht gelang, ward das Schloß den 10ten August 1792 gestürmt, wodurch die Regierung wirklich für einige Zeit wieder in die Hände ihres Gatten und seiner Freunde kam. Um den König in steter Gefangenschaft zu erhalten, zeddelte diese Parthey dessen gerichtliche Vernehmung an, die aber zu ihrem, wie zum Verderben des Königs ausschlug. Frau Roland starb auf dem Blutgerüst; und die Tochter eines spanischen Wechslers, itzige Gattin des Herrn Tallien, eines ehemaligen Komödianten, nunmehrigen Legislators, ward bald darauf der Mittelpunkt aller Intriguen zu Paris. Man kann diese drey Weiber die Revolutions-Parcen nennen.

sie zu ihren neuen Oberherren erkohren hatten. Da sie Neckern nicht habhaft werden konnten, so trugen sie wenigstens seine Büste im Triumph umher. Die nemliche Ehre erwiesen sie dem Bildnisse des Orleans, der aber nicht den Muth hatte, sich öffentlich sehen zu lassen. Hätte er sich damals an die Spitze des Volks gestellt, so würde ihn auf der Welt nichts verhindert haben, mit unserm Schicksal zu schalten und walten, wie es ihm beliebt hätte.

Während dieser ersten Aufruhrsscene wurden die abscheulichsten Ausschweifungen begangen. Man dro-

---

Die zwey erstern spannen den Lebensfaden, trugen das Ungeheuer in ihrem sonst unfruchtbaren Schooß, und brachten es zur Welt. Die dritte zerschnitt den Faden. Mit dem 9ten Thermidor von 1794 erstarb das Lebensprincip der Revolution. Die Denkart der Franzosen nahm, von Robespierre's Tode an, eine entgegengesetzte Richtung. Zwar wälzt sich das Ungethüm noch vor unsern Augen in seinem Blute, und neue Ungeheuer erzeugen sich in demselben zur Qual anderer Völker: aber die Kraft der Revolution ist gebrochen, und sie spukt nur noch als ein Gespenste. Man muß hoffen die Wahrheit werde nun hervortreten und es verscheuchen, ein Herkules erscheinen und den Leichnam wegschaffen. Dann werden die Revolutions-Dünste bald verfliegen, und Friede und Wohlfarth von neuem Europens Völker beglücken.

Anm. des Herausg.

hete den Soldaten, die dem Könige treu bleiben würden, mit dem Tode; man feuerte auf das Regiment Royal-Allemand, und tödtete demselben einige Leute; man plünderte das Arsenal und die Pulvermagazine; man bemächtigte sich der Cassen; man nahm alle Waffen weg, die im Invalidenhause vorräthig waren; man hielt die königlichen Kabinetscouriere an und erbrach ihre Depeschen; man richtete mehr als hundert Feuerschlünde gegen die Bastille; man brachte die Besatzung derselben ohne Gnade und Barmherzigkeit ums Leben; der Bürgermeister von Paris ward auf der Treppe vor dem Rathhause ermordet. Alle diese abscheulichen Auftritte ereigneten sich vor den Augen der nemlichen Regimenter, welche man in der Absicht nach der Hauptstadt beordert hatte, die Ruhe zu erhalten, und weder Offiziere noch Gemeine machten nur die geringste Miene dem Unwesen zu steuern.

Der König sah sich gezwungen, wegen seines strengen Verfahrens gegen Herrn Necker, in der Nationalversammlung eine Art von öffentlicher Abbitte zu thun, und ihn durch einen Eilboten zurückberufen zu lassen. Die Pariser ruhten nicht eher, bis sich der König in ihrer Mitte einer ähnlichen Demüthigung unterworfen hatte, und Orleans wußte seine Maaßregeln auf eine solche Art zu nehmen, daß Ludwig der Sechzehnte in seiner Hauptstadt, wenige Jahre darauf, den Tod fand.

Der König hatte sich durch seine zu große Güte gegen das Volk in eine Lage versetzt, wo er nichts mehr abschlagen konnte, und zwar deswegen, weil er keine Macht mehr hatte. Er, für seine Person, sah dem Tode mit einer Art von Sehnsucht entgegen, weil er glaubte, daß dieß das einzige Mittel sey, die Gemüther zu beruhigen, und die bethörte Volksmenge wieder zur Vernunft zu bringen. Desto mehr war er aber dafür besorgt, das Leben derer in Sicherheit zu setzen, die jeden Augenblick befürchten mußten von den Factionisten ermordet zu werden. Er ließ daher dem Grafen von Artois und noch einigen andern Personen, welche man proscribirt hatte, den Befehl zugehen, sich ohne den geringsten Verzug aus dem Königreich zu entfernen.

In gleicher Absicht sah sich die Königin in die traurige Nothwendigkeit gesetzt, diejenige ihrer Freundinnen auf immer von sich zu entfernen, die ihrem Herzen unter allen am theuersten war. Den siebzehnten Julius sollte sich der König nach der Hauptstadt, dem Tummelplatze der Aufrührer begeben, und sich denselben so zu sagen in die Arme werfen. Am sechzehnten in der Mitternachtsstunde, ließ die Königin den Duc und die Ducheſſe von Polignac zu sich rufen, und ersuchte sie beyderseits inständigst, ihre Reise nach dem Auslande noch in der nemlichen Nacht anzutreten. Nein Madame, erwiederte die Ducheſſe, ich werde nicht reisen.

Mögen die Bösewichter mit mir machen, was sie wollen. Es ist meine Pflicht, jede Gefahr mit Ihnen zu theilen.

Die Königin konnte vor Thränen fast gar nicht zum Wort kommen. Sie fürchtete, daß diese Trennung, die ihrem Herzen so weh that, nicht schnell genug vor sich gehen könne. Sie wiederholte ihre Bitte, bestand dringend auf deren Erfüllung, und sagte unter andern: Bedenken Sie, daß sich der König morgen nach Paris begiebt. Wenn man nun von ihm verlangte. . . . Ja, wir haben Ursache das Aergste zu fürchten. Ich beschwöre Sie bey unserer Freundschaft: Reisen Sie! Noch ist es Zeit, der Wuth meiner Feinde zu entfliehen. Das Böse, was man gegen Sie im Schilde führt, gilt nicht sowohl Ihnen, als mir. Ich kann nicht gestatten, daß Sie sich unserer Freundschaft und Ihrer Liebe zu mir aufopfern.

Indem trat der König ins Zimmer. Jetzt wendete sich die Königin an diesen, und sagte: Mein Gemahl! Helfen Sie mir doch diesen biedern Leuten, diesen Freunden von seltener Treue, zureden, daß sie in unsere Trennung willigen! — Der Rath, sprach der König zum Duc und zur Ducheſſe von Polignac, den Ihnen die Königin so eben gegeben hat, ist auch der meinige. Es bleibt Ihnen schlechterdings kein ande-

rer Ausweg übrig. Mein unglückliches Schicksal, fuhr der König fort, bringt es nun einmal so mit sich, daß ich alle die Personen, welche ich hochschätze und liebe, von mir entfernen muß. So eben habe ich auch dem Grafen von Artois angedeutet, daß er sich außer Landes begeben soll; das nemliche will ich hiermit auch Ihnen befohlen haben. Beklagen Sie mich; aber vergessen Sie nicht, daß kein Augenblick Zeit zu verlieren ist! Nehmen Sie alle die Ihrigen mit. Sie können sich zu jeder Zeit fest auf mich verlassen. Ich werde dafür sorgen, daß Ihre Dienststellen unbesetzt bleiben.

Während dieser Unterredung war dem Könige so schwer ums Herz, daß er sich kaum der Thränen zu enthalten vermochte. Er eilte aus dem Zimmer, damit die Königin den ihrigen freyen Lauf lassen konnte. Die Ducheſſe von Polignac unterwarf sich des Königs Befehl, und beurlaubte sich bey ihrer erlauchten Freundin, die sie von nun an nie wieder zu sehen bekam. Welch ein Augenblick mußte dieß für die Königin seyn! Wie schwer mußte es ihr werden, den Trostgründen der Freundschaft zu entsagen, und zwar in einem so fürchterlichen Zeitpunkte, wo sie deren mehr als jemals bedurfte! Sie sah sich genöthigt, ein Freundschaftsband zu zerreissen, das nicht weniger als funfzehn Jahre lang Bestand gehabt hatte. Sie sah sich am Hofe von

Personen umgeben, die ihrem Herzen fremd waren, und konnte doch nicht umhin, mit ihnen in engere Verbindung zu treten. Vielleicht aber war sie damals noch nicht vermögend, die ganze Reihe von Unglücksfällen zu übersehen, die ihr in der Zukunft bevorstanden. Vielleicht ahnete ihr damals noch nicht, daß die Zeit nicht fern mehr sey, wo sie, anstatt der Freunde, die ihr entrissen wurden, nur solche Menschen um sich haben würde, die darauf ausgingen, sie in das tiefste Elend zu stürzen.

Noch in der nemlichen Nacht schickte die gefühlvolle Marie Antoinette der Frau von Polignac folgende Zeilen zu: Leben Sie wohl, beste Freundin! Welch ein fürchterliches Wort! Aber es muß seyn. Leben Sie wohl! Kaum ist mir noch so viel Kraft übrig, Sie an mein Herz zu drücken! Welch ein Beweis von Liebe! Wie so ganz verdorben mußten die Herzen jener Ungeheuer seyn, die es wagen konnten, eine so herzliche und in allen Ständen des menschlichen Lebens so seltene Freundschaft durch Verläumdungen zu entehren! Würde sich nicht jedes andere Volk, bey welchem die Tugend noch nicht ganz aus der Mode gekommen ist, über dieses musterhafte Betragen seiner Königin gefreuet, und es sich zur heiligen Pflicht gemacht haben, dasselbe nachzuahmen?

Die Ducheſſe von Polignac war nebſt ihrer ganzen Familie ſo glücklich, den Nachſtellungen ihrer Feinde auf mancherley Umwegen zu entgehen. Als ſie nach Baſel kam, traf ſie Herrn Necker dort an. Es war ihr nicht unbekannt, daß er bereits ſeine Zurückberufung erhalten hatte; er ſtellte ſich aber, als wüßte er von nichts. Die Ducheſſe erzählte ihm, was ſie auf ihrer Reiſe geſehen hatte; daß man nemlich den Leuten Haabe und Gut nähme, die Schlöſſer in Brand ſtecke, und die Adelichen ermorde. Dennoch ſchreckte ihn dieß gräßliche Gemälde nicht im geringſten von dem Vorhaben ab, ſich wieder mitten in alle dieſe Greuelſcenen zu wagen.

Ungeachtet er nun zurückberufen war, ungeachtet der König ſich ſo tief herabließ, daß er ſich, trotz allen Gefahren, von welchen er umrungen war, zu Paris auf das Rathhaus verfügte, um daſelbſt das Zeichen des Aufruhrs *) aus den Händen der Rebellen zu empfangen; ſo merkte man dennoch nicht, daß ſich die Wuth dieſer raſenden Menſchen nur einigermaßen verminderte. Im Gegentheil wurden die Frevel immer ſchrecklicher, immer beunruhigender. Kein Tag ging vorüber, an welchem nicht eine neue Mordthat, und zugleich eine neue Beleidigung gegen die Königin verübt

*) Die Nationalcocarde.

wurde. Die Journalisten, welche vom Orleans besoldet wurden, gaben sich alle erdenkliche Mühe, das Volk zum Rauben und Morden zu ermuntern. Tod und Verderben den Aristokraten! Dieß war die allgemeine Losung jener Furien in Menschengestalt, welche dieser seines Namens unwürdige Prinz auf alle diejenigen loshetzte, die seinen Entwürfen im Wege standen; und dieser nemliche Schrey erhob sich sogar gegen die Königin.

Endlich hatte es denn Orleans so weit gebracht, daß er, und zwar nicht ohne Grund dafür hielt, jetzt sey der Zeitpunkt vorhanden, wo er seinen Rachedurst mit dem Blute der königlichen Familie sättigen könne. Ob er nun gleich alle mögliche Ursache hatte, mit dem Erfolg seiner abscheulichen Entwürfe zufrieden zu seyn, so ärgerte es ihn doch, daß er sich noch zur Zeit keiner andern Waffen gegen die Königin bedienen konnte, als der Verläumdung. Da er nun alle Menschen nach sich beurtheilte, und ihnen eben so wenig Tugend zutraute, wie sich selbst, so kam er auf den Einfall, es sey vielleicht nicht ganz unmöglich, schriftliche Beweise ausfindig zu machen, womit er seine Betrügerey beschönigen könne. In welches Ansehen würde er sich nicht bey dem großen Haufen, zum größten Nachtheil der Königin, gesetzt haben, wenn ihm dieser Streich gelungen wäre!

In der Hoffnung, die Königin eines strafbaren Getraidewuchers überführen zu können, ließ er den unglücklichen Pinet ermorden. Er hatte sich nemlich die Rechnung gemacht, daß sich vielleicht in der Brieftasche dieses Menschen, den er doch selbst an die Spitze der Getraideaufkäufer gestellt hatte, ein oder das andere Schreiben finden würde, das dazu beytrüge, Marien Antoinetten verdächtig zu machen. Zufolge einer ganz unerhörten Verruchtheit, wovon Orleans in diesem unserm philosophischen Jahrhunderte das erste Beyspiel gab, bediente er sich der schändlichen List, die Mörder in die Livree der Königin zu kleiden, damit alle Schuld auf diese fallen sollte, wenn sie etwa auf frischer That ertappt würden.

Beyde Kniffe schlugen dem Ungeheuer fehl. In der Brieftasche des Ermordeten fand sich nichts, das gegen die Königin zeugte, und bey der Untersuchung, welche man wegen dieses abscheulichen Verbrechens anstellte, entdeckte es sich, wer die Mordthat verübt hatte. Wenn man auch wirklich von dem Charakter des Bösewichts, welcher der Königin den Untergang geschworen hatte, weiter nichts wüßte, als diesen einzigen Zug, so würde sich schon hieraus hinlänglich erklären lassen, wie es zuging, daß die Königin so allgemein verkannt und so ungerecht beurtheilt wurde.

Die Lebensart, welche diese unglückliche Dame seit jenem Zeitpunkte führte, wo die Sitzungen der Generalstände ihren Anfang genommen hatten, läßt sich am besten nach Maaßgabe dessen beurtheilen, was sie der Ducheſſe von Polignac schrieb. In ihrem ersten Briefe kam folgende Stelle vor:

„Meine Gesundheit erhält sich zwar noch; aber „meine Seele ist ganz von Kummer und Sorgen, und „immerwährender Unruhe darnieder gebeugt. Jeden „Tag höre ich von neuen Unglücksfällen. Einer der „härtesten, die mir begegnet sind, besteht darin, daß „ich von allen meinen Freunden getrennt bin. Ich finde kein Herz mehr, das mich versteht.“

In einem andern Schreiben stand dieß: „Alle Ihre „Briefe an Herrn von *** machen mir sehr viel Vergnügen; ich bekomme wenigstens Ihre Handschrift zu „sehen; ich lese die Versicherung, daß Sie mich lieben; „und dieß thut mir wohl. Beruhigen Sie sich! Das „Unglück hat weder meinen Muth noch meine Kräfte „vermindert; wohl aber hat es mich mehr Klugheit „gelehrt.“

Aber was vermochte Klugheit allein gegen so grimmige, so erbitterte, so mächtige Feinde! Orleans, welcher sein Schlachtopfer keinen Augenblick aus der Acht

ließ, ihm überall nach dem Leben trachtete, führte endlich den Augenblick herbey, wo es geschlachtet werden sollte, und wo man es auch unfehlbar erwürgt haben würde, wenn sich der Himmel nicht ins Mittel gelegt und es beym Leben erhalten hätte, damit es zu noch größern Leiden aufbewahrt würde.

Welche Verbrechen wurden nicht ausstudirt und verübt, wie viel Blut wurde nicht vergossen, um diesen Königsmord zu vollbringen! Zu Versailles und in dem dortigen Schlosse verbreitet man die beunruhigende Nachricht, daß ein Ueberfall von Räubern und Mördern zu fürchten sey. Dir Municipalität erschrickt; sie verlangt eine Verstärkung der bewaffneten Macht; das Regiment Flandern rückt ein; die Soldaten werden von lüderlichen Dirnen und Orleans Emissarien verführt; sie nehmen Parthey für den ebengenannten Prinzen. Die Garde du Corps giebt ihren Offizieren, vermöge eines bey dem französischen Militär eingeführten Gebrauchs, ein Gastmal. Die Königin, ihr Gemahl, und ihre Kinder, beehren dieses Festin mit ihrer Gegenwart. Ein Nichtswürdiger verkleidet sich auf Anstiften des Orleans als Gardist, mischt sich unter die Garde du Corps, und läßt einige unanständige Reden gegen die constituirende Nationalversammlung fallen. Man erkennt ihn als einen Zudringlichen, der nicht zur Gesellschaft gehört, und wirft ihn zur Thür hinaus.

Jetzt

Jetzt schreyen alle von Orleans besoldete Volksbetrüger jene unschuldige Lustbarkeit als ein wahres Bachanal aus. Die Verläumdung stößt in die Lärmtrompete, und verkündigt mit großem Getöse, die constituirende Nationalversammlung sey offenbar beschimpft worden, man habe die Nationalcocarde im Beyseyn der Königin mit Füßen getreten, ja es wären sogar, und zwar ebenfalls in ihrer Gegenwart, gewisse Lieder gesungen worden, die darauf abgezweckt hätten, das Volk zum Mitleiden für die königliche Familie zu bewegen.

Diese Lügen werden als Wahrheiten angenommen, und die Folge davon ist, daß man allgemein darin übereinstimmt, keine Todesart sey qualvoll genug, Marien Antoinetten dieses schreckliche Verbrechen abbüßen zu lassen. Mirabeau thut der versammelten Volksmenge den Vorschlag, den Pferden der Garde du Corps sogleich die Knieflechsen zu durchschneiden *). Von Zorn entbrannt, ganz außer sich für Bosheit und Wuth, fliegt er auf die Tribune, und kündigt den erstaunten Zuhörern

---

*) Ich selbst war zugegen, als er das Volk im Vorhofe der Nationalversammlung hierzu einlud. Wie weit sich seine Unverschämtheit erstreckte, erhellet unter andern daraus, daß sich einer von der Garde du Corps unter seinen Zuhörern befand.

an, daß er eine Sache von der äussersten Wichtigkeit denunziren müsse; doch setzt er zugleich hinzu, er könne sich nicht eher darüber erklären, bis die Nationalversammlung decretirt habe, daß niemand als nur der König unverletzbar sey. Dieß hieß doch deutlich genug zu erkennen geben, daß man mit dem Vorhaben umgehe, die Königin vor Gericht zu ziehen.

Indeß erhielt Graf Mirabeau gewisse Verhaltungsbefehle aus dem Palais Royal, die seinen Zorneifer mäßigten. Sie überzeugten ihn, daß man eben nicht nöthig habe, den Königsmord in rechtlicher Form zu veranstalten, als worauf der große Haufe noch nicht genugsam vorbereitet seyn möchte. Die Macht, welche Orleans bereits in Händen hatte, war mehr als zureichend, die ganze königliche Familie während der projektirten Ermordung der Garde du Corps aus der Welt zu schaffen. Dieß war der Entwurf wobey man stehen blieb.

Als der verabredete Augenblick erschien, war es nicht anders, als wenn sich die Hölle geöffnet und ihre ganze Macht in Bewegung gesetzt hätte. Paris stellte seine sämmtlichen Banditen ins Feld; sie nahmen ihren Weg nach Versailles, und niemand ließ es sich einfallen, sie an ihrem Vorhaben zu hindern. Sie machten zusammen eine Schaar von Ungeheuern aus, welche man

kaum dem äußern Ansehen nach für Menschen halten konnte. Nicht einmal dem Geschlecht nach waren sie kennbar; denn die Rasenden hatten sich verkleidet, und zu Verhelung ihrer Verbrechen allerley Gestalten angenommen. Niemand wußte sich zu erinnern, daß er je einen scheußlichern Aufzug gesehen hätte. Wer diese Cohorten nur anblickte, fühlte sich auch sogleich von Entsetzen ergriffen. Es fiel eben ein starker Platzregen; mithin waren die Lumpen, welche diese Hallunken auf dem Leibe hatten, durch und durch naß und mit Koth besudelt; ein Umstand, der nicht wenig dazu beytrug, dieses ohnehin so abscheuliche Spektakel noch mehr zu verunstalten.

Kaum waren diese eines Orleans so würdige Hülfstruppen zu Versailles angelangt, als sie mit großem Geschrey das verruchte Vorhaben verkündeten, zu dessen Ausführung man sie dahin gesandt hatte. Sie hätten sich vorgenommen, schrieen sie, der Königin das Herz aus dem Leibe zu reißen. Diese Drohung war zugleich mit so entsetzlichen Flüchen, mit so abscheulichen Zoten und andern schmutzigen Ausdrücken vereinbaret, daß mir noch jetzt bey deren Erinnerung die Haare zu Berge stehen.

Die Königin vernahm alles. Sie sah, mit welchem Eifer sich die Garde du Corps in Bereitschaft setzte, den geheiligten Bezirk des königlichen Palastes vor jeder Ent-

weihung zu schützen; sie sah aber auch daß sie unfehlbar unterliegen würde. Ich kann mit Wahrheit behaupten, und es macht dieser Prinzessin unendlich viel Ehre, daß sie in dieser entsetzlichen Gefahr gar nicht an sich selbst dachte, sondern bloß für den König besorgt war. Er war damals nicht im Schlosse zugegen. Sie nahm daher für bekannt an, daß er sich mit dem kleinen Gefolge, welches er bey sich hatte, an einen sichern Zufluchtsort begeben würde, sobald er erführe, was es mit diesem tumultuarischen Auftritt für eine Bewandniß habe.

In dieser festen Ueberzeugung, und da sie nicht auf die entfernteste Art ahnete, daß ihre Feinde boshaft genug seyn würden, sogar ihre Kinder mit in ihren Untergang zu verwickeln, war sie um ihr eigenes Schicksal ganz unbekümmert. Sie behielt ihre gewöhnliche Gemüthsruhe, und nahm sogar eine Art von Heiterkeit an. Es leben noch dermalen Augenzeugen, die diese seltene Erscheinung mit ansahen, und ich kann mich getrost auf sie berufen.

Die Königin hatte sich geirrt. Ihr Gemahl, welchem man diesen Tumult nur als eine Zusammenrottirung gemeiner Gassenweiber geschildert hatte, eilte schleunig herzu. Seine unerwartete Zurückkunft setzte die Königin in eine solche Bestürzung, daß sie selbst nicht mehr wußte, was sie that. Hastig sprang sie die Treppe hinauf,

stürzte in das Zimmer, welches die Urtergouvernantinnen nebst den königlichen Kindern bewohnten, und schrie ihnen zu: Könnet Ihr es glauben? der König ist wieder da! Diese Frauenzimmer, welche kein Wort von alle dem wußten, was sich bis dahin ereignet hatte, waren nun eben so sehr erschrocken, wie die Königin selbst, und fragten: ob denn etwa dem König ein Unglück wiederfahren sey? Wisset Ihr es denn nicht, erwiederte sie in der heftigsten Gemüthsbewegung, daß ganz Paris auf das Schloß losstürmt?

Mit diesen Worten eilte sie zum Zimmer hinaus. Eine Viertelstunde nachher war sie wieder da, und sprach: In Zeit von einer Viertelstunde reisen wir ab. Packt eure Sachen zusammen! Hurtig! Die Gouvernantinnen gehorchten. Da die Königin nicht wieder zum Vorschein kam, schickten sie zu ihr, und baten um weitere Verhaltungsbefehle. Sie antwortete: Sagt diesen Damen, daß alles vorbey ist, daß wir da bleiben.

Diese Umstände führen auf die Vermuthung, daß man anfänglich die Absicht gehabt habe, die königliche Familie jener drohenden Gefahr zu entreißen, daß aber dieser Plan ohne Vorwissen des Königs entworfen worden sey. Hiernächst scheint es mir sehr wahrscheinlich, daß man durch eine Botschaft vom Marquis de la Fayetten bewogen worden sey, den gegenseitigen Entschluß zu fassen.

Dieser Cavalier hatte nemlich zu jener Zeit, wo die aufrührischen Einwohner der Hauptstadt jemanden suchten, der sich an ihre Spitze stellte, das Commando der Pariser Nationalgarde übernommrn. Auf diesem Posten hätte er viel Böses verhüten können, statt dessen aber ließ er jede Art von Verbrechen verüben; denn er ward immer von denen geleitet, die er selbst zu leiten glaubte.

An dem eben erwähnten Tage, wo das Wohl der ganzen königlichen Familie auf dem Spiel stand, legte man ihm, nach dem Abmarsch jener Banditen, welche der Königin offenbar nach dem Leben getrachtet hatten, die Verbindlichkeit auf, sich in eigener Person nach Versailles zu begeben. Als man ihm jenen Befehl hinterbrachte, ward ihm mit deutlichen Worten gesagt, daß es ihm das Leben kosten werde, wofern er sich weigere denselben zu vollziehen. Demzufolge blieb ihm keine andere Wahl übrig, als sich an die Spitze seiner Nationalgarden zu stellen, und seinen Marsch anzutreten.

Als er nach Seves kam, schickte er einen seiner Adjutanten, Namens Poissonnier, mit einem Schreiben an den König, voraus. Poissonnier war ein Sohn von dem berühmten Arzte dieses Namens. Da er nun von einer angesehenen und bey Hofe bekannten Familie stammte, so erregte seine Ankunft im Schlosse bey jedermann das größte Zutrauen. Uberdieß konnte man

sich unmöglich vorstellen, daß La Fayette, ob er gleich das Commando der Aufrührer übernommen hatte, alles Dankgefühl hintansetzen würde, da unsere König seinen Angehörigen die größten Wohlthaten erzeigt hatten. Mithin nahm man nicht den geringsten Anstand, dem in seinem Schreiben enthaltenen Versprechen zu glauben, daß er alle Gefahr auf sich nehmen wolle, wenn man nur bis zu seiner Ankunft temporisiren könne.

Mit Einbruch der Nacht traf er ein. Unterdessen hatten die Feindseligkeiten bereits ihren Anfang genommen; einige Gardisten waren getödtet, andere verwundet worden. La Fayette visitirte sogleich alle Posten, hatte eine Unterredung mit dem Könige, versprach alles Mögliche, that aber nichts, und war, ehe man es sich versah, wieder vom Kampfplatze verschwunden.

Statt seiner sah man nunmehr den Orleans, D'Aiguillon, Mirabeau, und sonst noch verschiedene der vornehmsten Mitverschwornen zum Vorschein kommen. Jetzt wurden die Gemüther immer mehr gegen einander erbittert; die Drohungen, Schimpfreden und Gewaltthätigkeiten nahmen von neuem ihren Anfang. Mittlerweile hatten sich die sämmtlichen Bewohner des Schlosses, voll Vertrauen auf La Fayette's Versprechungen, zu Bette gelegt. Nur die Königin konnte nir-

gends Ruhe finden, und setzte ihr Leben den größten Gefahren aus.

Sie hatte diesen schrecklichen Abend in Gesellschaft einiger Deputirten zugebracht, die nicht das geringste Merkmal von Angst oder Furcht an ihr wahrnahmen. Als die Nacht herbeykam, gab sie ihnen zu verstehen, daß sie es gern sehen würde, wenn sie sich nach Hause begäben. Die Deputirten erbaten sich aber die Erlaubniß, sie nicht eher verlassen zu dürfen, bis sich die Gährung, die immer mehr zunahm, gelegt haben würde. Im nemlichen Nu, wo sie der Königin diese Bitte vortrugen, überbrachte man ihr ein Billet, das sie stillschweigend durchlas, ohne nur eine Miene zu verziehen. Als sie damit fertig war, sagte sie: Nein, meine Herren, ich werde durchaus nicht gestatten, daß sie bey mir bleiben. Ich bitte Sie sehr angelegentlich, gehen Sie nach Hause. Der morgende Tag wird Sie überzeugen, daß Sie der Nachtruhe bedurften. Jenes Billet, welches die Königin mit so vieler Fassung durchlas, war ihr von einem Minister zugeschickt worden, und enthielt diese fürchterliche Nachricht: Seyn Sie auf Ihrer Hut, Madame! Binnen hier und morgen sechs Uhr sollen Sie ermordet werden. Die Heiterkeit und Gemüthsruhe, welche Marie Antoinette nach einer solchen Bothschaft, die mehr als zureichend gewesen wäre, sie ganz aus der Fassung zu bringen, noch immer beybe-

hielt, ist doch wohl der sicherste Beweiß, daß sie von Seiten ihres Gewissens keine Vorwürfe zu fürchten hatte, und daß sich ihre Seele bis zum Heroismus emporschwingen konnte.

In dieser nemlichen Nacht ereigneten sich schreckliche Dinge. Die Anhänger des Orleans ließen überall nichts unversucht, damit es zum Morden und Blutvergießen kommen sollte. Dieß erhellet unter andern aus der merkwürdigen Aussage, die der Vicomte von Barras vor Gericht ablegte, und mit einem feyerlichen Eide bekräftigte. Da dieser nemliche Barras jetzt Mitglied des französischen Vollziehungsdirectoriums ist, so wird man hoffentlich sein Zeugniß um so weniger verdächtig finden. Das hierüber geführte Protocoll *) enthält Folgendes:

„Zeuge sagt aus, daß er Montags den fünften Oc„tober, ... Nachts zwischen eilf und zwölf Uhr, „nicht weit vom Exercierplatze, ein Gespräch mit ange„hört habe, welches drey beysammen stehende Männer

---

*) Man sehe die Druckschrift: Procédure criminelle instruite au Châtelet, imprimée par ordre de l'Assemblée nationale, chez Baudouin, première partie p. 173 und folgende.

„mit einander geführt hätten. Der eine von diesen dreyen,
„welcher ungefähr dreyßig Jahr alt, und etwa fünf
„Schuh vier Zoll groß sey, blonde Haare und ein läng-
„lich rundes Angesicht habe, einen grau gesprickelten
„Rock trage, kein gemeiner Mensch zu seyn scheine, und,
„wie Zenge aus verschiedenen Umständen schließe, in der
„Straße Saint-Honore' wohne, habe in einem sehr hef-
„tigen und aufgebrachten Tone zu den beyden andern ge-
„sagt: Nun würde man bald die ganze bewaffnete
„Macht beysammen haben; die Miliz sey wirklich im
„Anmarsch begriffen; man müsse in das Schloß drin-
„gen, sich des Königs, der Königin, und aller der
„Bärenhäuter bemächtigen, welche sie um sich hät-
„ten; man habe alle diese Leute nicht nöthig; sie ver-
„ständen das Regieren nicht, folglich müsse man sich
„diese unnütze Last vom Halse schaffen; übrigens würde
„nun bald ein Mann von der Nationalmiliz ankom-
„men, auf den sie sich verlassen könnten, und der ih-
„nen zu Ausführung ihres Vorhabens behülflich seyn
„würde. Zeuge habe hierauf zu ihnen gesagt: So?
„ihr Herren; also macht ihr Complotte? Das ist doch
„abscheulich! Was kann denn der König dazu, wenn
„seine Minister nicht recht thun? Jene hätten ihm aber
„geantwortet: König hin, König her! Was soll er
„uns? Wir haben nichts mehr von allem dem nö-
„thig! Und wer sind Sie denn eigentlich, Herr? Ge-
„hören Sie zur Nationalmiliz? Hierauf habe Zeuge

„erwiedert, von der Miliz sey er zwar nicht, aber den„noch ein gutdenkender Bürger; dann habe er sich, äus„serst über jene Reden entrüstet, von ihnen ent„fernt *).“

Von solcher Art, und noch viel abscheulicher, waren die Unterredungen, welche überall gehalten wurden, wo die Emissarien des Orleans einen Haufen Volks versammeln konnten. Auf das Signal, welches dieser Prinz gab, stürzten endlich die Mörder ins Schloß. Er selbst hatte sich an die Spitze einer solchen Bande gestellt, und führte sie bis vor die Wohnzimmer der Königin. Die Gardisten wurden von einem Posten nach dem andern zurückgedrückt, verfolgt und ermordet. Man sprengte die Thür des Zimmers auf, in welchem die Königin

---

*) Dieser nemliche Vicomte von Barras, der über die Reden, welche die Aufrührer gegen seinen König ausstießen, so äußerst entrüstet war, half aber denn doch in der Folge den unglücklichen Fürsten, für dessen Schicksal er sich damals so thätig interessirte, zum Tode verurtheilen, und ist jetzt einer von denen, welche sich an dessen Platz gesetzt haben. Was soll man zu diesem Widerspruch sagen? Nur dieß, daß es unbegreiflich ist, wie irgend eine Parthey zu dergleichen doppelzüngigen und gewissenlosen Leuten einiges Zutrauen haben kann.

gewöhnlich zu schlafen pflegte. Kaum hatte sie noch so viel Zeit, ihr Nachtgewand überzuwerfen, und sich zum Könige zu flüchten. Einer von jenen Menschenwürgern, welcher entweder wüthend darüber war, daß er sein Schlachtopfer verfehlt hatte, oder vielleicht in dem Wahn stand, daß es sich nur versteckt habe, hieb zu wiederholtenmalen mit seinem Säbel auf das Bett, aus welchem die Königin so eben erst entsprungen war.

Mittlerweile dauerte das Gemetzel in einem fort. Ueberall wüthete der Tod. Das ängstliche Geschrey der Unglücklichen, welche man ums Leben brachte, und das Gebrüll ihrer Mörder, machte diese Scene zu einer der fürchterlichsten, die man sich nur vorstellen kann. Die Minister des Königs, welche sich in der Geschwindigkeit rings um ihn her versammelt hatten, standen wie die Oelgötzen da, und wußten weder Hülfe noch Rath. Necker hatte sich an ein Kamin gelehnt, und machte jene nachdenkliche Miene, die er gewöhnlich anzunehmen pflegte, wenn er fühlte, daß seine Weisheit zu Ende war. Seine Frau und Tochter trieben die Gefühllosigkeit so weit, daß sie mitten unter diesen Tiegern, die ihre Schlachtopfer zerfleischten, und zwar in dem Saale, der unter der Benennung Oeil de boeuf bekannt ist, — wird man es glauben? — ein helles Gelächter aufschlugen. Diese Thatsache ist von glaubwürdigen Augenzeugen bekräftigt und öffentlich bekannt gemacht worden.

Bis jetzt hat es noch niemand gewagt, das Gegentheil zu behaupten.

Der heldenmüthige Widerstand der Garde dû Corps hatte die Folge, daß die Mörder den hartnäckigen Kampf einige Augenblicke unterbrechen mußten. Jetzt fühlten die ehemaligen Gardes françoises, welche seit dem Ausbruche der Revolution als Grenadiere bey der Nationalgarde dienten, ihren bekannten Edelmuth wieder in sich erwachen. Sie nahmen sich jener braven Kriegsgefährten an, und formirten mit ihren Leibern rings um sie her eine Schutzwehr. Mittlerweile nahmen der König und die Königin ihre beyden Kinder bey der Hand, gingen mit ihnen auf den Balcon heraus, und baden in eigener Person für ihre Gardisten um Gnade. Einige derselben, die dem Könige nachgefolgt waren, warfen ihre Bandeliere unter das Volk, um dadurch anzuzeigen, daß sie sich für überwunden erklärten, und sich auf Discretion ergäben.

Diese unerwartete Erscheinung setzte das Volk in Erstaunen. Es erfolgte eine feyerliche Stille. Gleich darauf aber ertönte das einhellige gräßliche Geschrey: Nur die Königin allein! Kinder zurück! — Die Königin allein! Welch ein Wunsch! Die Absicht derer, die ihn an den Tag legten, war leicht zu errathen. Kaum hatte ihn die Königin vernommen, als sie die, welche

bey ihr waren, ersuchte, sich wieder in den Saal zu begeben, ohne ihnen nur eine Minute Zeit zum Nachdenken zu lassen. Sie selbst ging mit hinein, übergab dem Könige ihre Kinder, trat sodann ganz allein wieder auf den Balcon heraus, schaute mit emporgerecktem Haupte umher, und bot ihre Brust furchtlos dem Todesstreich dar, welchen sie jeden Augenblick zu gewärtigen hatte. Dieses edle muthvolle Benehmen wirkte auf die Kanibalen über alle Erwartung. Sie respektirten die Königin, bewunderten sie, und erkannten in ihr eine Heldin, die würdige Tochter der Maria Theresia. Hie und da ward ihr sogar applaudirt.

Jetzt hörte nun zwar das Blutvergießen auf, doch wollte sich das Volk schlechterdings nicht eher dazu verstehen, die Feindseligkeiten ganz einzustellen, bis ihm der König versprächе, sich unverzüglich als Gefangener nach Paris führen zu lassen, und seine ganze Familie mitzunehmen. Diesen Vorschlag mußte man eingehen, ohne sich nur einen Augenblick darüber zu besinnen; denn Ludwig der Sechzehnte hatte nun keine Garden mehr; seine Minister waren insgesammt verstummt, und La Fayette selbst war weiter nichts, als der vornehmste Sklave dieses rasenden Volkshaufen.

Man ließ dem Könige nicht einmal so viel Zeit, sich zu seiner Abreise vorzubereiten. Weder ihm, noch ir-

gend jemanden, der zur königlichen Familie gehörte, war es möglich, nur die unentbehrlichsten Dinge mitzunehmen. Genug, er machte sich auf den Weg. Der Aufzug, in welchem man ihn nach der Hauptstadt transportirte, hätte nicht gräßlicher seyn können, wenn er gleich von den Bewohnern der Hölle veranstaltet worden wäre. Die Garde du Corps mußte zu Fuß marschieren, entwaffnet und mit entblößtem Haupte. Die Köpfe von zweyen ihrer ermordeten Kameraden, wurden vor dem Wagen des Königs auf Piken einhergetragen. Ein Scheusal in Menschengestalt, das seinen langen Bart mit dem Blute jener Unglücklichen gefärbt hatte, und ein blutiges Beil in der Hand hielt, ging zwischen den beyden Bösewichtern einher, welche die abgeschlagenen Köpfe der Gardisten trugen. Von Zeit zu Zeit schrie das Scheusal, gleich einem eingefleischten Teufel, man solle ihm noch mehr Schlachtopfer bringen, denen es die Köpfe abhauen könne; es sey ihm leid, daß es zu Versailles so wenig Beschäftigung gefunden habe.

Der König, und alles, was zur königlichen Familie gehörte, war äußerst gerührt. Nur die Königin schien völlig betäubt, und in den Zustand einer gänzlichen Gefühllosigkeit versunken zu seyn. Sie vergoß keine Thräne. Ihre Augen waren unverwandt auf die gräßlichen Gegenstände gerichtet, welche sie vor sich sah. Endlich wurde sie von ihrem Kinde, das sie auf dem

Schooße hatte, aus dieser gedankenlosen Betäubung wieder aufgeschreckt. Es klagte über Hunger, und sehnte sich nach Nahrung. Sein Weinen machte die ganze Empfindsamkeit dieser zärtlichen Mutter von neuem rege. Sie war außer Stand sein Verlangen zu befriedigen. Und wie hätte sie wohl von den Tygern, welche sie umgaben, die geringste Hülfleistung erwarten dürfen? Sie drückte ihr Söhnchen an ihr Herz, benetzte es mit ihren Thränen, und suchte es zu begütigen. Das gute Kind schwieg.

Auf diese Art wurde die königliche Familie nach Paris geschleppt, und zwar vor den Augen der nemlichen Nationalversammlung, die nachher das Herz hatte, den beyden folgenden Versammlungen Verbrechen vorzuwerfen, die während ihrer eigenen Regierung begangen worden waren. Der Zug dauerte sieben unerträglich langweilige Stunden. Halb zwey Uhr hatte man Versailles verlassen; halb neun Uhr kam man erst zu Paris an. Vor der Barriere wurde die königliche Familie von Bailly, als damaligen Maire zu Paris, bewillkommt.

Hier mußten alle diese hohen und doch so unglücklichen Personen, welche den ganzen Tag über noch nicht die geringste Nahrung zu sich genommen hatten, eine lange Rede des eben erwähnten Maire mit anhören, worin er dem Könige auf eine höchst abgeschmackte Art

Glück

Glück wünschte, daß er den Entschluß gefaßt habe, sich unter seinem getreuen Volke niederzulassen; gerade, als ob der König diesen Schritt freywillig gethan hätte; gerade, als wenn das Volk zu Paris das einzige Volk in ganz Frankreich wäre *).

Der König beantwortete diese weitschweifige Rede des Maire ganz kurz. Mein Herr, sprach er, wenn ich mich unter den Bewohnern meiner guten Stadt Paris aufhalte, so geschieht es jederzeit mit Vergnügen und Zutrauen.

Wiewohl nun die königliche Familie von den Beschwerlichkeiten dieses unerträglich langweiligen und fürchterlichen Tages äußerst ermüdet war, so konnte sie doch noch immer nicht zur Ruhe gelangen. Sie

*) Leute, die in dem Wahn stehen, daß ein großer Ruf allemal große Verdienste voraussetze, behaupten noch immer, daß Bailly ein wirklich großer Mann gewesen sey. Ihr Beweis gründet sich hauptsächlich darauf, daß er ganz vortrefliche Bücher geschrieben habe. Wenn das ist, so kann man vortrefliche Sachen schreiben, und dennoch ein großer Idiot seyn. (Richtiger: Bücherweisheit schützt nicht vor Thorheit. Bailly war eitel, und das machte ihn zum Werkzeug der Bosheit.)

mußte sich nunmehr auf das Rathhaus schleppen lassen, um hier alle die Reden nach der Reihe mit anzuhören, welche die hochweisen Herren Munizipalbeamten an sie zu halten beliebten. Als sie dort ankamen, sprach Bailly zum Volke: Meine Herren! Der König hat bey seiner Ankunft allhier zu mir gesagt: Wenn ich mich unter den Bewohnern meiner guten Stadt Paris aufhalte, so geschieht es immer mit Vergnügen. — Sie vergessen mein Herr, fiel ihm die Königin ins Wort, daß der König auch noch die Worte zu Ihnen sagte: und mit Zutrauen. — Dieser Umstand kann zum Beweis dienen, daß der Kummer, welcher an ihrem Herzen nagte, weder ihre Geistesgegenwart, noch ihre Entschlossenheit im geringsten vermindert hatte. Unfehlbar wird dereinst die Nachwelt das Urtheil fällen, daß der große Charakter, welchen Marie Antoinette mitten unter den Schrecknissen und Greueln dieses blutigen Tages behauptete, zu ihrem unvergänglichen Ruhme gereicht.

Endlich vergönnte man der königlichen Familie, sich nach dem Schlosse der Thuillerien zu begeben, welches auf La Fayette's Veranstaltung stark mit Wache besetzt wurde. Hier war doch aber nicht das allergeringste zu ihrem Empfang in Bereitschaft. Man fand daselbst weder weiß Zeug, noch Kleidungsstücken, noch Betten. Die Hofdamen und andere Frauenzimmer, welche zum Gefolge der Königin gehörten, mußten sich gefallen lassen auf Stühlen zu schlafen.

Das Erwachen der Königin war fürchterlich. Sie konnte nun nicht mehr daran zweifeln, daß das Unglück, vor dem ihr immer am meisten gegrauet hatte, wirklich über sie und die Ihrigen gekommen sey. Furcht und Entsetzen überfiel sie bey der nur allzu gegründeten Vorstellung, daß der König von nun an nichts als Schmach und Demüthigung zu gewärtigen habe. Leider ließ man es ihm nicht daran fehlen. Man bewachte ihn wie einen Staatsverbrecher, und gab sich alle erdenkliche Mühe, ihn bey jedem Tritt und Schritt zu belauschen. Er durfte nur zu gewissen, ihm vorgeschriebenen Stunden, im Garten spazieren gehen, und wenn dieß geschah, wurden alle Thüren verschlossen. Ueberall schlichen ihm eine Menge Nationalgardisten von Fuß auf nach, und diesen Purschen sah man es an ihrem Lächeln an, daß ihnen die Leiden ihres Königs ungemein viel Vergnügen machten. Der Pöbel, jetzt eben so übermüthig wie seine Verführer, ergötzte sich mittlerweile außerhalb des Gartens an diesem Anblick, und rief einander in seiner Unvernunft zu: Seht doch! Da haben sie den König wieder einmal losgelassen!

Die Königin hielt sich sehr eingezogen, und kam gar nicht mehr aus ihrer Wohnung. Jede ihrer Handlungen zeigte, daß sie sich alle erdenkliche Mühe gab, die schändliche Behandlung zu vergessen, welche man sich gegen sie und ihre Familie erlaubte. Sie betrug

sich sehr freundlich gegen die Nationalgarden, welche die Wache bey ihr hatten, und nie kam eine Klage von ihrem Mund; nicht einmal gegen La Fayette, dem sie doch mit allem Recht die bittersten Vorwürfe hätte machen können. Mit ihren Kindern sprach sie immer nur von Sanftmuth, von Nachsicht, und ermahnte sie unablässig, die Ungerechtigkeiten und Beleidigungen, welche ihren Eltern zugefügt würden, so viel möglich aus ihrem Gedächtniß zu verbannen, und sich derselben in der Folge nie wieder zu erinnern. Dieß Betragen, so wie überhaupt die ganze Handlungsart der Königin, zeigt doch wohl deutlich genug, daß ihr die Sanftmuth ins Herz geschrieben war, und mit zu ihren wesentlichen Charakterzügen gehörte.

Gleich in den ersten Tagen ihrer Verhaftung im Schlosse der Thuillerien ereignete sich ein Vorfall, der ihre Leiden wenigstens einigermaßen versüßte. Es hatte sich nemlich ein allgemeiner Schrey aller rechtschaffenen Franzosen, so wie überhaupt der sämmtlichen Bewohner Europens, gegen den Orleans erhoben, kraft dessen ihm alle die Schändlichkeiten zur Last gelegt wurden, wovon die Verhaftnehmung des Königs und der ganzen königlichen Familie eine unmittelbare Folge war. Sobald sich La Fayette die Beweisstücke verschaft hatte, welche diese Meinung ganz außer Zweifel setzten, ging er dem Orleans zu Leibe, und stellte ihn darüber zur Rede. Der

Bösewicht erschrack, und floh über das Meer. Solchergestalt war denn also die Königin von dem unerträglichen Anblick dieses Ungeheuers wenigstens eine Zeitlang befreyet.

Der nemliche Schrey hatte die Aufmerksamkeit der Nationalversammlung erregt, und da sie sich gerne das Ansehen geben wollte, als wenn sie die Billigkeit nicht ganz aus den Augen gesetzt hätte, so ertheilte sie dem Chatelet zu Paris, woraus sie schon damals eine Art von Revolutionstribunal formirt hatte, und welches sie eben darum desto leichter nach ihren Absichten zu lenken hoffte, den Auftrag, jene Bösewichter, von welchen der königliche Pallast mit so entsetzlichen Verbrechen besudelt worden war, auf alle Art ausfindig zu machen, und dieselben zu gebührender Strafe zu ziehen.

Das Chatelet wendete sich dießfalls an die Comite', welche damals ihre Sitzungen auf dem Rathhause hielt, in jenen Tagen die Untersuchungs-Comite' genannt wurde, nachher aber dem Revolutionsausschuß das Daseyn gab, und verlangte von ihm die Herbeyschaffung der Actenstücke, die zu Instruirung des Prozesses erfoderlich waren. Die Comite' stellte sich, als ob sie diesem Begehren zu entsprechen suche, und schickte zu dem Ende einige Deputirte an die Königin, mit der Bitte, dasjenige in ihrer Gegenwart auszusagen, was

sie in Betreff der Ereigniſſe vom fünften und ſechſten October bemerkt habe. Allein die Königin ertheilte den Deputirten dieſe vortrefliche, und einer Perſon ihres Standes ſo würdige Antwort: Nie, meine Herren, werde ich gegen die Unterthanen des Königs als Anklägerin auftreten.

Als das Chatelet die Einleitung des Prozeſſes bereits angefangen hatte, ſchickte es abermals, und zwar in ſeinem eigenen Namen, einige Bevollmächtigte zu ihr, welche ſie über die Ereigniſſe jener beyden Tage abhören ſollten. Die Antwort, welche ſie dieſen Abgeordneten gab, war nicht minder erhaben, wie die eben erwähnte. Meine Herren, ſagte ſie, ich habe alles geſehen, ich habe alles gehört, habe aber alles wieder vergeſſen *).

---

*) Als Jemand, von dem ich dieſe Anekdote ſelbſt habe, der Königin um dieſe Zeit ſagte: daß man den Herzog von Orleans heimlich hätte aus dem Wege ſollen räumen laſſen, weil es nicht anginge, ihn öffentlich hinzurichten, fuhr die Königin voll Schauder zuſammen, und ſetzte, nachdem ſie eine ſolche Idee verworfen hatte, hinzu: Quand le roi, le plus religieux, le plus probe des hommes, eût été capable de ſe déshonorer par une action auſſi atroce, il en eût été détourné par l'exemple de l'aſſaſſinat du cardinal de Guiſe. („Selbſt wenn der

Nichts ist gewisser, als daß ihr alles, was sie da sagte, von Herzen ging. Anstatt die Beleidigungen, welche ihr von dem Volke wiederfahren waren, zu rächen, erzeigte sie demselben unzählbare Wohlthaten. In den ersten Monaten ihres Aufenthalts zu Paris verschaffte sie mehr als vierhundert Familienvätern, welche deswegen in Verhaft saßen, weil sie die Ammen ihrer Kinder nicht bezahlen konnten, die Freyheit. Sie und ihr Gemahl hatten sich, durch mancherley Einschränkungen, über dreymal hundert tausend Livres erspart. Diese so ansehnliche Geldsumme verwendeten sie dazu, schamhaften Hausarmen ihre Wäsche und andere Geräthschaften wieder einzulösen, welche sie im Pfandhause versetzt hatten. Auf eine solche Art rächte sich diese edelmüthige Prinzessin wegen des Unrechts, welches man ihr zufügte!

„König, was sich von einem so gewissenhaften und ehr„lichen Manne gar nicht denken läßt, einer so schwarzen, „entehrenden Handlung fähig gewesen wäre; so müßte „ihn die Erinnerung an die Ermordung des Kardinal „von Guise davon abgebracht haben.“) Unmöglich konnte man etwas treffenderes sagen; denn die Ermordung des Kardinal von Guise diente blos dazu, das Verderben Heinrichs III. zu beschleunigen, anstatt die Lage der Dinge zu seinem Vortheil zu wenden.

Anm. des Herausg.

Sorgfältig entfernte sie alle gehässigen Insinuationen von sich, die darauf abzweckten, ihr das Volk zuwider zu machen, welchem sie ein für allemal ihre Liebe gewidmet hatte. Als sie sich eines Tages nach der Vorstadt Saint Antoine begab, um die dortige Spiegelfabrik in Augenschein zu nehmen, erhob das Volk, sobald es sie nur ansichtig wurde, ein großes Freudengeschrey. Sogleich rief die Königin aus: Wie gut doch dieß Volk ist, wenn man ihm seinen Besuch macht! — Kaum hatte sie ausgeredet, als ihr ein Hofcavalier zur Antwort gab: Wenn man aber einen Besuch von ihm erhält, dann ist es doch fürwahr nicht so gut. — O mein Herr, versetzte die Königin sehr lebhaft, dieß ist nur dann der Fall, wenn man es verhetzt hat!

Eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen bestand darin, die Armen und Nothleidenden zu unterstützen. Auf diese war immer ihre ganze Sorgfalt gerichtet. Sie besah einst die Fabrik, wo die Gobelins verfertigt werden. Als sie bey dieser Gelegenheit der Präsident der dortigen Districtsverwaltung becomplimentirte, sagte sie zu ihm: In Ihrem Bezirke, mein Herr, giebt es sehr viele Bedürftige; Sie können aber auch versichert seyn, daß wir uns das größte Vergnügen daraus machen, ihre Noth zu erleichtern.

In der That waren die Augenblicke, wo sie den Armen Gutes that, die einzigen, in welchen sie ihr eige-

nes Unglück weniger lebhaft empfand. Es ist allgemein bekannt, daß sie ihre Kinder auf eine solche Art erzog, wodurch das Verlangen in ihnen erregt wurde, dieses Vergnügen recht oft zu genießen. Eines Tages hatte sie ihren Sohn mit in das Findelhaus genommen. Da sie nun sah, daß der rührende Anblick der Kinder, welche daselbst erzogen wurden, auf sein jugendliches Herz den tiefsten Eindruck machte, suchte sie den guten Gesinnungen, die dadurch in ihm angefacht wurden, durch folgende vortrefliche Lehre eine bleibende Fortdauer zu verschaffen. Mein Sohn, sprach sie, du befindest dich hier in dem Aufenthaltsorte armer Wayſen, die von ihren Eltern verlassen worden sind. Vergiß nie, was du jetzt wahrnimmst, und laß diese Unglücklichen dereinst deiner ganz besondern Obhut empfohlen seyn! Welches Glück hatte sich nicht Frankreich von einem Thronfolger zu versprechen, der so erzogen ward! Aber leider ließen wir uns von unserer unseligen Revolutionswuth dergestalt hinreissen, daß wir nicht nur die Wohlthaten mißkannten, die uns die Königin wirklich erzeigte, sondern uns sogar derer beraubten, die uns in der Folge durch ihre Vermittelung zufließen sollten.

Ihre edelmüthige Sorgfalt erstreckte sich auf alles; überall, wo eine gute That zu vollbringen war, konnte man auf ihren Beystand rechnen. In den glücklichen Regierungstagen ihres Gemahls, deren Anzahl aber

leider nur einen sehr kurzen Zeitraum ausfüllte, hatte sie zu Paris eine Zeichnenschule gestiftet, wo funfzehnhundert junge Leute von den besten Meistern in jener schönen Kunst, die dereinst ihre Lebensbeschäftigung ausmachen sollte, unterrichtet wurden. Diese gemeinnützige Anstalt fieng an in Verfall zu gerathen, weil man die Königin, seit ihrem Aufenthalte zu Paris, außer Stand gesetzt hatte, dieselbe zu unterstützen. Kaum hatte sie dieß vernommen, als sie sich die härtesten Einschränkungen vorschrieb, und der eben erwähnten Schule zwölf hundert Livres zuschickte, damit die Prämien nicht vermindert werden sollten, welche dazu bestimmt waren, den Wetteifer unter den Zöglingen zu unterhalten.

Bey dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin die Bemerkung zu machen, daß die Königin zuverläßig noch mehrere dergleichen Anstalten gestiftet haben würde, wenn sie nicht durch die Unglücksfälle, in die sie so frühzeitig verwickelt wurde, daran verhindert worden wäre. Es gehört in der That mit zu den widrigen Schicksalen dieser Prinzessin, daß sie kein Denkmal hinterläßt, das die Nachwelt in den Stand setzt, ihrer Liebe für die schönen Künste, ihrem Mitleiden für arme hülfsbedürftige Personen, und ihrem Eifer für die Religion, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Der einzige hieher gehörige Umstand, welchen ich wieder in Erinnerung bringen muß, ist dieser, daß sie zu der neuen Kirche,

welche die Nonnen von der Heimsuchung Mariä, in der Straße Du Bacq erbauen ließen, den Grundstein legte. Auf demselben stand folgende Inschrift: „Dieser Grundstein ist von der Allerdurchlauchtigsten und Großmächtigsten Fürstin Frau Marie Antoinette von Oesterreich, Königin von Frankreich und Navarra, gelegt worden.“

Nach dem Betragen zu urtheilen, welches die Königin seit dem sechsten October gegen die Einwohner von Paris beobachtete, hätte man glauben sollen, daß sie sich bloß aus Dankbarkeit unter ihnen niedergelassen habe, und daß ihr dieselben von jeher Beweise jener Ehrfurcht und Treue gegeben hätten, welche Landesherrschaften und Unterthanen so leicht an einander ketten. Weder in ihren Reden noch in ihren Handlungen war die geringste Bitterkeit gegen jene Mörder bemerkbar, die mit so vieler Wuth und Erbitterung gegen sie zu Werke gegangen waren. Wer dergleichen Verbrechen, bey deren bloßer Erzählung man sich von Entsetzen und Abscheu ergriffen fühlt, auf eine so großmüthige Art verzeihen, sie so ganz in Vergessenheit stellen kann, von dem kann man mit Wahrheit sagen, daß er sich zu dem höchsten Standpunkte emporgeschwungen habe, den der schwache Sterbliche zu erreichen vermag.

Man würde sich sehr irren, wenn man etwa voraussetzen wollte, daß diese edelmüthige Gleichgültigkeit,

welche die Königin an den Tag legte, von Mangel an Gefühl hergerührt habe. Tausend Dolchstiche hätten ihr nicht so viele Schmerzen verursachen können, als sie bey den fürchterlichen Auftritten empfand, welche sich vor ihrer Abreise von Versailles ereigneten. Von der außerordentlichen Veränderung, welche mit ihrer äußern Gestalt vorgegangen war, konnte man genugsam auf die Größe der Leiden schließen, die sie erduldet hatte. Sie ging erst in ihr vier und dreyßigstes Jahr, und dennoch hatte sich ihr schönes Haar schon dergestalt verfärbt, daß es schneeweiß aussah.

In diesem Zustande ließ sie sich abmalen, und verehrte sodann dieses Porträt der Prinzessin von Lamballe, nachdem sie vorher mit eigener Hand die Worte darunter gesetzt hatte: Leiden haben ihr Haar gebleicht. (Ses malheurs l'ont blanchie.) Unfehlbar wird ihre Freundin diese Inschrift oft genug mit ihren Thränen benetzt haben.

Die wahre Beschaffenheit der Lage, worin sich die Königin in der ersten Zeit ihres Aufenthalts zu Paris befand, läßt sich am besten aus folgendem Schreiben beurtheilen, welches sie der Frau von Polignac zuschickte.

„Ihre Briefe haben mich so sehr gerührt, daß ich „darüber die bittersten Thränen vergoß. Sie wundern

„sich über meinen Muth? Ach, es gehört in der That „weit weniger dazu, die Gefahren zu überstehen, mit „welchen wir in jenen Augenblicken zu kämpfen hatten, „als die Lage erträglich zu finden, worin wir dermalen „leben; das, was wir selbst, unsere Freunde, und über= „haupt alle diejenigen zu erdulden haben, von welchen „wir umgeben sind. Diese Last liegt schwer auf mir. „Wenn mein Herz nicht durch allzu starke Bande an „meinen Gemahl, meine Kinder, und meine Freunde „gefesselt wäre, so würde ich mir wünschen, daß ich „unterliegen möchte. Aber Ihr, meine Lieben, haltet „mich noch aufrecht; auch dieß Gefühl habe ich Eurer „Freundschaft zu danken. Leider bin ich aber an allem „Eurem Unglück schuld; alles, was Ihr erduldet, ge= „schieht bloß um meinetwillen. . . . .“

Dieses Schreiben giebt uns einen sehr richtigen Begriff von den Leiden der Königin. Die Empfindungen, welche darin ausgedrückt sind, konnten nur in einem edeln, großmüthigen, liebevollen Herzen entstehen; und ein solches Herz konnte nur mit solchen in Verbindung treten, die ihm ähnlich waren.

Demzufolge bleibt uns nichts anderes übrig, als jene Betrüger, welche die Freundschaftsverhältnisse dieser Prinzessin verdächtig zu machen suchten, dem Abscheu der Nachwelt preiß zu geben.

Aus diesem Schreiben ersiehet man zugleich, wie sehr sich die Königin über die Vorstellung quälte, als ob ihre Freundinnen bloß um ihretwillen leiden müßten; diese Vorstellung aber hatte ganz und gar keinen Grund. Alle die verläumderischen Gerüchte, wodurch man die Königin um Ehre und guten Namen zu bringen suchte, waren weiter nichts, als Mittel, deren man sich in der Absicht bediente, den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Wenn man nur erst die Königin bey dem Volke verächtlich gemacht hätte, dann würde diese nemliche Verachtung unfehlbar auf den König zurückfallen müssen. Dieß war das Räsonnement, welches die Feinde des Throns bey ihren Handlungen zum Grunde legten. Der Hauptzweck der Verschwörung war also gegen den König und dessen Thronerben gerichtet. Man wünschte sich unter die Regierung einer ganz andern Dynastie versetzt zu sehen, und suchte daher die Königin auf alle mögliche Art zu verfolgen, um sich zu Ausführung dieses Vorhabens den Weg zu bahnen. Wenn sich demnach die Königin überredete, daß man ihre Freundinnen bloß deswegen nicht liebe, weil sie selbst nicht geliebt würde, so hegte sie eine ganz irrige Meinung, und ging noch weit grausamer mit sich um, als ihre abgesagtesten Feinde gegen sie verfuhren; denn diesen stand nicht sowohl ihr Daseyn im Wege, als vielmehr jenes des Monarchen und des Dauphin.

Man hätte glauben sollen, sie würde doch wenigstens während der Abwesenheit des Herzogs von Orleans einige ruhige Augenblicke genießen; allein dieser Prinz hatte ja bey seiner Abreise alle die Furien zurückgelassen, die von ihm dazu bestellt waren, die Königin auf alle mögliche Art zu peinigen und zu verfolgen. Leider entledigten sich dieselben ihrer Aufträge nur allzu pünktlich, und La Fayette empfand viel zu wenig Liebe für seinen Souverän, als daß es ihm eingefallen wäre, den groben Beleidigungen ein Ende zu machen, welchen sich die Königin, auf Anstiften der Orleanisten, von Seiten des Pöbels ohne Unterlaß ausgesetzt sah. Es gieng fast kein Tag vorüber, an dem nicht das Schloß von einem abermaligen Sturme bedroht gewesen wäre. Mit jedem Augenblicke mußte man befürchten, die Scenen vom fünften und sechsten October erneuert zu sehen. Ein Aufruhr entstand nach dem andern, und es ist schwer zu glauben, daß La Fayette nicht einiges Interesse dabey gehabt haben sollte, es so gelassen zu dulden, daß man das Volk in dieser immerwährenden Gährung erhielt.

Da die Lebenstage der Königin bey dergleichen tumultuarischen Auftritten allemal der größten Gefahr ausgesetzt waren, und ihr in frischem Andenken schwebte, wie weit sich die Wuth des Pöbels erstreckte, so war sie bey dergleichen Vorfällen immer in Bereitschaft, sich

dem Tode zu weihen. Mit vollem Recht kann man behaupten, daß sie die Bitterkeit desselben mehr als tausendmal empfunden habe, ehe der Augenblick herannahte, wo sie die Märtyrerkrone erlangte. In solchen Augenblicken des Schreckens und der Angst, nahm sie nicht die geringste Rücksicht auf ihre Selbsterhaltung, sondern sorgte nur immer für die Rettung ihrer Kinder.

Einen Beweis hievon legte sie unter andern am dreyzehnten April 1790 ab, der ein außerordentlich stürmischer und gefahrvoller Tag war. Die Aufrührer hatten damals eine große Macht versammelt, und sprachen, wie gewöhnlich, von nichts geringerm, als daß sie das Schloß stürmen und die Königin ermorden wollten. La Fayette stellte sich bey ihr ein, und eröffnete ihr, im Beyseyn des Königs, daß sie sich in einer sehr gefährlichen Lage befinde. Er hatte die ganze bewaffnete Macht zu Paris unter seinem Befehl; mithin erfoderte es seine Pflicht, den Aufrührern Einhalt zu thun. Anstatt aber dieses Versprechen von sich zu geben, ließ er es bloß dabey bewenden, daß er zum Könige sagte: „Wenn etwa „die Anstalten der Aufrührer beunruhigend werden soll„ten, so würde er die Bewohner des Schlosses vermit„telst eines Kanonenschusses, von der Batterie am Pont„Neuf, hievon benachrichtigen.“ Weit entfernt, die königliche Familie irgend eine Art von Beystand hoffen zu lassen, versprach ihr also La Fayette weiter nichts

als

als ein Signal, das, wie er mehr als zu gut wußte, in der Hauptsache zu gar nichts diente. Dieser einzige Charakterzug ist mehr als zureichend, die Fähigkeit und den guten Willen des Befehlshabers zu beurtheilen, welchen die Einwohner von Paris an ihre Spitze gestellt hatten.

In der Nacht, die auf den dreyzehnten April folgte, geschahen auf der Terrasse bey dem Schlosse der Thuillerien einige Flintenschüsse, ohne daß man je die Absicht derer in Erfahrung bringen konnte, die unter so kritischen Umständen, und zu einer solchen Stunde in der Nacht, ihre Gewehre unter den Zimmerfenstern des Königs losbrannten. Der dadurch verursachte Knall brachte die Bewohner des Schlosses auf die Vermuthung, dieß sey das Lärmzeichen, welches La Fayette zu geben versprochen hatte. Der König sprang gleich aus dem Bette, und eilte zur Königin. Da er sie nicht auf ihrem Schlafzimmer antraf, so lief er hastig nach jenem, wo der Dauphin zu schlafen pflegte. Hier sah er, daß sie ihr Kind auf den Armen hatte, und es herzte und drückte. Madame, sprach der König, ich suchte Sie, und es hat mich sehr beunruhigt, daß ich Sie nicht fand. Marie Antoinette heftete einen Blick auf ihn, der die ganze Fülle ihrer mütterlichen Zärtlichkeit ausdrückte, hielt ihm ihren Sohn hin, und sagte: Sie sehen, mein Gemahl, daß ich mich auf meinen Posten begeben hatte! Wer fühlt nicht das Rührende, das Erha-

bene, dieser Antwort? Welche Gattin, welche Mutter, welche Freundin, kann sich rühmen, je zärtlicher geliebt zu haben, als Marie Antoinette?

Sogar in ihren häuslichen Verhältnissen war sie nicht einmal vor Kränkungen sicher. Ihr unglückliches Schicksal verfolgte sie überall. Der Herzog von Orleans, La Fayette, und die Untersuchungscomite', bey welcher ein gewisser Voidel, ein würdiger Vorläufer des Robespierre, Präsident war, hatten sie auf allen Seiten mit Spionen umgeben. Zwey ihrer Kammerfrauen hatten sich sogar von ihren Todtfeinden erkaufen lassen. Sie wußte es, getraute sich aber nicht die geringste Unzufriedenheit gegen sie zu äußern, weil sie befürchtete, dem Könige dadurch eine noch härtere Behandlung zuzuziehen.

Der Zwang, welchen sie sich anthun mußte, erstreckte sich endlich so weit, daß sie genöthigt war, mit ihrer Familie, und den wenigen Personen, welche sie ihres Zutrauens würdig fand, eine Art von Zeichensprache zu verabreden, wodurch sie sich einander verständlich machten. Hiernächst mußte sie den Entschluß fassen, hinführo weder an ihre Angehörigen, noch an andere im Auslande befindliche Freunde zu schreiben; denn ihre Briefe wurden eben so wie ihre Reden den damals herrschenden Tyrannen denuncirt, und mit allerley

boshaften Zusätzen verwebt, welche die Spione selbst erdichtet hatten.

Eben dadurch sah sie sich gleich in den ersten Monaten ihres Aufenthalts zu Paris gezwungen, ihren Briefwechsel mit der Ducheſſe von Polignac gänzlich zu unterbrechen. So war die Freyheit beschaffen, welche man ihr unter der Herrschaft der ersten Nationalversammlung verstattete! Der König ließ es sich in dieser Hinsicht sehr angelegen seyn, ihr alle mögliche Erleichterung zu verschaffen, so lang er es vermochte. In einem seiner frühern Schreiben an die Ducheſſe, sagte er unter andern: „Ihre Freundin ist unglücklich, und muß sehr „ungerechte Urtheile über sich ergehen lassen; doch hoffe „ich, daß ihr über kurz oder lang Gerechtigkeit wieder„fahren werde. Indeß sind die Bösen außerordentlich „thätig, und finden leider mehr Glauben als die Guten; „wie Sie aus demjenigen schließen können, was Ihnen „selbst wiederfahren ist.“

Der König war von einem Flusse befallen worden, welcher Besorgniß erregte. Die Aerzte stellten das Gutachten von sich, er müsse sich öftere Bewegung machen, und wenigstens einige Tage lang andere Luft athmen, als die im Schloſſe der Thuillerien. Der Herr Marquis De La Fayette geruheten, ihm und der Königin zu gestatten, daß sie eine Spazierfahrt nach Saint-Cloud

machen durften. Als sie von dort zurückkamen, drückte sich Ludwig der Sechzehnte in seinem nächsten Schreiben an die Ducheſſe von Polignac folgendergestalt aus:

„Ich komme so eben vom Lande. Die freye Luft „ist uns recht wohl bekommen. Aber ich kann Ihnen „nicht sagen, wie uns dieser ländliche Aufenthalt so ganz „verändert vorkam! Wie öde war es nicht in dem Saale, „wo wir sonst mit einander zu frühstücktn pflegten! Wie „wir Euch vermißten! Noch immer hoffe ich, daß wir „uns dereinst alle dort wieder versammeln werden. Aber „wenn? Das weiß der Himmel! Was werden wir uns „sodann nicht alles zu erzählen haben! Die Gesundheit „Ihrer Freundin erhält sich noch immer, trotz allen Be„kümmernissen, welche sie darnieder drücken. Leben Sie „wohl, Frau Ducheſſe! Grüßen Sie mir Ihren lieben „Mann, und alle Ihre Angehörigen! Sagen Sie ihnen, „daß ich nicht eher wieder einen frohen Tag haben werde, „bis ich meine alten guten Freunde wieder bey mir sehe.“ Hat sich wohl je ein Freund gegen den andern auf eine zärtlichere und liebreichere Art ausgedrückt?

Je stärkere Fortschritte die erste Nationalversammlung in ihren Arbeiten machte, desto mehr nahm das Unglück der Königin zu. Einen Beweiß hievon findetman in diesen wenigen Worten, welche Ludwig der Sechzehnte ebenfalls an die Ducheſſe von Polignac schrieb:

„Seit achtzehen Monaten giebt es hier nichts zu „hören und zu sehen, als nur solche Dinge, die äusserst „traurig sind. Man erzürnt sich zwar nicht darüber, „aber es thut einen doch weh, man wird niedergeschla„gen, wenn man immer mit Widerwärtigkeiten zu käm„pfen hat, und nicht selten sehr übel beurtheilt wird *).“

*) Diese abgerissenen Briefstellen, wie überhaupt alles, was ich von der Freundschaftsverbindung, die zwischen der Königin und der Ducheſſe von Polignac Statt fand, gesagt habe, findet man in einer kleinen Schrift, welche den Titel führt: Memoires de Madame la Ducheſſe de Polignac, avec des particularités sur sa liaison avec Marie-Antoinette, reine de France, par la comteſſe Diane de Polignac. Diese Druckschrift ist im allgemeinen Intelligenzcomtoir zu Paris, in der Straße Gilles-Coeur, Numero 16, zu haben. Ich machte nicht eher von dieser Druckschrift Gebrauch, bis ich mich hinlänglich überzeugt hatte, daß sie authentisch sey. Allein fürs erste ist es wider alle Wahrscheinlichkeit, daß irgend jemand in dem Zeitpunkte, wo sie herauskam, einiges Interesse dabey gehabt haben sollte, für jene hohen Freunde der Ducheſſe von Polignac Gefühle zu erregen, die ihnen zu nichts mehr nutzten; und zweytens fällt ja von selbst in die Augen, daß es der Lüge schlechterdings nicht möglich seyn würde, jene einfache naive Schreibart, jenen herzlichen und ungekünstelten Ton nachzuäffen, worin diese Briefe geschrieben sind, und welcher nur der Wahrheit ausschließlich eigen ist. Man hat alle Ursache, die öffentliche Bekanntmachung dieser Brieffragmente als ein wahres Glück

Jene traurigen Dinge, die man damals zu sehen und zu hören bekam, und welche Ludwig der Sechzehnte, einer der nachsichtsvollsten Menschen die je lebten, nur Widerwärtigkeiten nannte, verursachten der Königin die qualvollsten Leiden. Ich werde nun dem Leser bald Thatsachen vorlegen, woraus sich am besten ergeben wird, ob sie es verdiente, daß die constituirende Nationalversammlung und La Fayette die Qualen dieser unglücklichen Person ohne Rührung mit ansahen, und sie ihre Tage in Kummer und Thränen verleben ließen.

Mit den unglücklichen Schicksalen dieser Prinzessin hatte es die ganze besondere Bewandniß, daß sich alle

---

zu betrachten, weil sie uns jene Freundschaftsverbindung in ihrer ganzen, ungemein rührenden Liebenswürdigkeit vor Augen stellt; eine Verbindung, die so entsetzlich gelästert und verschrien worden ist, aber freylich nur von solchen Menschen, welche nicht an Freundschaft glaubten, weil sie überhaupt nicht im Stande waren, an Tugend zu glauben. Jene Herzensergießungen, wobey sich gewiß nicht voraussehen ließ, daß sie je zur Kenntniß des Publikums gelangen würden, charakterisiren den König und die Königin weit treffender, als alle die Handlungen, welche sie dem Anblick der Menschen nicht ganz entziehen konnten. Wer dieses Gemälde, welches sie, ohne es zu wissen, von sich selbst entworfen haben, nur mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet, der wird gewiß nicht umhin können, diesen schönen Seelen die vollständigste Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Partheyen die größten Ungerechtigkeiten gegen sie erlaubten. Selbst solche Personen, welche gar nicht wußten, worauf die Revolution eigentlich abzweckte, schienen damit einverstanden zu seyn, die Leiden Marien Antoinettens zu vergrössern. Diesem unerklärbaren Verhängnisse war es zuzuschreiben, daß sie von La Fayette eben so sehr gehaßt und verfolgt wurde, wie vom Orleans. Ich hoffe jedoch, daß die Leser dieses Werks, wenn sie sonst nur die Thatsachen, welche ich noch vorzutragen habe, in unpartheyische Erwägung ziehen wollen, mit mir übereinstimmen werden, daß diese fast allgemeine Verschwörung gegen die Königin, eine Folge der Unwahrheiten gewesen sey, welche man ohne Unterlaß aussprengte, und denen man ohne weitere Untersuchung Glauben beymaß. Der Umstand, daß sich so viele Personen gegen sie vergingen, führt mich immer, und zwar selbst wider meinen Willen, auf die Betrachtung zurück, daß es eben nicht sehr zu verwundern sey, wenn noch dermalen so viele Personen in dem Wahn stehen, als ob sie sich wirklich vergangen habe. Wenn man sich ungerechter Handlungen bewußt ist, dann sucht man sich freylich zu überreden, daß der Unschuldige, welchen man dadurch unglücklich gemacht hat, nicht ganz vorwurfsfrey gewesen sey.

Ende des sechsten Buchs und des ersten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nachricht.

Mit gegenwärtigem Werke zugleich wird ausgegeben:

Enthüllung der Ursachen und Darlegung der Resultate der französischen Revolution in zwey Schriften:

I. Frankreichs monarchische Staatsverfassung im Kampfe mit seiner Regierung, geschildert vom Herrn von Barentin, Großsiegelbewahrer (Reichskanzler) unter Ludwig XVI. im Jahr 1789, in einem Bericht an den Prätendenten. Aus dem Französischen. Mit einer Einleitung und Anmerkungen begleitet von J. G. Dyk. gr. 8. 1 Thlr. 4 gr.

II. Natur, Ursachen und Resultate der französischen Revolution; entwickelt von Edmund Burke, Adrian Lezay und dem deutschen Herausgeber beyder Schriften. Nebst einem allegorischen Frontispiz und drey historischen Abbildungen. gr. 8. 1 Thlr. 4 gr.

Von der für Staatsmänner, Offiziers, Gelehrte und Kaufleute gleich lesbaren und höchst interessanten

Geschichte des Revolutionskrieges in St. Domingo, von Bryan Edwards, Esq. Aus dem Englischen übersetzt

ist der 2te und letzte Theil erschienen. Beide Theile, mit einer Karte von Domingo, kosten 1 Thlr. 20 gr. — Dem zweyten ist ein Schreiben: über Europens Interesse in Beziehung auf die Wohlfahrt der Colonien in Amerika; von Herrn Malouet, einem Plantagen-Inhaber auf St. Domingo, beygefügt.

Leipzig, den 20sten Juny 1798.

Dykische Buchhandlung.

Leipzig, gedruckt bey Christian Otto.

Bayerische Staatsbibliothek München

X 11/2007